

# Das Argument

Zeitschrift für Philosophie  
und Sozialwissenschaften

191



Eduardo Galeano: Paradoxien

## Europa, Postkommunismus und Rassismus

U. Aitzsch, E. Balibar, C. Gallini, W.F. Haug,  
N. Räthzel, S. Rushdie, A. Soares do Bem

Über Simone de Beauvoir

Deutsche Okkupationspolitik in der Sowjetunion

# Das Argument

Zeitschrift für Philosophie  
und Sozialwissenschaften

Herausgegeben von Frigga Haug und Wolfgang Fritz Haug

*1990/91 schrieben unter anderen*

Günther Anders, Georg Auernheimer, Etienne Balibar, Hanna Behrend, Jacques Bidet, Volker Braun, Michael Brie, Joseph A. Buttigieg, Martin Damus, Alex Demirović, Irene Dölling, André Gunder Frank, Ehrenfried Galander, Stuart Hall, Gisela Hänel-Ossorio, Brigitte Hansen, Sandra Harding, Nancy Hartsock, Frederic Jameson, Jürgen Jünger, Pierre Juquin, Mary Kaldor, Wilhelm Kempf, Helga Königsdorf, Stefan Krätke, Ingrid Kurz-Scherf, Georges Labica, Gabi Lindner, Alain Lipietz, Kaspar Maase, Mary McIntosh, Steffen Mensching, Ina Merkel, Matthias Morgenstern, Oskar Negt, Wolfgang Nitsch, Hans-Heinrich Nolte, Helmut Peitsch, Claudia Pinl, Ursula Püschel, Sybille Raasch, Ruth Rehmann, Peter Ruben, Christina Schenk, Michael Schneider, Klaus Segbers, Anne Showstack Sasson, Dorothee Sölle, David Tetzlaff, Bernd Jürgen Warneken, Sieglinde von Wasielewski, Anja Weberling, Inge Wetig-Danielmeier, Paul Willis, Susan Willis

*Redaktion*

Wolfgang Bialas, Sibylle Haberditzl, Frigga Haug, Wolfgang Fritz Haug, Alexander Honold, Peter Jehle, Thomas Laugstien, Nora Rätzhel, Jan Rehmann, Jo Rodejohann, Werner van Treeck, Thomas Weber, Frieder O. Wolf

*Autonome Frauenredaktion*

Sünne Andresen, Ariane Bressell, Soja Fiedler, Frigga Haug, Kornelia Hauser, Barbara Ketelhut, Christina Klenner, Eva Kreisky, Susanne Lettow, Jutta Meyer-Siebert, Ingeborg Musold, Eva Stäbler, Ellen Woll

*Korrespondierende Redaktionsmitglieder*

Georg Auernheimer, Claudia Gdaniec, Karl-Heinz Götze, Michael Krätke, Dieter Kramer, Hans-Jürgen Pandel, Ulrich Schmitz, Erich Wulff, Gerhard Zimmer

*Redaktion und Einzelauslieferung:* Reichenberger Straße 150, 1000 Berlin 36  
Telefon (030) 611 41 82, Fax (030) 611 42 70

*Redaktionssekretariat:* Antje Rapmund

*Verlagsleitung:* Georg Stenzaly

*Umschlag:* Johannes Nawrath *Foto:* © Michael Berger: Hamburger Ausländerbehörde

Argument-Verlag, Rentzelstraße 1, 2000 Hamburg 13  
Telefon (040) 45 60 18 und 45 36 80, Fax (040) 44 51 89

*Auslieferung*

Interabo, Wendenstr. 25, Postfach 103245, 2000 Hamburg 1, Telefon (040) 23 09 92  
Buchhandel: Rotation, Mehringdamm 51c, 1000 Berlin 61, Telefon (030) 692 79 34

ISSN 0004-1157

Das Argument erscheint 1992 in 6 Heften (alle 2 Monate). Jahresumfang 1056 (ca. 980 + LXXVI) Seiten. — Einzelheft 14,- DM; Stud., Schüler, Erwerbslose 11,- DM. Jahresabo 72,- DM zzgl. Versand; Stud. etc. 57,- DM zzgl. Versand. — Kündigung des Abos nur zum Jahresende bei Einhaltung einer Dreimonatsfrist. — Die Redaktion bittet um Mitarbeit, haftet aber nicht für unverlangt eingesandte Texte und Rezensionsexemplare. Aufsätze sollen höchstens 20, Rezensionen 2 MS-Seiten haben (1 1/2zeilig, 60 Anschläge, 2-fache Ausfertigung). Autoren, die mit MS-DOS PC arbeiten, tragen zur Verringerung unserer Satzkosten bei, wenn sie uns zusätzlich zu 2 Ausdrucken eine 5 1/4- oder 3 1/2-Zoll-Diskette schicken. Zitierweise wie in den Naturwissenschaften. Das Argument wird regelmäßig von den folgenden sozialwissenschaftlichen Dokumentationsdiensten und Informationsbanken ausgewertet: Bulletin Signalétique 521, Literaturdokumentation zur Arbeitsmarkt- und Berufsforschung, Politische Dokumentation, Social Science Citation Index, Sozialwissenschaftliches Literaturinformationssystem. — Copyright © Argument-Verlag GmbH. Alle Rechte — auch das der Übersetzung — vorbehalten. — Konten: Postgiroamt Berlin West 5745-108. Bank für Gemeinwirtschaft Berlin (BfG) II 14 40 13 00, BLZ 100 101 11. Satz: Comptext, Berlin. Druck: alfa Druck, Göttingen. — Januar/Februar 1992. — Es gilt Anzeigenpreisliste Nr. 3.

Editorial .....	1
Nachruf auf Dieter Herms (Hartmut Lutz) .....	5
Eduardo Galeano: Paradoxien .....	6

## Europa, Postkommunismus und Rassismus

Etienne Balibar	
Europa nach dem Kommunismus .....	7
Wolfgang Fritz Haug	
Zur Dialektik des Anti-Rassismus .....	27
Ursula Apitzsch	
Gramsci und die Diskussion um Multikulturalismus .....	53
Salman Rushdie	
Attenboroughs Gandhi .....	63
Clara Gallini	
Gefährliche Spiele – Symbolisch praktizierter Rassismus in der Alltagskultur .....	67
Atim Soares do Bem	
Kreuzberger Jugendliche zwischen Revolte und Autoritarismus .....	79
Nora Räthzel	
Anmerkungen zur Migrationspolitik .....	85

\* \* \*

Kornelia Hauser	
Castor – die Lebensgeschichte eines feministischen Bibers .....	91
Walter Grode	
Deutsche Okkupationspolitik in der Sowjetunion .....	99
Hanna Behrend	
Zum Feldzug gegen Heinrich Fink .....	107

### *Kongreßberichte*

Rosa Luxemburg in Tokio, Ernst-Bloch-Tage .....	113
---	-----

### *Besprechungen*

Marx heute; Früher Deutscher Idealismus; Frauenliteratur; Ideologie-Theorie; Multikulturelle Gesellschaft; Rechtsextremismus; Politik als Ritual .....	119
VerfasserInnen, Zeitschriftenschau, Summaries .....	161

## Besprechungen

### Philosophie

<i>Bair, Deirdre</i> : Simone de Beauvoir ( <i>K.Hauser</i> ) .....	91
<i>Sichtermann, Barbara</i> : Der tote Hund beißt. Karl Marx, neu gelesen ( <i>W.Bialas</i> )	119
<i>Kiefer, Josef</i> : Die Marxsche Theorie als Computersimulation ( <i>W.Kunstmann</i> )	120
<i>Jamme, Christoph, und Helmut Schneider (Hrsg.)</i> : Der Weg zum System. Materialien zum jungen Hegel ( <i>Y.Hong</i> ) .....	121
<i>Jaeschke, Walter, und Helmut Holzhey (Hrsg.)</i> : Früher Idealismus und Frühromantik. Der Streit um die Grundlagen der Ästhetik ( <i>S.Keymer</i> ) .....	123

### Sprach- und Literaturwissenschaft

<i>Mudry, Anna (Hrsg.)</i> : Gute Nacht, Du Schöne. Autorinnen blicken zurück ( <i>K.Hauser</i> ) .....	124
<i>Stephan, Inge, u.a. (Hrsg.)</i> : »Wen kümmert's, wer spricht«. Zur Literatur und Kulturgeschichte von Frauen aus Ost und West ( <i>H.Behrend</i> ) .....	125
<i>Gerhardt, Marlis (Hrsg.)</i> : Irmtraud Morgner. Texte, Daten, Bilder ( <i>D.Janhsen</i> )	127
<i>Soden, Kristine von (Hrsg.)</i> : Irmtraud Morgners hexische Weltfahrt ( <i>D.Janhsen</i> )	127
<i>Faderman, Lillian</i> : Köstlicher als die Liebe der Männer. Romantische Freundschaft und Liebe zwischen Frauen von der Renaissance bis heute ( <i>M.Holdenried</i> )	129
<i>Schuller, Marianne</i> : Im Unterschied. Lesen, Korrespondieren, Adressieren ( <i>D.Riess-Beger</i> ) .....	13
<i>Pusch, Luise</i> : Alle Menschen werden Schwestern ( <i>B.Stuhlmann</i> ) .....	132
<i>Gräbel, Ulrike</i> : Sprachverhalten und Geschlecht ( <i>H.Kotthoff</i> ) .....	134

### Soziologie

<i>Eagleton, Terry</i> : Ideology. An Introduction ( <i>A.Franke</i> ) .....	136
<i>Ritsert, Jürgen</i> : Models and Concepts of Ideology ( <i>J.Koivisto</i> ) .....	138
<i>Leuschner, Udo</i> : Entfremdung – Neurose – Ideologie ( <i>G.Loidolt</i> ) .....	139
<i>Weingart, Peter (Hrsg.)</i> : Technik als sozialer Prozeß ( <i>D.Barben</i> ) .....	141

### Soziale Bewegungen und Politik

<i>Fetscher, Iring</i> : Toleranz. Von der Unentbehrlichkeit einer kleinen Tugend für die Demokratie ( <i>R.Saage</i> ) .....	144
<i>Leggewie, Claus</i> : Multi Kulti. Spielregeln für die Vielvölkerrepublik ( <i>F.Balke</i> )	146
<i>Bergmann, Werner, und Rainer Erb (Hrsg.)</i> : Antisemitismus in der politischen Kultur nach 1945 ( <i>E.Hennig</i> ) .....	148
<i>Klönne, Arno</i> : Rechts-Nachfolge. Risiken des deutschen Wesens nach 1945 ( <i>J.Blume</i> ) .....	150
<i>Stöss, Richard</i> : Die extreme Rechte in der Bundesrepublik ( <i>J.-M.Vögl</i> ) .....	152
<i>Butterwegge, Christoph, und Horst Isola (Hrsg.)</i> : Rechtsextremismus im vereinten Deutschland. Randerscheinung oder Gefahr für die Demokratie? ( <i>M.Kieserling</i> )	153
<i>Loch, Dietmar</i> : Der schnelle Aufstieg des <i>Front National</i> ( <i>J.M.Becker</i> ) .....	155
<i>Luthardt, Wolfgang, und Alfons Söllner (Hrsg.)</i> : Verfassungsstaat, Souveränität, Pluralismus. Otto Kirchheimer zum Gedächtnis ( <i>R.Axtmann</i> ) .....	156
<i>Edelman, Murray</i> : Politik als Ritual ( <i>F.Balke</i> ) .....	157

## Editorial

Wenn dieses Heft erscheint, ist es drei Jahre her, daß einer seiner Autoren sich vor Morddrohungen in den Untergrund flüchten mußte. Aspekte unseres Themas greifen hier in höchst widersprüchlicher Weise ineinander. Ein Schriftsteller, der einer ethnischen Minderheit angehört, schreibt einen Roman, in dem der Rassismus in seiner zweiten Heimat und die Identitätskonflikte der Einwanderer zentrales Thema sind. Angehörige seiner Minderheit bedrohen ihn als vermeintlichen »Beleidiger« ihrer Religion mit dem Tode, Regierung und Polizei, die er kritisierte, müssen ihn vor denen schützen, in deren Interesse er schrieb. Linke bezichtigen ihn im Namen des Rechts auf kulturelle Identität der Blasphemie, rassistische Boulevardblätter drängen sich an seine Seite. Verteidiger der Meinungsfreiheit sehen sich plötzlich in einer Reihe mit denen, die oft genug selbst Zensur ausüben. Verwoben in diese Widersprüche sind: der Gegensatz zwischen den »Gebildeten« und dem »Mob«, das Verhältnis zwischen Politik und Ökonomie, Herrschaftsideologie und Alltagskultur.

*Khomeini am 14. Februar 1989:* Ich informiere die stolzen Moslems in aller Welt, daß der Autor des Buches *Satanische Verse*, das gegen den Islam, den Propheten und den Koran gerichtet ist, und alle, die wissentlich an seiner Publikation beteiligt waren, hiermit zum Tode verurteilt sind. Ich fordere alle Moslems auf, diese Personen, wo auch immer sie sich aufhalten, hinzurichten.

*Indischer Hindu-Lyriker:* Wenn ich ein Hindu-Fanatiker wäre, würde ich dieses Buch als eine verteuftelt clevere Glorifizierung des Islam und seines Propheten Mohammed lesen.

*Moslemischer britischer Stadtrat:* Ich bin ein Mitglied der Labour-Party, ein linkes noch dazu, ... das seit über 20 Jahren gegen Rassismus und auch gegen Antisemitismus gekämpft hat. Rushdie hat mit seinem Roman die moslemische Bevölkerung auf der ganzen Welt grob beleidigt. Er sagt Dinge, die ein Haßgefühl gegen die moslemische Gemeinde entstehen lassen könnten. Wenn ein solches Buch gegen den jüdischen Glauben geschrieben würde, dann würden all die Liberalen sofort schreien: Wann zensiert ihr das?

*Ägyptischer Schriftsteller:* Wer bestraft werden muß, das ist nicht Rushdie, sondern Khomeini selbst, denn er hat als erster die wahren Prinzipien des Islam verraten.

*Britisches Gericht:* Selbst wenn wir die Möglichkeit hätten, das Gesetz gegen Blasphemie auf andere Religionen als die christliche anzuwenden, würden wir dies nicht tun.

*Philosoph, islamischer Gelehrter in Großbritannien:* An den Universitäten lehren Christen Theologie, Juden den Judaismus, nur keine Moslems den Islam. Wir respektieren die Meinungsfreiheit, aber es gibt auch Grenzen: Verleumdungsgesetze, Blasphemiegesetze, legale Möglichkeiten, rassistische Meinungen zu zensieren. Rushdies Erfolg im Westen erklärt sich einzig und allein aus der Tatsache, daß er die westlichen Vorurteile über den Islam bestärkt.

*Osservatore Romano, Zeitung des Vatikan:* Das religiöse Bewußtsein von Millionen im Glauben verletzter Muslime verdient den Respekt der Katholiken. Die Heiligkeit des religiösen Gefühls darf aber nicht die Unantastbarkeit des menschlichen Lebens in Frage stellen.

*Britische Labourabgeordnete* setzen sich für die Ausweitung des Blasphemieparagrafen ein, damit das Buch verboten und der Autor bestraft werden kann.

*Women against Fundamentalism:* Als Frauen, die verschiedenen Religionen oder keiner angehören, möchten wir unsere Solidarität mit Salman Rushdie ausdrücken. Die religiösen Führer sprechen nicht in unserem Namen. Wir fordern die Trennung von Religion und Staat als

Voraussetzung zur Bekämpfung jeglichen Fundamentalismus. Wir fordern die Abschaffung des Blasphemie-Paragrafen.

*Linker britischer Rassismuskritiker und Aktivist:* Die »Frauen gegen Fundamentalismus« sind Intellektuelle, die sich ebenso vom einfachen Volk entfernt haben wie der Autor. Er hat die Asiaten auf dem Gewissen, die seit der Veröffentlichung seines Buches von englischen Rassistin im Namen der westlichen Werte ermordet wurden.

*Britischer Außenminister:* Wir verstehen, daß die Moslems sich von dem Roman zutiefst verletzt fühlen. Das Buch äußert sich auch beleidigend über unsere Regierung und unsere Gesellschaft. Das britische Volk hat nichts damit zu tun, daß es geschrieben und veröffentlicht wurde. Wir können jedoch nicht zulassen, daß das Prinzip der Redefreiheit umgestoßen wird.

*Britischer sozialdemokratischer Vizepräsident:* Die Taschenbuchausgabe muß verhindert werden: Man darf das Recht der in England ansässigen Moslems auf Schutz ihrer fundamentalen religiösen Überzeugungen nicht vernachlässigen.

*The Sun:* Rushdie ist ein britischer Bürger, der kein Verbrechen begangen hat. Unsere Premierministerin muß jenes abscheuliche alte Schwein warnen, daß er für jeden Anschlag auf Rushdie persönlich bezahlen muß. Früher schickten wir bei solchen Gelegenheiten die Marine. Wir sollten es wieder tun. Die Linken und die »Frieden-um-jeden-Preis-Brigade« werden aufschreien, die Vereinten Nationen werden Resolutionen verabschieden, aber wen zum Teufel interessiert das?

*Nicaraguanische Intellektuelle* solidarisieren sich mit Rushdie, *Tomas Borge* spricht sich im Interesse der guten Beziehungen zum Iran gegen eine Veröffentlichung der *Satanischen Verse* aus.

*Rushdie:* Schließlich ist der Islam eine der großartigsten Ideen, die je auf die Welt gekommen sind – ich denke, die nächste Idee von ähnlicher Größe ist der Marxismus gewesen.

*Deutsche, zum Islam konvertierte Frauen:* Unsere Gruppe ist seit einigen Jahren bemüht, den Islam bei der deutschen Bevölkerung verständlich zu machen und Vorurteile abzubauen. Rushdies Buch wird die bisherigen Bemühungen wieder vollends zunichte machen.

*Siebzehnjähriges Mädchen aus einer muslimischen Familie:* Rushdies Worte haben mir eine neue Welt eröffnet. Eine Welt, die nicht von Mullahs kontrolliert wird, in der religiöse Unterschiede toleriert werden und, was mir am meisten bedeutet, in der Männer Frauen nicht brutal beherrschen.

Im Februar 1990 wurde das Todesurteil vom iranischen Staatspräsidenten Chamenei bekräftigt. 1991 wurde der japanische Übersetzer der *Satanischen Verse* erstochen, der italienische verletzt. Der Versuch Rushdies, durch Aussetzen der Taschenbuchausgabe eine Versöhnung herbeizuführen, blieb erfolglos. Die Beziehungen zwischen den EG-Ländern und dem Iran sind wieder normal.

*Rushdie, Dezember 1991:* Offensichtlich läßt sich an einer strengen, engstirnigen, absolutistischen Weltsicht am ehesten festhalten; dagegen ist das ungewisse, unbestimmte, das metaphorische Bild, das ich mit mir herumgetragen habe, viel verwundbarer. Und doch muß ich mit aller Kraft an diesem Chamäleon festhalten, dieser Schimäre, diesem Gestaltenbeweger, meiner eigenen Seele; muß mich an ihren boshaften, bilderstürmerischen, unberechenbaren Narreninstinkt halten, gleich wie stark der Sturm tost. (...) Die Zeit ist gekommen, die Frage zu beantworten: Wieviel ist mein Einzelleben wert? Ist es mehr oder weniger wert als die fetten Verträge und politischen Pakte ...? Sie haben zu entscheiden, wieviel ein Schriftsteller wert sein sollte, welchen Wert sie einem Geschichtenerfinder beimessen und einem, der sich mit der Welt auseinandersetzt.

Wie läßt sich dieses Konfliktfeld begreifen, wie darauf handeln? Der Bedeutung kultureller Identität für widerständiges Handeln eingedenk, übersehen manche, daß auch Herrschaft sich im Kulturellen verankert. Indem Rushdie das Kulturelle aus der Einbindung in Herrschaft herauslöst und entsprechend der neuen Lebensbedingungen weiterzuentwickeln sucht, trägt er zur Widerstandskultur bei. Daß die Rechte sich als Verteidigerin der freien Meinungsäußerung gegen »fanatische Fundamentalisten« und »linke Antirassisten« aufspielen konnte, verweist auf die Schwierigkeit, die dichotomischen Alternativen zu durchbrechen, die der dominante Diskurs setzt: »Fanatismus oder Freiheit«? Oder, von links artikuliert, aber im gleichen Gegensatz verbleibend: »Solidarität mit dem unterdrückten Volk oder mit abgehobenen Intellektuellen«? Blicke es dabei, würde die ganze Politik des Antirassismus und der »Multikulturalität« ungläubwürdig.

N.R.

### Zum vorliegenden Heft

*Etienne Balibar* entwirft eine überraschende Deutung des Umbruchsgeschehens der letzten Jahre: Er fragt nach der Bedeutung des Kommunismus für die Herausbildung Europas und für seine Spaltung; er analysiert, wie Staatskommunismus im Osten und Parteikommunismus im Westen politisches Handeln und Denken blockierten und zugleich entfesselten, welcher Zusammenhang schließlich zwischen den neuen Nationalismen, dem alten Kommunismus und seinem Zusammenbruch besteht.

Im Jahre 1991 zählte das Bundeskriminalamt in der Bundesrepublik über zweitausend rassistisch motivierte Straftaten. Politik gegen Rassismus ist dringend gefragt. *Wolfgang Fritz Haug* untersucht Widersprüche dieses Feldes und die Zwickmühlenstruktur der »Ausländerpolitik«; er zeigt, daß viele antirassistische Vorstellungen, vor allem moralistische, zu kurz greifen und ein neuer »Theorieschub« nötig ist. Daß der Aufsatz fast die doppelte Länge des in dieser Zeitschrift Üblichen hat, ist nicht dem Mißbrauch der Redakteursposition zuzuschreiben, sondern der Dringlichkeit, Komplexität und Ungeklärtheit vieler Fragen auf diesem Feld.

*Ursula Apitzsch* bearbeitet mit einem an Gramsci orientierten Kulturbegriff das Problem der »kulturellen Identität« ethnischer Minderheiten. – *Clara Gallini* zeigt, wie Bilder von Fremden in Werbung, Videospielen und im Sport einen Kontext schaffen, in dem unter bestimmten Bedingungen aus Spiel tödlicher Ernst werden kann. – *Arim Soares do Bem* führt in Interviews mit türkischen und deutschen Jugendlichen aus dem Berliner Stadtteil Kreuzberg vor, wie das Auftauchen nazistischer Skinheads bisherige Gegner zu Verbündeten werden ließ, aber auch dazu führte, daß in der Abwehr faschistischer Gewalt Züge derselben angenommen wurden. – *Nora Rätzzel* formuliert Fragen zum Zusammenhang von Fluchtbewegungen und ökonomischen Aktivitäten westeuropäischer Industrieländer, die ein bestellter, aber leider nicht zustande gekommener Beitrag exemplarisch untersuchen sollte.

Außerhalb des Schwerpunkts analysiert *Kornelia Hauser* aus feministischer Sicht die von Deirdre Bair vorgelegte Biographie zu Simone de Beauvoir. Sie interessiert

sich vor allem um die hier sichtbar werdende »Differenz der Geschlechter in ihren intellektuellen Individualitätsformen«.

Zwei weitere Beiträge beleuchten Aspekte der deutschen »Vergangenheitsbewältigung«, die mit der »Wiedervereinigung« nicht nur eine ungekannte Lautstärke, sondern auch ihre eigene Dialektik bekommen hat. Die ohnmächtige Wut der Ostdeutschen auf ihren zusammengebrochenen Sicherheits- und Vormundschaftsstaat hat sich zur Legitimationsbasis einer Politik umfunktionieren lassen, die im Interesse der »D-Mark« den Wählern derselben die Arbeitsplätze, Lebensbedingungen und Zukunftschancen zerstört. Dabei wird die gemeinsame Vergangenheit, werden vor allem die ungesühnten, von den nachmals westdeutschen Machteliten federführend mitkonzipierten Verbrechen in dem Maße aus dem Bewußtsein gerückt, wie die regierungstreuen Medien zur Vergangenheitsbewältigung nach Gutsherrenart blasen. Der Brandenburger SPD-Landesvorsitzende Steffen Reiche erschien dem Berliner *Tagesspiegel* (26.1.92) als »Rufer in der Wüste«, als er sich bei einer Podiumsdiskussion wunderte, daß »die Betroffenheit über die Aktenberge so ungeheuer viel größer als über die Leichenberge von Auschwitz ist«. Zugleich läßt sich das Bedürfnis nach Aufarbeitung der DDR-Vergangenheit durch seine lähmende Fixierung auf die Stasi für politische Kampagnen und administrative Säuberungsaktionen einspannen, bei denen sich etwa der Berner Pfarrer Peter Winzeler »nur allzusehr an die unbewältigte, verdrängte, aber in den neuen Bundesländern um so hemmungsloser wiederauflebende nazistische Menschen- und Hexenjagd« erinnert fühlte (*Tagesspiegel* 15.12.91).

Wir erinnern mit dem Beitrag von *Walter Grode* zunächst an die im Zweiten Weltkrieg umgesetzten Pläne zur Kolonisierung der Sowjetunion, die durch Entindustrialisierung und Umsiedlung zur Rohstoffbasis und Kornkammer des Deutschen Reiches gemacht werden sollte. Der Hungertod von Millionen war einkalkuliert. Der Autor macht deutlich, daß »traditionelle« Politiken dieser Art, und nicht nur der nazistische Antisemitismus, zur Erklärung des Holocaust mit in Betracht gezogen werden müssen. *Hanna Behrend* nimmt die Kampagne gegen den Rektor der Humboldt-Universität Heinrich Fink zum Anlaß, arrogantes Kolonisieren der ehemaligen DDR anzuklagen. Die politische Funktionalisierung des »Stasi-Verdachts« hat schon jetzt dazu geführt, daß rechtsstaatliche Normen beschädigt worden sind: im Zweifel gegen den Verdächtigten. Wer die 40 Jahre DDR mit dem Nazismus gleichsetzt und zu einer einzigen Verbrechensgeschichte erklärt, begeht selber ein Verbrechen gegen die viel komplexere Wahrheit, aber auch gegen die politische Kultur, die darauf angewiesen ist, daß Menschen aus den unterschiedlichen Lagern aufrechten Ganges ins künftige Deutschland gehen können. Und Heinrich Fink gehört wie Manfred Stolpe zu denen, die aufrechten Gang personifizieren.



## Nachruf auf Dieter Herms

»Hoy enterraron al Louie«, »Heute begraben sie Louie«, beginnt ein berühmtes Gedicht des Chicano Lyrikers, Malers, Sängers, politischen Aktivisten und Kunstprofessors José Montoya. In dem Poem werden der Mut, die Selbstlosigkeit, die Solidarität, die Kreativität und die Schlitzohrigkeit des *Barrio*-Bewohners »El Louie« besungen, der nach einem Leben voll Leidenschaft und Kampf für die Humanität der Unterdrückten ganz unpassend im Bett verstarb. Dieses Gedicht seines Freundes war ein Lieblingstext von Dieter Herms, der am 14. Dezember 1991 im Alter von 54 Jahren dem Asbestkrebs erlag, gegen den er in den letzten vier Jahren zusammen mit Ursula Bauer aktiv und mutig gelebt hatte. Wer Dieter kannte, versteht, weshalb er diesen Text so liebte. Sein Verhältnis zu Chicanas und Chicanos war von wissenschaftlichem Interesse an Zweiter Kultur, von politischer Solidarität mit Marginalisierten und von großem humanem Engagement und Liebe zu seinen Mitmenschen geprägt. Auf allen drei Gebieten leistete Dieter Außergewöhnliches.

Noch im Jahr seines Todes erschien sein großes grundlegendes Werk, *Die zeitgenössische Literatur der Chicanos*, und die Chicana Lyrikerin und Romanautorin Ana Castillo konnte auf Grund seiner Bemühungen an der Universität Bremen ihre Promotion abschließen. Gleichzeitig richtete seine Universität aus den von ihm über viele Jahre gesammelten Dokumenten ein Archiv zum Schaffen des sozialistischen amerikanischen Schriftstellers Upton Sinclair ein, dem Dieters wissenschaftliches Interesse noch länger gegolten hatte, als den Chicanas und Chicanos.

Mit ganz besonders intensivem Einsatz kämpfte Dieter für den Erhalt der Zeitschrift *Gulliver: Deutsch-englische Jahrbücher*. Als einziges Mitglied der Gründungsredaktion von 1976 betreute Dieter die Zeitschrift bis zu ihrem dreißigsten Band. Er erschien noch in der Woche, in der Dieter starb, und er enthält sein Abschieds-Editorial, in dem er zum letzten Mal an die LeserInnen appelliert, sich nicht durch Schweigen mitschuldig zu machen an dem immer frecheren Anwachsen des täglichen Faschismus im neuen Deutschland. Das Weiterbestehen des *Gulliver* als letzte verbliebene linke anglistisch-amerikanistische Fachzeitschrift in Deutschland war in den letzten Jahren entscheidend Dieters Verdienst, und die Zukunft muß zeigen, wie weit es uns gelingen wird, Dieters trotziges »no pasaran!« zu verwirklichen.

Dieter wurde in den letzten Jahren seines so erfüllten Lebens zum überzeugten Christen, dem sein Glaube Kraft gegeben hat. Auch hier war Dieter undogmatisch und unerschütterlich, aber gleichzeitig tolerant gegenüber Haltungen anderer. Er hat mit seinem Leben eindrücklich bewiesen, daß der aufrechte Gang die einzige humane Fortbewegungsart ist, und daß der lange Marsch durch die Institutionen, in Liebe und Solidarität gegangen, nicht zu Brechungen und Verbiegungen führen muß. Ohne ihn wird die deutsche Anglistik/Amerikanistik langweiliger, die Welt ist ohne ihn kälter und dunkler geworden, und alle, die ihn kannten und liebten, werden sich dankbar an das Geschenk erinnern, das er mit seinem Leben gegeben hat.

Hartmut Lutz

## Paradoxien \*

Wenn der Widerspruch die Lunge der Geschichte ist, dann muß die Paradoxie wohl der Spiegel sein, den die Geschichte uns vorhält, um uns zu verspotten.

Nicht einmal der Sohn Gottes selbst konnte sich vor der Paradoxie retten. Er wählte für seine Geburt eine subtropische Wüste, in der es nie geschneit hat, aber der Schnee ist zum universellen Symbol von Weihnachten geworden, seit Europa beschloß, Jesus zu europäisieren. Und, um das ganze noch auf die Kreuzesspitze zu treiben: Seine Geburt ist heutzutage das einträglichste Geschäft der Händler, die Jesus einst aus dem Tempel vertrieb.

Napoleon Bonaparte, der französischste aller Franzosen war kein Franzose, kein Russe Josef Stalin, der russischste aller Russen; und der deutscheste der Deutschen, Adolf Hitler wurde in einem österreichischen Dorf geboren. Margherita Sarfatti, die Geliebte des Antisemiten Mussolini, war Jüdin. José Carlos Mariátegui, der von den lateinamerikanischen Marxisten am meisten Marxist war, glaubte leidenschaftlich an Gott. Che Guevara war von der argentinischen Armee als *für das militärische Leben absolut untauglich* beurteilt worden.

Die Hände eines Bildhauers mit Namen Aleijadinho, dem häßlichsten aller Brasilianer, schufen die größten Schönheiten Brasiliens. Die Schwarzen Nordamerikas, die am meisten unterdrückt wurden, schufen den *Jazz*, die freieste Musik. Don Quijote, der reisefreudigste der fahrenden Ritter wurde in der Enge eines Kerkers gezeugt. Und der Gipfel der Paradoxien: Seinen berühmtesten Satz hat Don Quijote niemals gesagt. Er sagte nie: *Sie bellén Sancho, das heißt, wir kommen vorwärts.*

»Du kommst mir nervös vor«, sagt der Hysteriker. »Ich hasse Dich«, sagt die Verliebte. »Es wird keine Abwertung geben«, erklärt der Wirtschaftsminister am Vorabend der Abwertung. »Das Militär respektiert die Verfassung«, beteuert, am Vorabend des Staatsstreichs, der Verteidigungsminister.

In ihrem Krieg gegen die sandinistische Revolution waren sich die Regierung der Vereinigten Staaten und die kommunistische Partei Nicaraguas paradoxerweise einig. Und paradox waren schließlich und endlich die sandinistischen Barrikaden während der Diktatur Somozas: Die Barrikaden, die die Straße versperrten, öffneten den Weg.

*Aus dem lateinamerikanischen Spanisch von Nora Räthzel*

\* Aus: El Libro de los Abrazos. Siglo XXI. 1989

Etienne Balibar

## Europa nach dem Kommunismus<sup>1</sup>

Bevor ich mich auf etwas einlasse, was genau genommen keine Analyse, sondern eher eine Reihe von Fragen, bestenfalls von Hypothesen ist, möchte ich ein Geständnis machen, eine Erfahrung reflektieren und einen Befund konstatieren.

Das Geständnis ist: obwohl mir die Ungeheuerlichkeit dieses Ereignisses, des Zusammenbruchs des »realen Sozialismus« in Europa im Zeitraum weniger Monate, durchaus bewußt ist, bin ich keineswegs fassungslos. Zumindest nicht so sehr, wie ich es geglaubt hätte. Vielleicht einfach, weil wir nicht »vor Ort«, in Osteuropa sind, oder nicht einmal in diesem »wiedervereinigten« Deutschland, von dem uns hier nur wenige Kilometer trennen. Aber auch weil ich ein gewisses *Déjà-vu-Gefühl* habe, als sei ich schon bei der Generalprobe des Stückes dabei gewesen. Nachdem ich zwanzig Jahre lang der Kommunistischen Partei angehört habe (von 1961 bis 1981), habe ich das Gefühl, die »Implosion« des Apparates, der sich kommunistisch nannte und die marxistische Theorie für sich reklamierte, schon gelebt zu haben, wenn auch in abgeschwächter und weniger folgenschwerer Form. Das Ende des Kommunismus war für mich in der einen oder anderen Weise seit dem Ende der siebziger, spätestens dem Anfang der achtziger Jahre unvermeidlich.

Als Kontrapunkt möchte ich auch eine ambivalente Erfahrung miteinbeziehen. Mitte der achtziger Jahre haben einige von uns gesehen und gehört, wie westliche Intellektuelle und Politiker den Dissidenten, die in Prag und anderswo moralisch und politisch das Ende der Diktatur vorbereiteten, eine »strahlende Zukunft« verkauften (gegen die Anerkennung einer antizipierten Schuld): Markt, Demokratie, Europa. Zweifellos war das nicht neu, aber es wurde zunehmend »glaubwürdig«. Wir selbst haben unseren bescheidenen Beitrag dazu geleistet, diesen perversen Austausch aufrechtzuerhalten, denn er war die Bedingung unserer Kommunikation.

Erlauben Sie mir schließlich eine Feststellung, die uns mitten ins Thema führen wird. Kaum zwei Jahre sind vergangen seit dem Fall der Berliner Mauer, zwei Jahre seitdem wir die (sehr unterschiedlichen) »Revolutionen« in Ungarn, in Rumänien, in der Tschechoslowakei gesehen haben, seit dem »Putsch« (oder dem Pseudo-Putsch, vielleicht werden wir eines Tages das endgültige Wort kennen) von Moskau und der Desintegration des sowjetischen Staates etc. Aber schon – wir hören es, wir lesen es – verändern die Diagnosen über den Zusammenbruch des Kommunismus, die Einschätzung seiner Konsequenzen und – verzeihen Sie mir das Wort – seiner Kosten, ihren Ton. Liegt es am Bürgerkrieg in Jugoslawien, am aufflammenden Neonazismus in Deutschland, an der »Apathie« der polnischen Wähler oder an den Sondervollmachten, die Boris Jelzin verlangte ...? Oder am wohlverstandenen Sinn für unsere eigenen Interessen? Niemand glaubt mehr an die demokratische Spontaneität. Und von der Bewunderung für die anti-totalitären Revolutionen, die uns, unter anderem »Europa« zurückgeben, ist man unmerklich zur Sorge, um nicht zu sagen zum Argwohn

übergegangen. Gewißheiten bleiben bestehen, zum Beispiel die über die *Umkehrbarkeit* der historischen Mutation, die wir erleben, aber die *Bedeutung* dieser Mutation beginnt als das zu erscheinen, was sie ist: durch und durch problematisch.

### Revolution? Restauration?

Diese und ähnliche Worte befinden sich im Umlauf. Daß wir uns nicht irren: Ihr Gebrauch richtet sich nicht unbedingt danach, ob jemand *für* oder *gegen* das »Ende des Kommunismus« ist. Es gibt wütende Gegner des Kommunismus, die die Veränderungen der Regime der östlichen Staaten als Restauration, und dem Kommunismus treue Aktivisten und Intellektuelle, die diese gleichen Veränderungen als »revolutionär« beschreiben. Und dies nicht nur deskriptiv, sondern sogar in dem Sinn, in dem Marx davon gesprochen hat, die »Ketten zu zerbrechen«, die die Zukunft versperren (Labica 1990).

Offensichtlich hängt alles davon ab, welche Vorstellung man von dem Regime hat, das vor unseren Augen zusammenbricht und wie man seine Geschichte analysiert. Alles hängt zudem davon ab, welche Bedeutung man jeweils den *äußeren* Faktoren (insbesondere dem militärischen, politischen und ökonomischen Druck des »Westens«) und den *inneren* Krisenfaktoren beimißt, und für wie wichtig man die Rolle hält, die die *Volksbewegungen* spielen. Dieser letzte Punkt ist entscheidend für diejenigen, die sich einer demokratischen Tradition verpflichtet fühlen, denn er beinhaltet die Frage, ob die seit Jahrzehnten ihrer politischen Rechte beraubten Völker des Ostens wenigstens virtuell wieder die Mittel ergriffen haben, sich selbst zu regieren. Niemand wird behaupten wollen, daß diese »revolutionären« Gruppen bei der Vorbereitung und dem Fortgang der Ereignisse keine Rolle gespielt haben. Das reicht vom langen Widerstand der polnischen *Solidarität* oder der tschechischen *Charta 77* bis zu den 1989 vom *Neuen Forum* organisierten Massendemonstrationen oder bis zur Niederlage, die die Moskauer Bevölkerung 1991 dem »Putsch« bereitete.

Aber es darf auch niemand die Augen vor dem Ausmaß der Phänomene verschließen, die zur konterrevolutionären Tradition gehören: Säuberungsaktionen und Abrechnungen, die zum Teil von den ehemaligen Mitgliedern des kommunistischen Apparats gefordert werden. Rückkehr der alten Besitzer (sogar der früheren Autokraten oder ihrer Nachkommen), Rückkehr des Religiösen, die auch praktische regressive Konsequenzen hat, insbesondere für die Freiheiten, die sich die Frauen erobert haben und für den Laizismus des Staates (ganz abgesehen vom Antisemitismus). Es wäre falsch, wenn die *Formen*, in denen die Liquidation der Diktatur stattfindet, uns den Blick trüben würden für den *wichtigsten Gehalt* dieser Liquidation: Abbau des repressiven Apparates, Wiederherstellung der Meinungsfreiheit etc. Aber das allgemeine Zögern bei der Wahl der politischen Kategorien, die sich auf diesen Prozeß anwenden lassen, zeigt zumindest eines: daß er sich der Klassifizierung innerhalb des herrschenden Darstellungsrahmens entzieht.

Wäre es also nicht folgerichtig, sich Furets Position anzuschließen, daß jedes radikal neue historische Ereignis zunächst in archaischen Vorstellungen befangen

ist (Furet 1991)? Das »Ende des Kommunismus« im Osten ist demnach auch das Ende jener »Modernität« der Politik, die durch die Französische Revolution eingeleitet und von den in ihr entstanden Begriffen dominiert wurde (darunter eben jene, wie Revolution, Konterrevolution, Restauration). Aber dieses Ende muß paradoxerweise zunächst in eben jener Sprache gedacht werden, die sie radikal ihres Sinnes beraubt.

Dieser Standpunkt wäre unwiderlegbar, würde er nicht durch ein noch abenteuerlicheres Postulat gestützt: Daß die »Revolutionen/Restaurationen«, die wir erleben, einen Eintritt in die politische, wenn nicht gar in die soziale *Normalität* bedeuten, daß sie das Ende einer »Ausnahme« sind (die man als Utopie, Machiavellismus, Jakobinismus oder anders erklären kann). Soweit ich sehe, trifft dies in keiner Weise zu. Es läßt sich daher gut und gerne annehmen, daß dieser Standpunkt nichts weiter ist als das Ergebnis einer rein ideologischen Sicht auf die kommunistischen Staaten, die für die Mehrheit der westlichen Politologen typisch ist. Wir müssen also von der ersten Frage ausgehen: Was bricht heute im Osten zusammen?

## Die zwei Kreise

Erste Feststellung: Was in wenigen Monaten von der historischen Bühne verschwunden ist, das sind vor allem *Staaten*. Da die offizielle Ideologie dieser Staaten der Kommunismus war, hervorgegangen aus der marxistischen Tradition, bearbeitet von Lenin, Stalin und deren Nachfolgern, eingesetzt beim »Aufbau des Sozialismus« und später bei der Verwaltung des »realen Sozialismus«, ist dieser Zusammenbruch zugleich einer des *Staatskommunismus*. In diesem engen Sinn ist zunächst der Ausdruck vom »Ende des Kommunismus« zu verstehen. So weit so gut. Aber da der Staatskommunismus nach einem halben oder sogar einem dreiviertel Jahrhundert in seinem Inneren und außerhalb, in polarem Gegensatz zu ihm, die wichtigsten Bewegungen, die sich auf den Kommunismus berufen, reorganisiert hat, handelt es sich auch um das Ende des »Kommunismus« als autonomer sozialer Bewegung.<sup>2</sup> Ein weiteres Mal wird uns der experimentelle Beweis für die Zerbrechlichkeit der »starken Staaten« vorgeführt. Lassen Sie uns also die vorausschauende Klarheit Gramscis würdigen, der sich nicht von der marxistischen Ideologie vom »Absterben des Staates« verführen ließ, sondern aus dem Inneren der kommunistischen Bewegung heraus, dessen Schwäche diagnostizierte. Er zeigte, daß der von den Bolschewiki auf den Trümmern des russischen Imperiums gebaute Staat sich als unfähig erwies, die »Zivilgesellschaft« zu *hegemonisieren*, d.h. (in dem paradoxen Sinne, in dem er diesen Begriff benutzte) ihre Selbstorganisation anzuregen. Diese Analyse ist ganz offensichtlich noch heute zutreffender als die von der Totalitarismustheorie beeinflussten, die die These einer quasi übernatürlichen Unveränderlichkeit der kommunistischen Regime hervorbrachten.

Wenngleich der staatliche Charakter des zusammenbrechenden Kommunismus unbestreitbar ist, so bleiben doch zwei Probleme offen, die vielleicht auf eines reduzierbar sind: Das eine ist das der *kommunistischen Idee* (oder des Ideals, der Doktrin), das andere das der Zukunft der kommunistischen Bewegungen in

der nicht-kommunistischen Welt (für die man, nun, da sie formell »die einzige« ist, zweifellos eine neue Bezeichnung wird finden müssen).

Was die Idee angeht, so muß man wieder erstaunt feststellen, welche unterschiedlichen Einschätzungen zu Tage treten. Neben denen, die sagen, daß auch sie »tot« ist, findet man in allen Lagern Stimmen, die mit Hoffnung, Nostalgie oder Besorgnis versichern, das Verschwinden eines Regimes bedeute nicht den Tod einer Idee. Liberale Intellektuelle haben zur Feder gegriffen, um daran zu erinnern, welchen Beitrag die Anhänger dieser Idee in den Kämpfen für Freiheit und Gleichheit geleistet haben (Jean Denis Bredin in *Le Monde*, 1991). Andere, weniger großzügige, haben umgekehrt argumentiert, daß man dem »Kommunismus nicht *post mortem* gewähren darf«, was man ihm doch »Zeit seines Lebens immer verweigert hat« (Editorial der Zeitschrift *Esprit*, Nr.10, Oktober 1991). Viele Kommunisten, innerhalb und außerhalb der gleichnamigen Partei, erklären, daß eine radikale Kritik des Kapitalismus solange unzerstörbar ist, wie dieser seine eigenen Widersprüche hervorbringt. Einige gehen schließlich so weit zu sagen, daß nun, da der Staatskommunismus, die entstellte und pervertierte Form des kommunistischen Ideals, tot ist, endlich Raum für einen authentischen Kommunismus und – auf der Ebene der Theorie – für einen authentischen Marxismus ist (vgl. Lucien Sève, 1990; von einem entgegengesetzten philosophischen Standpunkt, Alain Badiou, 1991).

Obleich ich die Motive dieser Argumentation verstehe (und bestünden sie nur darin, einem neuen intellektuellen Konformismus zu widerstehen, der oft seine Übereinstimmung mit dem sozialen Konformismus nur allzu schlecht zu verbergen weiß), halte ich diese Position sowohl politisch wie theoretisch für schwach. Insofern der *historische* Kommunismus nicht aus sich selbst heraus die Kraft gefunden hat, seine Perversionen zu korrigieren, noch wir Marxisten die theoretischen Instrumente, die Ursachen hierfür wirklich zu erklären, kann die Berufung auf eine unsterbliche Wahrheit heute nichts weiter beinhalten, als die Leere des Wunsches, der damit zum Ausdruck gebracht wird. Es handelt sich vor allem um eine Form, *nein* zu sagen (und es ist oft wichtig, *nein* zu sagen, aber, wie Brecht sinngemäß sagte, es ist noch wichtiger zu sagen, *wie*). Darüber hinaus ist diese Position besonders bei einer Theorie und einer Bewegung unhaltbar, die sich als unauflöslich miteinander und mit ihrer historischen *Verwirklichung* verknüpft verstanden haben. Der Kommunismus ist (und er ist es sich schuldig, dies zu sein) die einzige Theorie, die nicht hoffen kann, sich vor einer historischen Katastrophe in die Höhen eines Ideals oder einer zeitlosen Utopie »zu retten«. Und wenn der *Marxismus* als Programm und als Instrument zum Erkennen der Realität weiter existieren soll, dann muß dies auf einer anderen Grundlage geschehen: Indem er seine Fähigkeit zur Analyse unter Beweis stellt, indem er seine eigene Geschichte begreifbar macht.

Die Unterscheidung zwischen der Realität und dem Ideal, begründet mit der Behauptung, die »Realität«, in der das Ideal Schiffbruch erlitten habe, sei die Verstaatlichung des Kommunismus, ist ungefähr die Position, die Althusser schon 1978 vertreten hatte; weswegen er die nunmehr unumstößliche »Krise des Marxismus« begrüßte und ihr die Forderung nach einem »Kommunismus außerhalb des Staates« entgegenstellte (Althusser 1978a und b). Aber diese Formulierung

ist so oder ähnlich mindestens seit der Oktoberrevolution eine Konstante in der Geschichte des Sozialismus und des Kommunismus: Sie ist der Fluchtpunkt aller kritischen Marxismen, aller oppositionellen Kommunisten.

Der Mangel aller Beschreibungen des Endes des Kommunismus als Zusammenbruch eines Staatsapparates und als Aufdeckung eines Betrugs, ist nicht so sehr, daß sie das Ideal nicht bewahren, sondern daß sie die *Dualität* der institutionellen Realisierungen des Kommunismus und der inneren Widersprüchlichkeit ihrer Artikulationen nicht berücksichtigen. Diese Dualität ist durch die Darstellung des Kampfes zwischen den »beiden Lagern« und durch deren simplifizierende Logik völlig verdeckt worden.<sup>3</sup> So verstanden, hat der »reale Kommunismus« in Wirklichkeit im Ineinandergreifen *zweier Kreise* bestanden: dem System der kommunistischen *Staaten* (genannt sozialistisch) und dem System der kommunistischen *Parteien* und *sozialen Bewegungen* in der »kapitalistischen« Welt. Vielleicht ist sogar, wenn man ganz genau sein will, von *drei* verschiedenen Kreisen zu sprechen, wenn den vorangegangenen die kritischen Dissidenten und die Oppositionen hinzugefügt werden

Dabei handelt es sich offensichtlich nicht um zwei voneinander unabhängige Realitäten (und das ist u.a. der Grund, warum die kommunistischen Parteien heute gemeinsam mit den kommunistischen Staaten zugrunde gehen, und warum die Kritiker gemeinsam mit den Parteien, gegen die sie opponierten, dahinsiechen). Die Imitierung der *Staats*-Parteien durch die *Partei*-Staaten ist eine Tatsache, ein Markenzeichen, das alle Krisen und alle Versuche zur Autonomisierung überstanden hat. Aber diese Imitierung darf nicht den wirklichen Widerspruch verdecken, der letztlich der »zufälligen« Tatsache geschuldet ist, daß die kommunistischen Parteien und Bewegungen, die sich von der Basis bis zur Spitze als »Gegengesellschaft« dachten und lebten, in Wahrheit im Rahmen bürgerlicher Gesellschaften operierten und ganz und gar Bestandteil deren politischer und sozialer Geschichte waren, während die *Staats*-Parteien des Ostens davon mehr oder weniger vollständig isoliert waren. Der »Transmissionsriemen« hat immer funktioniert, aber er funktionierte nach beiden Seiten.<sup>4</sup> Noch entscheidender ist, daß diese Verbindung deshalb wichtig war, weil innerhalb der »kommunistischen Weltbewegung« (mit all ihren latenten oder offenen Spaltungen) die Organisationen des »zweiten Kreises«, die außerhalb des Systems der sozialistischen Staaten standen, praktisch den Kontakt mit einem als solchen anerkannten Klassenkampf repräsentierten, wie schlecht er auch analysiert und praktiziert wurde. 1968 konnten Sartre und andere denken und schreiben: »Die Kommunisten haben Angst vor der Revolution.« Dieser Zustand erklärt sich u.a. durch die nicht subversive (was immer auch die westliche Propaganda behauptet hat), sondern konservative Funktion des Systems der sozialistischen Staaten in bezug auf das »Gleichgewicht« und damit auf die Klassenverhältnisse in der Welt und durch die Tatsache, daß die meisten kommunistischen Parteien (bolschewistischen, stalinistischen und dann entstalinisierten) ihre Hoffnung auf den langfristigen Sieg (technologisch, ökonomisch, politisch, militärisch) des »sozialistischen Lagers« gesetzt hatten. Das verhinderte jedoch in keiner Weise, daß die kommunistischen Parteien »draußen« ständig den Anstrengungen der Klassenkämpfe unterworfen waren, die indirekt auch die Gesamtheit des »kommunistischen

Systems« beeinflussen. Zu einem bestimmten Zeitpunkt begannen Klassenkämpfe oder analoge soziale Konflikte sogar *innerhalb* der kommunistischen Staaten, wodurch das Monolithische der kommunistischen Bewegung, das schon durch die verschiedenen nationalen Interessen ins Wanken geraten war, noch weiter erschüttert wurde.

Diese sich kreuzenden Wirkungen lenken unsere Aufmerksamkeit auf eine der größten Paradoxien dieser zu Ende gehenden Epoche: Die Existenz eines »inneren Kommunismus« und eines »äußeren Kommunismus«, zugleich untrennbar und in der Praxis getrennt, hinterläßt uns vor allem die Erinnerung an einen das politische Tun und Denken lähmenden Mechanismus, immer wieder verstärkt durch das Gewicht des »Zentrums«, das die sowjetische Partei und der sowjetische Staat repräsentierten. Aber diese konfliktreiche Verknüpfung der zwei »Kommunismen« und ihrer unzähligen Abbilder in allen Ländern der Welt, war *auch* mehr als fünfzig Jahre lang der Ort intensiver politischer Sinnproduktion, des Aufeinanderstoßens von Programmen, Strategien und Ideen, selbst wenn dies lediglich aus der Unzufriedenheit heraus und auf Grund der Kritik geschah, die diese Verbindungen hervorriefen. Sinn und Unsinn lagen hier unglaublich nahe beieinander und gingen beständig ineinander über.<sup>5</sup> Ihr Verschwinden hinterläßt daher eine große Leere in der Politik: Einen Mangel an Fehlern, Verbrechen und Manipulationen, Organisationen, Disziplin und Revolten, aber auch an Einsatzbereitschaft und Problemstellungen. Diese »nihilistische« Situation steht meiner Ansicht nach hinter der heimlichen Sorge, die viele unserer Zeitgenossen ergreift, die von einem »Ende des Kommunismus« zu einem »Ende der Ideologien« und von hier zum »Ende der Politik« und schließlich zum »Ende der Geschichte« ... kommen.

## Zwei Geschichten in einer

Wir müssen nun unsere Aufmerksamkeit auf *eine* Dimension der Geschichte des Kommunismus lenken, in der die Spannung und die Einheit dessen, was ich die »zwei Kreise« genannt habe, eine besondere Bedeutung bekommt: die europäische Dimension selbst. Wir sind um so mehr aufgefordert, auf die Frage zu antworten, welche Auswirkung das »Ende des Kommunismus« auf die Entwicklung der sogenannten »Konstruktion Europas« haben wird, als diese Konstruktion eines der ideologischen Hauptmotive war, die die gegenwärtigen Ereignisse begleitet haben. Vor etwas mehr als einem Jahr habe ich behauptet, daß die Wirkung vor allem eine Blockierung, in jedem Fall eine Ablenkung sein wird (vgl. meinen Beitrag auf dem Hamburger Kongreß *Migration und Rassismus in Europa*, Balibar 1992). Aber heute glaube ich, daß man die Dinge grundsätzlicher angehen muß.

Man muß sich fragen, und zwar ganz allgemein, d.h. in geschichtsphilosophischer Hinsicht, welches der Platz des Kommunismus (der Ideen, Bewegungen, politischen Systeme) *in der Geschichte Europas* gewesen ist. Oder anders, wie das Verhältnis zwischen der Geschichte des Kommunismus und der Geschichte Europas ist, oder worin die Beziehung zwischen der Geschichte des Kommunismus und der Tatsache besteht, daß es in Europa *eine Geschichte gab*. Und man



muß diese Frage in Opposition zu den gegenwärtig vorherrschenden Strömungen der Politologie stellen (oder mindestens beginnen, sie zu stellen, denn sie läßt sich nicht in ein paar Thesen beantworten). Nicht nur, weil diese die Frage mit einem schädlichen Vorurteil angeht, sondern vor allem, weil sie von neoliberalen, ahistorischen Problemstellungen beherrscht wird. Sie verneint bewußt »historische Spekulationen« und gibt sich mit einem Vergleich der »Systeme« zufrieden. Die Folge dieses Vorurteils und dieser Verneinung (in gewisser Weise eine gerechte Rache für die Beton-Gewißheiten des »historischen und dialektischen Materialismus«) ist, daß wir heute dem Risiko einer großen Verdrängung der Geschichte des Kommunismus ausgesetzt sind, sogar des Begriffs einer solchen Geschichte. Oder besser: dem Risiko, daß die durch den Kommunismus selbst vollzogene große Verdrängung der eigenen (politischen, sozialen, intellektuellen) Geschichte nun mit der aktiven Hilfe des Antikommunismus fortgesetzt wird.

Mir scheint, die Frage hat einen doppelten Aspekt. Auf der einen Seite betrifft sie das Verhältnis des Kommunismus zum *europäischen politischen Denken*, auf der anderen die Rolle, die er insbesondere in der modernen Epoche schon für die Herausbildung einer *europäischen Realität* gespielt hat.

Daß der Kommunismus, als Idee oder als Ideologie im Zentrum des europäischen Denkens verankert ist, im Denken über die sozialen Bindungen oder Verhältnisse, darüber wird man wohl nicht diskutieren wollen. Einige werden sagen, daß allein er so ausschließlich den Platz der *Utopie* besetzt hat, daß die Definition der Utopie mit der Definition des Kommunismus zusammenfällt. Ich ziehe es für meinen Teil vor, darauf zu bestehen, daß der Kommunismus, indem er sich mindestens dreimal als die universalistische kritische Alternative zu den großen staatlichen Konstruktionen des sozialen Zusammenhangs dargestellt hat, den aufrührerischen (nicht notwendig gewalttätigen) Standpunkt der Beherrschten formuliert hat.

Die erste Äußerung des Kommunismus in diesem Sinne ist nicht Platon (vgl. Rancière, 1990). Sie ist Teil des mittelalterlichen Denkens, vielleicht die entscheidende Trägerin der ersten »Modernisierung« der christlichen Theologie und Politik: Es ist die Philosophie der *Armut* (nicht zu verwechseln mit dem Elend) als Bedingung für die Gerechtigkeit in der Welt und für das Wohl der Gemeinschaft, die im 13. und 14. Jahrhundert vom radikalen Flügel der Franziskaner entwickelt worden ist. Dieser stand gleichermaßen im Gegensatz zur mystischen, klösterlichen Askese wie zur Verabsolutierung des Privateigentums (vgl. die hervorragende Darstellung der mittelalterlichen Debatten bei Coleman, 1988).

Die zweite Äußerung, ein paar Jahrhunderte später, ist der »egalitäre Kommunismus«, ein wesentlicher Bestandteil der »bürgerlichen Revolutionen« des 17. und 18. Jahrhunderts vor allem in England und Frankreich, dessen große Theoretiker Winstanley und Babeuf waren (vgl. zu ersterem Hill, 1975, und zu letzterem dessen von Mazauric herausgegebenen Schriften, 1988): Diesmal ist es eine *laizistische* Ideologie, die versucht, das Gemeinwesen durch die Verwirklichung von Freiheit und Gleichheit zu konstituieren. Sie lehnt das Eigentum nicht ab, aber sie *ordnet es der Gleichheit unter*. Diese zweite Form des kommunistischen Denkens steht am Ursprung der Vorstellung vom *Proletariat* als Inbegriff der

authentischen Wirklichkeit des Volkes im Gegensatz zum Egoismus des Bürgertums.

Die dritte Konzeption des Kommunismus ist nicht weniger »organisch« mit der allgemeinen europäischen Gesellschaftsgeschichte verbunden: sie formiert sich im Rahmen des Arbeitersozialismus, d.h. in Verbindung mit einer ökonomischen Darstellung der gesellschaftlichen Widersprüche und mit einer Anthropologie der Arbeit, von Fourier bis Marx und Engels. Ins Zentrum ihrer gesellschaftlichen Problemdefinition stellt sie den Kampf gegen die Unterordnung der Arbeit unter das Industrie- und Finanzkapital und den zentralen latenten Konflikt der modernen Organisation der Produktion, den Konflikt zwischen zwei Produktivitätstypen oder zwischen zwei Formen der »Entwicklung der menschlichen Produktivkräfte«: der eine, der auf der Parzellierung der Arbeitsaufgaben, der andere der auf der Kooperation und der Wiedervereinigung von Hand- und Kopfarbeit gründet.

Man muß nicht weiter ins Detail gehen, um zu erkennen, daß der Platz, den der Kommunismus (oder besser die drei nacheinander folgenden Formen des Kommunismus) in der Geschichte des politischen Denkens einnimmt, so beschaffen ist, daß schon die Idee Europa unmittelbar von ihm abhängt. Dies betrifft auch seine ambivalenten Beziehungen zum Weltganzen: Indem Europa den Kommunismus in die ganze Welt »exportiert« hat (nach der Bibel und den Kanonen), hat es sich außerhalb seiner selbst eingerichtet, so daß es nie mehr als *geschlossene* Einheit existieren kann. Daher ist sogar schon unsere Vorstellung von einer europäischen Zivilisation als europäischer politischer Konstruktion, vom »Ende des Kommunismus« betroffen. (Vielleicht muß man sagen, von dem *erneuten* Ende des Kommunismus, aber diesmal handelt es sich, mindestens auf den ersten Blick, nicht um die Unterdrückung einer Revolte oder eines Widerstandes, sondern um die Niederlage einer Institution: vielleicht ist das der Grund, warum eine »Wiederbelebung« so schwer vorstellbar ist.) Diese Feststellung hat nichts mit Nostalgie zu tun, sie drückt eine Tatsache aus. Aber deshalb verpflichtet sie uns auch, nach der Rolle zu fragen, die der Kommunismus materiell bei der Herausbildung der Einheit Europa gespielt hat.

Diese Rolle ist offensichtlich außerordentlich widersprüchlich und diese Widersprüchlichkeit wurde nach 1945 auf die Spitze getrieben. Wir gewinnen überhaupt nichts, wenn wir den Widerspruch heute auf irgendeine seiner beiden Seiten reduzieren.

Auf der einen Seite findet sich die lange Spur des »proletarischen Internationalismus«, wahrnehmbar selbst noch in der schlimmsten Vereisung der »zwei Kreise« des Kommunismus (zu den Wechselfällen des kommunistischen Internationalismus vgl. Robelin 1990). Aber dieser Internationalismus war faktisch viel eher eine europäische als eine weltweite Realität: Europa war – in seiner ganzen Zerrissenheit – in der spanischen Republik mit den internationalen Brigaden oder in der Friedensbewegung präsent. Wo ist das Äquivalent auf Weltenebene? Marxismus und »proletarische Kultur« dienten trotz ihrer Begrenztheit dennoch wirksam dem ganzen Kontinent als gemeinsame Sprache. (Der Beweis steht noch aus, daß Liberalismus, demokratischer Parlamentarismus, und »Supra-Nationalismus« das gleiche und mehr leisten können ...)

Aber auf der anderen Seite hat der Kommunismus eine entscheidende Rolle bei der Institutionalisierung undurchlässiger *Grenzen* gespielt, indem er den Kontinent in zwei Teile gespalten hat. Es ist kein Zufall, daß das Signal zur Zerstörung des »sozialistischen Systems« von einer gewaltigen Revolte gegen den »Eisernen Vorhang«, gegen das Eingeschlossen-Sein und das Reiseverbot gegeben wurde. In dieser Revolte hat die Anziehungskraft des westlichen Konsums die bekannte Rolle gespielt, aber auch die Klaustrophobie, die Einforderung des Reiserechts als fundamentales *politisches* Recht. Der Staatskommunismus der theoretisch internationalistisch war, hat sich als eine Gesellschaft des Einschließens und des Fetischismus der Grenzen konstituiert (vgl. Foucher 1988). Ich will die Diskussion um die Rolle des »freien« Westens und des östlichen Polizeiapparats hier nicht aufgreifen, sondern mich mit folgender Hypothese begnügen: Vom Kriegskommunismus, der auf die konterrevolutionäre Intervention der englischen, französischen, japanischen und tschechoslowakischen Armeen antwortete, bis Yalta und bis zur Berliner Mauer (vielleicht das tragischste Symbol) hat der Kommunismus auf das westliche *containment* nicht anders zu antworten gekonnt oder gewußt, als durch etwas, das man *self-containment* nennen könnte, einer Verinnerlichung der Isolierung. Das ist das wirkliche Schema des Denkens und des geschichtlichen Handelns, wirksam von der kleinsten Basiszelle der Partei bis zur Abschottung des »sozialistischen Lagers« selbst. Deshalb konnte der sowjetische Gulag, über den Schrecken hinaus, den er repräsentiert, zum Symbol des gesamten Systems werden. Der reale Kommunismus war die Gesellschaft des eingeschlossenen Einschließers (wohingegen der liberale Kapitalismus nur im Ausland massakriert und ausschließt). Wenn man diesem Hinweis jedoch bis zum Ende folgt, dann schälen sich seltsame Konsequenzen heraus. Zweifellos hat es einen europäischen und weltweiten politischen, militärischen und ökonomischen sowjetischen Expansionismus gegeben. Aber in gewisser Weise ist dieser Expansionismus niemals mehr gewesen als eine Form des Kommunismus sich zu verbarrikadieren, sich zu verschanzen: Ein durch und durch widersprüchliches Projekt zur Welteroberung durch Rückzug auf sich selbst.

### **Phantom Europa**

Dies ist vielleicht die unheilvollste Logik, durch die die Geschichte des Kommunismus und die Geschichte Europas ineinander verwoben sind. Der »reale« Kommunismus, sowohl der des Staates wie der der Partei, ist ihr Opfer und verantwortlich zugleich. Eingeschrieben in die Institutionen Europas lastet diese Logik mit ihrem ganzen Gewicht auf der gegenwärtigen »Dekonstruktion« und »Rekonstruktion«. Sie macht aus Europa zugleich eine Obsession und ein Phantom. Man weiß nicht, ob man es austreiben oder zum Leben erwecken soll, ob es in einer kollektiven Totenbeschwörung mit Blut genährt werden muß, nun da der trojanische Krieg unserer Tage beendet ist ...

Dieses Phantom ist vor allem das *Europa der verfeindeten Illusionen*, die seit 1920 und besonders seit 1945 in der Weise aufrechterhalten werden, daß jede Seite in der Konfrontation mit der anderen auf ihrer Exklusivität besteht. Man

braucht nur etwas »im Osten« herumgereist zu sein, oder nur die Sprache gehört zu haben, um zu wissen, daß der sowjetische Kommunismus nicht weniger darauf bestanden hat, die Idee Europas zu repräsentieren, Träger seines Erbes und seiner Zukunft zu sein als dies seinerseits »der Westen« getan hat. In diesem Anspruch hat es sogar, einen alten russischen Traum von der Umkehrung der »historischen Gezeiten« aufgreifend (s. Schlußkapitel von Tolstojs *Krieg und Frieden*), die Vorstellung einer Revanche für die Hegemonie und die Aneignung der europäischen Zivilisation durch den Westen gegeben. Das hat begonnen mit der symbolischen Übertragung der jakobinischen Revolution und der Pariser Commune nach Petrograd und Moskau und sich fortgesetzt in dem Versuch der beiden Europas, zur einzig authentischen Verkörperung des Geistes des antifaschistischen Widerstandes zu werden, während der andere Teil wegen seines unsittlichen Einverständnisses mit dem Nazismus stigmatisiert wurde, sei es unter der Bezeichnung Imperialismus oder Monopolkapitalismus, Totalitarismus, Berufsverbote oder Gulag. Auf den »europäischen Föderalismus« von Briand und Stresemann wurde mit dem Projekt der von den »Bruderparteien« aufgebauten »Volksdemokratien« geantwortet. Dem sozialistischen und pazifistischen Europa des Stockholmer Appells antwortete 30 Jahre später das liberale und demokratische Europa mit den Vereinbarungen von Helsinki. Es geht hier nicht um die Frage des Gleichgewichts (es gibt keines), sondern darum zu verstehen, wie inmitten dieser erbitterten Auseinandersetzung der Traum von einem »*Ende der Teilung*« heranreift, und mit ihm die Vorstellung eines »*geeinten europäischen Körpers*«, der zerstückelt wurde und den es nun wieder zusammenzufügen gilt. Heute, da durch das Verschwinden eines der beiden Lager der Kampf mitverschwindet, geht es in gewisser Weise um die Probe auf's Exempel: der Traum, daß Europa erscheint, sich erneuert oder wiederaufersteht müßte sich nun verwirklichen. Dies ist auch der Augenblick, in dem er Gefahr läuft, zu zerbrechen.<sup>6</sup>

Diese symbolischen Überlegungen sind selbstredend gewagt. Aber sie ermöglichen uns eine andere Herangehensweise. Der Kommunismus wurde während eines Dreivierteljahrhunderts ersehnt, dann aufgezwungen, dann zurückgewiesen, verteidigt und bekämpft. Könnte man nicht sagen, daß seine ganze Geschichte in Wirklichkeit die einer *Blockierung* der Konstruktion eines Europa ist, das *alle europäischen Völker* einschließt; einer Blockierung, die aus der Unvereinbarkeit selbst der Begriffe resultiert, in denen die Europakonzeptionen vorgeschlagen werden?<sup>7</sup> Nun, da sich die Frage stellt, ob das Ende des Kommunismus ein Hindernis beiseite räumt, das der Entwicklung der europäischen Einheit entgegenstand, oder ob es in eine neue Ära des exklusiven Nationalismus führen wird, muß diese Hypothese zweifellos vertieft werden. Von diesem Standpunkt aus erscheint uns die Geschichte des 20. Jahrhunderts wie ein Prozeß, in dem jede *Niederlage* des Kommunismus zugleich eine *Niederlage* der Konstruktion Europas markierte. Aber die Niederlagen, die man teilt, können nicht ohne Folgen bleiben.

Man könnte also diese Geschichte mit dem »Anfang« beginnen, mit der Niederlage der ungarischen, deutschen und italienischen Revolutionen von 1918-20, die den Weg für den Faschismus und für den Triumph des Stalinismus in der

UdSSR bereitet haben. Dies war auch in gewisser Weise das Schema von 1848: Revolution und Konterrevolution in Europa. Aber ich ziehe es vor, zwei andere, uns näher stehende Konjunkturen zu behandeln.

Zunächst 1933-45, Aufstieg und Fall des Nazismus. In welcher Hinsicht ist dies letztlich eine Niederlage des Kommunismus? Die Menschen meiner Generation sind schlecht ausgerüstet, das zu verstehen. In unterschiedlichem Maße waren wir mit der Überzeugung genährt worden, daß der Kommunismus *die*, wenn nicht die einzige siegreiche Kraft gegen den Nazismus repräsentiert hatte, mindestens *den* Teil des siegreichen demokratischen Lagers, der aus Arbeitern, oder allgemeiner: aus den Kräften des Volkes bestand. Deshalb erwuchs aus dem Sieg über Hitler die Macht des sozialistischen Marxismus und der kommunistischen Parteien. Es kostet also viel, im Nachhinein einzugestehen, daß diese Sicht der Dinge bestenfalls eine Illusion, in Wirklichkeit eine Mystifikation und eine Heuchelei ist: Sie hat den kommunistischen Parteien des Ostens und des Westens eine geborgte Legitimität geliefert, an der sie sich selbst berauscht haben. Nicht, daß die Kommunisten ganz Europas und die Bürger der Sowjetunion nicht millionenfach gekämpft und gestorben wären in Konfrontation mit der »braunen Pest«. Aber hier geht es darum, daß der Kommunismus unfähig war, sich *auf seiner eigenen Klassenbasis* dem Nazismus entgegenzustellen (d.h. als nicht-sektiererische proletarische Bewegung) und der Marxismus unfähig, die Gründe für seine Macht zu verstehen und zu analysieren (d.h. als Theorie des Klassenkampfes). Der europäische Kommunismus (einschließlich des sowjetischen) hat den Nazismus bekämpft, indem er ein ununterscheidbarer, wenn auch wegen seines Namens, seiner Organisation, seines Opfergeistes unverzichtbarer, Bestandteil der Front der demokratischen und patriotischen Kräfte wurde. Der Marxismus hat den Faschismus und den Nazismus bloß als neue Formen des Imperialismus und als »Instrument« der kapitalistischen Politik in der Krise zu interpretieren gewußt. Aber er hat nichts von der Ambivalenz der Massenideologien in den historischen Phasen des staatlichen Zusammenbruchs begriffen.<sup>8</sup> Unfähig, den Nationalismus zu verstehen, haben sich die Kommunisten von einer Ecke des Kontinents bis zur anderen selbst »nationalisiert« wiedergefunden. Man könnte natürlich dasselbe vom anderen Flügel des europäischen Sozialismus und Marxismus sagen: der Sozialdemokratie. Aber dies fügt der Niederlage des Kommunismus nur eine weitere Dimension hinzu. Denn der Kampf gegen den Nazismus, aus dem eine Wiedervereinigung des europäischen Sozialismus hätte entstehen können und müssen, also eine Wiederbelebung der Dialektik der Interpretationen und Anwendungen des Marxismus, hat im Gegenteil seinen unumkehrbaren Antagonismus zur Folge gehabt, seine Instrumentalisierung durch die Politik der Blöcke, und die völlige Unmöglichkeit, die Idee der Konstruktion Europas mit einer Klassenpolitik oder wenigstens mit einer sozialen Politik zu verbinden.

Ebenso entscheidend und folgenreich war die Niederlage der siebziger Jahre, in der Zeit der revolutionären Bewegungen von 1968 bis zum polnischen Staatsstreich 1981. Wahrscheinlich ergeben sich aus ihr zu einem guten Teil die negativen und sogar äußerst besorgniserregenden Aspekte für die Zukunft Europas. Wir sollten nicht vergessen, daß die Bewegungen von 1968 im Osten und im

Westen am Anfang dessen stehen, was man *Eurokommunismus* nennt: Eine bezeichnende Terminologie, die nicht so sehr die Suche nach einem »dritten Weg« zwischen Stalinismus und Sozialdemokratie oder Liberalismus meint (vgl. die ausgezeichnete Studie von Jean Rony, 1982), sondern eine momentane *Konvergenz* der sozialen und politischen Kämpfe und der revolutionären kritischen Tendenzen in Ost und West.

Die herausragende gesellschaftliche Wirkung der 68er-Bewegungen, die dauerhaften intellektuellen Spuren, die sie im Osten (vor allem in Polen) und im Westen (vor allem in Italien) hinterlassen haben, ist Ausdruck dieser Konvergenz (ich folge hier teilweise Arrighi, Hopkins und Wallerstein, 1989). Die Arbeiterräte des Prager Frühlings und die »Fabrikräte« des italienischen Mai verband mehr als eine Analogie und mehr als eine gemeinsame Erinnerung an mythische Formulierungen aus der Arbeiterbewegung: Ihnen war eine gesamteuropäische historische Initiative gemeinsam, die die Arbeiterautonomie mit der Suche nach neuen politischen Formen verband. Ebenso waren Arbeiterkämpfe in Polen (Solidarität und zuvor K.O.R.) und ihre Interpretationen in Westeuropa Beweise für die potentielle Einigungskraft der beiden Lager. In beiden Fällen muß man den Gedanken hervorheben – heute beinahe unbegreiflich, kürzlich noch vielen ins Auge springend – daß aus den kritischen Entwicklungen und den Widersprüchen der »sozialistischen Demokratie« die fortgeschrittensten Modelle der Erneuerung entspringen müssen, die von der »bürgerlichen Demokratie« selbst benötigt werden.<sup>9</sup> Bevor diese Idee endgültig verschwand, nahm sie noch eine paradoxe Form an: Sie entdeckte im *klassenspezifischen Antikommunismus* (der Arbeiter oder des Volkes), in einer Bewegung wie *Solidarität* und in ihren Formen der Selbstverwaltung der »Zivilgesellschaft« gegen den Staat, die »fortgeschrittenste« Form der politischen Demokratie.<sup>10</sup>

Inzwischen weiß man, was letztendlich daraus geworden ist: Der schleichende Mai<sup>11</sup> in Italien ist zwischen dem Terrorismus der extremen Linken, dem Terrorismus der extremen Rechten und dem Gegenterrorismus des Staates (die vielleicht nur ein Terrorismus sind) erstickt; die Arbeiterkämpfe in Polen sind durch den Staatsstreich des Militärs zerschlagen worden, vor allem mangels ähnlicher Bewegungen in der UdSSR selbst, und nicht zu vergessen dem Fehlen einer wirklich internationalistischen Dimension der westeuropäischen Bewegungen (oft verdeckt durch einen abstrakten Hang zur »Dritten Welt«). Am Ende hatten die 68er-Bewegungen tragischerweise die Teilung Europas nur so stark erschüttert, um sie von neuem erbarmungslos zu verfestigen. Dies hatte schwerwiegende Folgen: sie zeigten sich besonders in der Passivität des Westens gegenüber der »Normalisierungspolitik« Breschnews und in der Isolierung der pazifistischen Bewegungen auf beiden Seiten des »eisernen Vorhangs« in den siebziger und achtziger Jahren. Und kann man dies alles wirklich unabhängig von der anderen Tatsache betrachten, die unmittelbar verantwortlich ist für die Formen, die das »Ende des Kommunismus« heute annimmt: die endgültige Austrocknung der Fähigkeit zum kritischen Widerspruch im Herzen der sozialistischen Regime, des »realen« Kommunismus? Von hier aus müssen wir verstehen, daß es nach dem »achtundsechziger« Jahrzehnt weder ein politisches Reformprogramm des Kommunismus gab, noch Kräfte, die imstande waren, eines zu entwerfen

und zu verteidigen, noch empfängliche Massen, die sich ihre Zukunft darin hätten vorstellen können. Vielleicht wurde damals schon stumm das Urteil gesprochen, dessen Vollstreckung wir heute erleben.

### **Kommunismus oder Nationalismus?**

Das Zerschneiden der föderalen Staaten, die »ethnischen« oder ethno-religiösen Konflikte, und schließlich der abscheuliche Bürgerkrieg in Jugoslawien rücken das Problem des Nationalismus ins Zentrum des post-kommunistischen Übergangs.

Zwei Beobachtungen scheinen mir unmittelbar notwendig: Die Kategorien, die uns dazu dienen, die Geschichte der Völker Osteuropas zu interpretieren, ja überhaupt wahrzunehmen, angefangen beim Begriff »Nationalismus«, sind selbst zutiefst ethnozentrisch. Sie beziehen ihre Bedeutung, die Assoziationen, die sie hervorrufen, aus einer hierarchisierenden Sicht der europäischen Geschichte, die gleichzeitig mit den politischen Spaltungen des Kontinents entstand. Sie suggerieren eine absolute Verschiedenheit beider Seiten (wobei Deutschland von einer Seite zur anderen oszilliert, je nach Konjunktur). Im Klartext: die Versuchung ist größer als je zuvor, den Nationalismus als ein Phänomen zu beschreiben, auf das der Osten ein Monopol hat, oder den er auf Grund einer natürlichen Disposition bis zum Extrem treibt. Damit baut man einen billigen Gegensatz auf und vergißt, daß es auch im Westen Nationalismus gibt. Hier hat er sich in jüngster Vergangenheit in einigen zugespitzten Formen sogar *zuerst* manifestiert. Das gilt ebenso für die Autonomiebewegungen oder für die separatistischen Bewegungen in den historischen Nationalstaaten, wie für die Ideologisierung der Interessenkonflikte in der EG oder besonders für die Entwicklung des Populismus und der Xenophobie gegen die Bevölkerungen aus »Nicht-EG-Staaten«. Wir sind also nicht nur nicht ausgenommen, sondern haben möglicherweise bestimmte Modelle geschaffen. Vom Osten aus gesehen, erscheint Westeuropa nicht als dieses Musterbeispiel des Kosmopolitismus, das es zu sein vorgibt, sondern als eine Ansammlung nationaler Egoismen. Das zeigt einfach, daß »Nationalismus« ein relativer Begriff ist, dessen Äußerungen und Auswirkungen von der Konjunktur abhängen.

Daraus ergibt sich eine zweite Beobachtung. Die zur Zeit gängigste Idee, die von allerlei Erinnerungen an unsere geschichtlichen Handbücher genährt wird, ist die, daß das Ende des Staatskommunismus eine Unzahl von Grenzproblemen, ethnischen und religiösen Problemen schlicht und einfach »freigesetzt« hat – wie aus der Büchse der Pandora, ein Bild, das oft benutzt wird –, die aus der Vergangenheit der östlichen »Imperien« stammen (Österreich-Ungarn, Balkan, Rußland, Kaukasus) und die vor allem dem Fehlen wirklicher Nationalstaaten oder ihrer »verspäteten« Konstruktion geschuldet sind. Das geht so weit, daß manche »Realisten« beginnen, der sowjetischen Ordnung nachzutruern, die wenigstens imstande war, diese Konflikte zu zügeln, oder sie sogar zu regeln. Man müßte diese Sichtweise womöglich etwas komplizieren. Ob die ethnischen und linguistisch-religiösen »Identitäten« nun aus historischer Frühzeit stammen oder einfach aus dem 19. Jahrhundert, unbestreitbar ist, daß sie von Prag bis Baku und

von Vilnius bis Belgrad massiv auf die Bühne drängen. Die Frage ist jedoch, warum sie erneut die kollektiven Bewegungen polarisieren. Der Begriff »Rache der Vergangenheit« scheint mir unzureichend. Die aktive und passive Rolle des Kommunismus selbst muß in Betracht gezogen werden (vgl. Suny 1991). Exzellente Kenner Osteuropas (wie E. Hobsbawm und besonders P. Hassner<sup>12</sup>) machen darauf aufmerksam, daß die gegenwärtigen Nationalismen im Kaukasus wie auf dem Balkan, nicht eine einfache Fortsetzung der »Nationalismen« aus dem letzten Jahrhundert sind, selbst wenn sie verständlicherweise eine Legitimation und ein Selbstbewußtsein in der Rekonstruktion einer »fiktiven« Vergangenheit suchen. Statt im Zerfall des Kommunismus den Anlaß für ein *Wiedererstehen* von etwas zu sehen, das im Grunde niemals aufgehört hat zu existieren, ist es realistischer, ihn als eine *Ursache* dafür zu sehen, daß sich ganze Bevölkerungen unter den verfügbaren Ideen die Nation oder die Mikronation auswählen, um darin ihre Zukunft zu suchen. Mit jeder Differenz ihrer Gemeinschaft nähren sie ihren Traum von Autonomie und provozieren dabei indirekt die Gegenidentifikationen.

Aber man kann noch weiter gehen. Eine der entscheidenden Ursachen für diese »nationalistische Explosion«, liegt offensichtlich im ausgeprägt nationalen und nationalistischen Charakter des kommunistischen Staates selbst. Das ist etwas, was die politologischen Vergleiche, besessen von dem ideologischen Paar »Klasse« und »Rasse« nie herausgestellt haben, jedenfalls nicht an erster Stelle. Wie alle anderen und mehr als alle anderen Nationalstaaten war der »Klassenstaat« sowjetischen Typs ein national-sozialer Staat. Die Geschwindigkeit, mit der die Führer des kommunistischen Apparats in Rußland, Armenien, Aserbaidshan, Serbien, Kroatien etc. sich in nationale Führer verwandelt haben, kann hier als Hinweis dienen.<sup>13</sup> Heute erleben wir weniger ein Wiedererstehen oder ein Auftauchen *ex nihilo* als vielmehr eine Verschiebung der Ebene des Nationalismus: von einem föderalen Nationalismus oder einem Nationalismus des Imperiums zu einem regionalen oder lokalen Nationalismus. In dieser Hinsicht ist nicht zu bezweifeln, daß Milosewitsch, Jelzin, Tudjman oder Gamsachourdia immer noch Nachfolger von Stalin und Tito sind.

### **Der »semi-periphere« Staat und seine Auflösung**

Es wird jetzt unmöglich, die Frage nach den äußeren Zwängen zu vermeiden, die dem *Nationalismus im Kommunismus* seine Kontinuität und zugleich die Fähigkeit verschafft haben, sich zu verschieben.

Die Form, in der sich das sowjetische »Modell« in der Dritten Welt nach dem Zweiten Weltkrieg ausbreitete, ist in dieser Hinsicht sehr aufschlußreich. Nicht die Idee der Weltrevolution gewann die Oberhand (selbst wenn sie sich periodisch Gehör verschaffte, wie im »trikontinentalen« Unternehmen Che Guevaras), sondern das Beispiel des »Sozialismus in einem Land«, d.h. eine Praxis der nationalen Konstruktion, die sich in der universalistischen Sprache des Klassenkampfes selbst als Verkehrung darstellte. Es wäre unzureichend, dies auf die Interessen der Kasten zurückzuführen (Intellektuelle, Bürokraten, Militär), so real sie auch waren. Eine tiefergehende Erklärung liegt sicherlich in der Tatsache,



daß alle »nationalen Sozialismen« der Dritten Welt sich jeweils vor die gleiche Situation gestellt sahen wie die UdSSR und ein großer Teil Osteuropas: der von »Semi-peripherien« in der Weltökonomie (vgl. Wallerstein 1975, 1979, und Arrighi u.a. 1989).

Politisch sind die kommunistischen Regime entweder durch demokratische Massenbewegungen, Staatsstrieche oder sogar durch Eroberungen von außen an die Macht gekommen, was die Modalitäten ihrer ideologischen Unterstützung jeweils grundlegend unterscheidet. Aber strukturell waren sie Teil des fortwährenden Versuchs, eine »Semi-peripherie« zu konstituieren, d.h. die Beschränkungen des Weltmarktes zu durchbrechen (was Samir Amin »Abkoppelung« genannt hat) und auf diese Weise einen autonomen Platz zwischen den zwei dauerhaften Polen der Weltökonomie zu finden, dem dominierenden Pol (finanziell, industriell und kulturell) und dem dominierten Pol (der als Reservoir für Menschen und Rohstoffe dient), dem Pol der Konzentration des Reichtums und dem Pol der Konzentration der Armut. Die dualistische Darstellung der Weltgeschichte des 20. Jahrhundert als eine Konfrontation zwischen zwei Lagern, die durch die Gegensätzlichkeit ihrer Herrschaftsform und ihrer Ideologie gekennzeichnet sind (eine Darstellung, die von den kommunistischen Regimen übernommen und durch die westlichen Kreuzzüge gegen das »Reich des Bösen« gestützt wurde), hat diese andere Struktur völlig verdeckt, die auf lange Sicht gesehen vielleicht entscheidender ist. Wenn man vom »ideologischen Bewußtsein« der Ost-West-Konfrontation durch politische und militärische Hegemonie absieht, kann man die Hypothese aufstellen, daß das sozialistische Lager im 20. Jahrhundert den wirklichen »dritten Weg« dargestellt hat, weil es versucht hat, *zwischen* den beiden Welten des Reichtums und der Armut (was man heute Nord und Süd nennt) eine autonome Position zu gewinnen.

Man entdeckt hier eine weitere Dimension, eine andere Bestimmung des Phänomens der Abschließung, der Autarkie, hervorgebracht durch einen am besten als Kombination von Nationalismus und Planung zu kennzeichnenden Prozeß. Aber man begreift auch, daß das Ende des Kommunismus, jenes vorläufigen Versuchs, die kapitalistische Polarisierung im Namen einer Ideologie der Gleichheit und um den Preis diktatorischer Zwänge hinauszuzögern, durch diese Bedingungen selbst schon vorbereitet war: Die auf der Planwirtschaft beruhende Industrialisierung ging einher mit der Abhängigkeit von den modernsten Technologien und von den Krediten des Kapitalismus, während der Nationalismus zur Akzeptanz der Blockstrategie führte, also zur Militarisierung, wenn nicht zum Imperialismus. Die Geschichte der UdSSR symbolisiert gleichzeitig die Unmöglichkeit der ökonomischen Autarkie und die Blockierung der Konstruktion des Nationalen in der »imperialen« Form (vgl. Joxe, 1991, 418).

Wenn diese Hypothese aufrecht erhalten werden kann, dann erklärt sie, auf eine wenig ermutigende Weise muß man hinzufügen, die nationalen Konflikte, die sich in Osteuropa entwickeln. Man spricht seit einigen Jahren von einer Verschiebung der Konfrontationsachse Ost-West zur Achse Nord-Süd, was im Klartext heißt: Verringerung der ideologisch bestimmten Weltpolitik als Folge der zunehmenden ökonomischen Ungleichheiten. Der erste Teil der These ist gewagt, denn es ist leicht ersichtlich, daß es in der Ökonomie nicht weniger Ideologie

gibt als in der Staatsform. Aber der zweite Teil ist aufschlußreich: Zu sagen, daß der Osten zum Süden geworden ist, bedeutet zu sagen, daß die Verwandlung in eine »Dritte Welt«, die Verweisung an die Peripherie für ganz Osteuropa auf der Tagesordnung steht.<sup>14</sup> Die »liberalen Revolutionen« wurden teilweise im Namen einer universalistischen und formalen Konzeption des Marktes gemacht: Rückkehr zur ökonomischen Effizienz durch Konkurrenz und Abschaffung der staatlichen Planung, Ende des Staatsunternehmertums, das vergiftet war durch Bürokratisierung, Routine, Parasitentum und Korruption. Aber die Realität der Kräfteverhältnisse, der strukturellen Ungleichheiten, die weltweit die Warenzirkulation organisieren, macht sich schneller geltend, als alle konstitutionellen Reformen. Die »Liberalisierung« der Planwirtschaft beginnt die Form einer gigantischen Liquidation anzunehmen, in der nur noch unterschieden wird nach dem, was sofort versteigert werden kann und dem, was schlicht und einfach vernichtet werden muß, um Platz zu machen für die Waren des »entwickelten« Zentrums, die die von der sozialistischen Wirtschaft ererbten Mängel noch fühlbarer machen. Paradoxerweise ist es nun *der Westen*, der wichtige öffentliche und private Planungselemente aufrechterhält (Kontrolle der Finanzströme, Verhältnis zwischen Wirtschafts- und Sozialpolitik), während der Osten ohne jeden Übergang vom bürokratischen Zentralismus in die barbarischste Deregulation geworfen wird.

Die ethnischen Konflikte in Osteuropa erscheinen heute also wie das Nebenprodukt eines außerordentlichen ökonomischen Zwangs, der schon seit Jahren latent war, dem aber durch den Zusammenbruch der sozialistischen *Staaten* ein weites Feld eröffnet wird. Man fragt oft, warum die »reichen«, »westlichen« Staaten keinen Marshallplan für Osteuropa auf die Beine stellen. Selbst wenn sie den politischen Willen und die finanziellen Mittel hätten, was beides zweifelhaft ist, bliebe immer noch ein quasi unüberwindliches Hindernis: ein solcher Plan unterstellte die Bewahrung, sogar die *Verstärkung* der Bindungen zwischen den alten sozialistischen Staaten. Da man von solchen Bindungen jedoch weit entfernt ist, ist jeder Staat den Zerfallserscheinungen ausgesetzt, die die Integration in den Markt hervorruft. Der Bürgerkrieg in Jugoslawien ist zwar nicht nur, aber doch auch eine wütende Konfrontation, bei der es darum geht, sich in das entwickelte kapitalistische »Zentrum« Europas einzugliedern oder abzufallen in eine »Peripherie«, die nun jeglichen Schutzes ihrer Arbeitskraft beraubt ist, und jede Möglichkeit, die eigenen Ressourcen selbst zu bewerten, verloren hat. *Wer wird arm sein? Wer wird reich sein* oder wenigstens einbezogen in die Institutionen des reichen Europa? Die gleiche Frage stellt sich, mit kaum geringerer Gewalt, in den baltischen Staaten, in Georgien, in der Slowakei. Sie ist formell geregelt in der ehemaligen DDR, dies aber nur, um eine andere Realität zu beweisen: daß es im Universum der Reichen Arme gibt, einen inneren Ausschluß neben einem Ausschluß der Außenwelt.

### **Was geschieht, wenn der Staat in Europa stürzt?**

Der »reale« Nationalismus, der sich auf den Trümmern des Kommunismus entzündet, verhüllt noch einen letzten Aspekt, in gewisser Weise den beunruhigendsten

von allen: Er ist nicht nur Produkt und Fortführung der Geschichte des »realen Sozialismus«, nicht nur Nebenprodukt der weltweiten ökonomischen Beschränkungen, sondern Rückwirkung und kompensatorisches Phänomen eines wirklichen Zusammenbruches des Staates. L. Marcou hat nicht Unrecht, wenn er von einer »beinahe übernatürlichen Ähnlichkeit mit dem Syndrom« spricht, »das den Faschismus in den zwanziger Jahren hervorgebracht hat.« (Marcou 1982, 56) Das ist etwas, was die neo-liberale Ideologie, die gewöhnt ist, sich einzubilden, die Marktgesellschaft organisieren sich schon durch ihre eigene Logik und unabhängig von den Kräfteverhältnissen demokratisch, am wenigsten vorbereitet ist, zu verstehen und uns zu erklären. Wir haben weiter oben gesagt, daß das Ende des Kommunismus das Ende des *Staatskommunismus* ist, aber die Fusion der beiden Begriffe war so zwingend, daß es in Wirklichkeit unmöglich ist, das eine zu eliminieren und dabei das andere zu bewahren. Es handelt sich demnach auch um den *Zusammenbruch des Staates selbst*, um den Zusammenbruch einer Variante – wie »pathologisch« sie auch war – der europäischen Staatsform, einschließlich ihrer administrativen und kulturellen Strukturen. Von seinem Ausmaß und von den Katastrophen her, die sich daraus ergeben können, läßt sich das Phänomen durchaus mit dem vergleichen, was nach dem Ersten Weltkrieg und der ökonomischen Krise in Deutschland und Zentraleuropa geschah (und vielleicht auch in Rußland nach dem Bürgerkrieg: man müßte die Interpretation der Anfänge des Stalinismus unter diesem Blickwinkel noch einmal überprüfen). Wer von einem Zusammenbruch des Staates spricht, muß, da dieser heute die Existenzbedingung jedes einzelnen Individuums ist, unvermeidlich vom Ausbruch einer massenhaften Identitätspanik sprechen. Und indem diese Panik versucht, sich durch eine Flucht nach vorne in eine imaginäre absolute Gemeinschaft vor sich selbst zu retten, hält sie sich gerade am Leben. Ihr bleibt nichts übrig, als ihre Vorbilder in der historischen Vergangenheit oder in den Bildern zu suchen, die ihnen ihre Nachbarn anbieten. Die Neonazis, die in der alten DDR Einwanderer jagen, sind einem nachhaltigen Prozeß der Gedächtnisausmerzungen ausgesetzt und suchen Vorbilder im Hitlerismus, der selbst auf autoritäre Weise verdrängt wurde. Aber sie sind auch die Nachahmer einer »europäischen« Xenophobie, deren Äußerungen sich im Westen nun schon seit zehn Jahren beständig vervielfachen.

Man muß es zweifellos mit Trauer und Sorge zugeben: nach der Niederlage der kritischen sozialen Bewegungen, die versucht haben, den Sozialismus sowjetischen Typs seit den fünfziger bis zu den siebziger Jahren zu demokratisieren, nach dem Zusammenfallen der Euphorie, die im vergangenen Jahr auf Grund des Endes der Einparteiendiktaturen, der Liquidation der politischen Polizei, der Einführung der freien Meinungsäußerung und dem sich Wiederfinden der europäischen Völker aufkam, stehen im ehemaligen »sozialistischen Lager« Autoritarismus und Xenophobie nun aufs Neue auf der Tagesordnung. Die Wiedereinsetzung des parlamentarischen Apparats ist – wie man besonders an seinem Gesundheitszustand bei uns sehen kann – ein ziemlich schwaches Rezept.

Mehr als je zuvor erscheint Osteuropa also als *Grenze* der Demokratie, bei der es um alles oder nichts geht. Aber es wäre abwegig, diese Grenze wieder einmal als Trennung zu begreifen. In der heutigen Welt hätte sie nicht die geringste

Chance aufrecht erhalten zu werden. Die wirklich Frage ist die, ob wir im Westen versuchen, neue Formen der europäischen Solidarität, neue Formen der Kommunikation zwischen den Völkern zu erfinden, um gemeinsame Ziele zu formulieren, oder ob wir weiterhin die Probleme des »europäischen Gleichgewichts« mit Gewalt, mit der Logik des Marktes, mit der Propaganda und der formalen Diplomatie zu lösen versuchen. Gestern waren es die »Boat-people« aus Albanien, die wir ins Meer zurückgestoßen haben. Es waren Gorbatschows Vorschläge zur ökonomischen und politischen Kooperation, die wir ignoriert haben, so daß die föderale Struktur der Sowjetunion, die er zu bewahren suchte, zusammengestürzt ist.<sup>15</sup> Heute sind es die Staaten der europäischen Gemeinschaft, die nicht etwa damit beschäftigt sind, die politischen Strukturen Europas zu überdenken, sondern die Undurchlässigkeit der Grenzen der Gemeinschaft (ich würde sagen: der Identitäten) vor dem Ansturm der Flüchtlinge aus dem Osten zu garantieren. Helsinki ist nur mehr eine vage Erinnerung. Die Idee eines europäischen Bürgerrechts wird sorgfältig weggeschlossen. Nur wenige Kilometer von Wien und Venedig entfernt töten sich Serben und Kroaten, die bis auf wenige Wörter dieselbe Sprache sprechen, für *unsere* Kredite, für *unsere* Touristendevisen und für *unsere* Arbeitsangebote, und *wir* haben ihnen nichts weiter zu bieten als ökonomische Sanktionen oder die Entsendung von »Blauhelmen«.

Wenn es auch nicht ausreicht, diese kollektive Verantwortung auszusprechen, um den Lauf der Ereignisse umzukehren, so ist es doch zumindest notwendig. Jahrzehntlang, wenn man so will, jahrhundertlang, hat das Verhältnis zum Kommunismus – positiv oder negativ – dazu beigetragen, Solidaritäten in Europa zu formen: bei der kollektiven Verarbeitung dieses »Endes des Kommunismus« steht heute seine Existenz selbst auf dem Spiel.

*Aus dem Französischen von Nora Räthzel mit Jan Rehmann*

## Anmerkungen

- 1 Der Beitrag ist ein auf dem Seminar »Geophilosophie Europas« im November 1991 gehaltener Vortrag. Es wurde geleitet von Jean-Luc Nancy und Philippe Lacoue-Labarthe, Universität der Humanwissenschaften in Straßburg. Dies ist eine nach der Diskussion veränderte Version. (Sie wurde für die deutsche Veröffentlichung leicht gekürzt, Anm. d. Übers.)
- 2 Man müßte sich natürlich die Frage stellen, ob diese Beschreibung universell gilt, oder ob sie sich ausschließlich auf Europa bezieht. Ich denke hier weniger an Kuba, dessen Schicksal sich wahrscheinlich binnen kurzem auf Grund der Kräfteverhältnisse im »amerikanischen Hinterhof« entscheiden wird, sondern an China (und auch an andere asiatische »marxistische« Staaten). Mindestens ein Faktor wird anders sein: die Haltung der übrigen Welt, denn seit dem Platz des Himmlischen Friedens sehen wir, daß sie eher mit der Stabilität der Macht in Peking rechnet als mit einem Umsturz. Zweifellos ist auch das Verhältnis zwischen der revolutionären Tradition und dem Nationalismus sehr viel anders als man es in Europa beobachten kann. Es erscheint mir wahrscheinlich, daß China sich völlig vom Kommunismus verabschiedet, aber zweifelhaft, daß dies die Form einer Zerschlagung des Staates annimmt.
- 3 Man muß hier sicherlich die kommunistische Partei Italiens ausnehmen, wobei man mindestens bis zu ihrem berühmten Interview 1956 in *Nuovi Argomenti* zurückgehen kann, in dem die These vom »Polyzentrismus« sowohl eine Forderung nach Autonomie als auch eine embryonale Analyse der wirklichen Verknüpfung der kommunistischen Bewegung darstellt.

- 4 Eine Episode wie die von 1956, in der verschiedene »westliche« kommunistische Parteien, angefangen bei der französischen kommunistischen Partei unter der Leitung von Thorez, in die inneren Auseinandersetzung der sowjetischen KP eingriffen, um den reformistischen Bestrebungen von Chruschtschow entgegenzuwirken, ist in dieser Hinsicht außerordentlich aufschlußreich.
- 5 Die andere Seite der Medaille ist jedoch folgende: Gerade innerhalb der kommunistischen Parteien »draußen« ist man dem »Totalitarismus« im engen Sinn am nächsten gekommen: In der Uniformisierung des kollektiven Denkens, zementiert durch die Identifizierung der Politik mit der Wahrheit. Die Konsequenzen waren weniger tragisch (außer natürlich für einige individuelle Existenzen) als die im »demokratischen Zentralismus« der UdSSR (wo es auf lange Sicht nicht mehr um den Glauben ging, sondern um Funktionärstum und Privilegien: der Film von Wajda, »Der Mann aus Marmor« bleibt eine große Beschwörung dieser besonderen Form der »Routinisierung des Charisma«). Aber ich wette, daß die Nachbarschaft der westlichen Partei-Staaten viel dazu beigetragen hat, die Übertragung der Kategorie »totalitär« zu erleichtern.
- 6 Die Geschichte Deutschlands ist ein ausgezeichnetes Beispiel für dieses ganze Szenario. Man könnte jeden Satz neu schreiben und für den zerstückelten Körper Europas den der deutschen Nation einsetzen. Das ist auch ein Grund, warum das heutige Deutschland mehr als je zuvor die »europäische« Nation par excellence ist.
- 7 Wenn man mich nach einer »Definition« für die »europäischen Völker« fragt, die nicht mythisch, sondern historisch ist, dann schlage ich eine vor, die nicht willkürlicher ist als jede andere: »Europäisch« sind die Völker, die am Krieg 1914-18 teilgenommen haben. Deshalb können die Amerikaner (der USA) und die Senegalesen nicht ganz ausgeschlossen werden, der Platz der Schweizer ist jedoch problematisch ...
- 8 Es ist zweifellos kein Zufall, daß es die originellsten unter den marxistischen Denkern der dreißiger und vierziger Jahre – Brecht, Walter Benjamin, Gramsci, Wilhelm Reich – sind, die diesen »blinden Fleck« des Marxismus gehaßt oder darauf hingewiesen haben.
- 9 Das wichtigste theoretische Produkt dieser Vision ist vielleicht das Buch von Bahro (1977)
- 10 In Frankreich war diese Utopie besonders in den Reihen der C.F.D.T. lebendig. Sie traf übrigens mit dem Höhepunkt ihrer Anziehungskraft für die Intellektuellen zusammen.
- 11 So wurde der Mai in Italien genannt, um dem Unterschied zum Pariser Mai auszudrücken, der sich schnell, wie ein Lauffeuer verbreitete, aber dafür als weniger tiefgreifend galt (Anm.d. Übers.).
- 12 »Die Erneuerung des Nationalismus in Osteuropa ist weniger eine Ursache der gegenwärtigen Situation als ihre Folge.« (Hassner, 1991, 6)
- 13 Das einzig Vergleichbare ist die Geschwindigkeit, mit der sich die best platzierten Repräsentanten der *Nomenklatura* in den privaten Unternehmen wieder die besten Plätze gesichert haben (diese Platzierung wurde allerdings von langer Hand durch eine ganze Reihe von mafiartigen Aktivitäten vorbereitet).
- 14 Siehe auch Hassner, 1991, 20-21: »Der Kalte Krieg bedeutete das Primat der Ost-West Probleme. Mit seinem Ende haben diese zugleich ihre Priorität und ihre Besonderheit gegenüber den Nord-Süd-Beziehungen verloren. In der Dritten Welt, insbesondere in Afrika, ist die Situation besonders dramatisch. Unter den Afrikanern und Asiaten findet man die größte Anzahl der Opfer des Rassismus, der Kandidaten für Auswanderung und der Flüchtlinge, die Meere und Kontinente überqueren. Aber vor allem sind es die Ost-West-Verhältnisse selbst, die mehr und mehr den Nord-Süd-Verhältnissen ähneln. Sicherlich, weder das Elend noch die kulturelle Distanz im Verhältnis zum Westen, sind in Zentraleuropa oder selbst in der Sowjetunion die gleichen wie in Afrika. Aber das Primat der ökonomisch-sozialen Spaltungen und Konflikte im Verhältnis zu den ideologischen und militärischen holt auch Europa ein. Das Problem mit Polen konzentriert sich, ebenso wie das mit einem großen Teil der Länder der Dritten Welt auf die Schulden und auf die Auswanderung. Was Mexico für die Vereinigten Staaten und der Maghreb für Frankreich, das sind der Süden und der Osten Europas (die Türken, die Jugoslawen, und vor allem die Ostdeutschen und die Aussiedler aus Rußland und Polen) für Deutschland und Österreich.«
- 15 Die Hexenlehrlinge »entdecken« nun mit Schrecken, daß man nicht die Zeit gehabt hat, die Atomwaffen zu vernichten und daß sie sich »verbreiten« werden. Neben der großen Atommacht wird es bald die mittlere (Rußland) und die kleinen geben: Frankreich, Großbritannien, Ukraine, China, Iran oder Pakistan ...

## Literaturverzeichnis

- Adler, Alan, und Jean Rony, 1980: *L' internationale et le genre humain*. Paris
- Althusser, Louis. 1978a: *Enfin la crise du marxisme*. In: *Il Manifesto. Pouvoir et opposition dans les sociétés post-révolutionnaires*, Paris
- ders., 1978b: *Il marxismo come teoria »finita«*. In: *Discutere lo Stato*. Bari
- Arrighi, Giovanni, Hopkins, K. Terence und Wallerstein, Immanuel, 1989: »1989, The Continuation of 1968«, Paper prepared for the XIth International Colloquium on the World-Economy, »1989, 19 The End of an Era?«, Starnberg, June 28-30, 1991
- ders., 1989: *Antisystemic Movements*. London and New York
- Bahro, Rudolf, 1977: *Die Alternative*. Frankfurt
- Balibar, Étienne, 1992: *Es gibt keinen europäischen Staat*. In: Institut für Migrations- und Rassismuskforschung (Hrsg.): *Rassismus und Migration in Europa*. Berlin, Hamburg 1992
- Badiou, Alain, 1991: *D'un désastre obscur. Droit, Etat, Politique. La Tour d'Aigues*
- Coleman, Janet, 1988: *Property and Poverty*. In: J.H. Burns (ed.): *The Cambridge History of Medieval Political Thought*. Cambridge
- Foucher, Michel, 1988: *Fronts et frontières. Un tour du monde géopolitique*. Paris
- Furet, François, 1991: *Les Russes finissent la Révolution française*. In: *Libération*, 27 août
- Hassner, Pierre. 1991: *L'Europe et le spectre des nationalismes*. In: *Esprit*, Oktober
- Hill, Christopher, 1975: *The World Turned Upside Down. Radical Ideas During the English Revolution*. London
- Joxe, Alain, 1991: *Voyage aux sources de la guerre*. Paris
- Labica, Georges. 1990: *Le Communisme enfin possible?* In: *M (Mensuel, marxisme, mouvement)*, Nr. 36, mars-avril
- Mazauric, Claude (Hrsg.), 1988: *Ecrits*. Paris
- Rancière, Jacques, 1990: *La communauté des égaux*. In: *Aux bords du politique*. Paris
- Robelin, Jean, 1990: *L' internationale sans genre humain*. In: *Procès, Cahiers d' analyse politique et juridique* publiés par le Centre l'épistémologie juridique et politique de l' Université de Lyon 2, n° 19
- Rony, Jean, 1982: *Préliminaires à une »troisième voie« : le Parti communiste italien et l'URSS*. In: Marcou, L. (Hrsg.) *L'U.R.S.S. vue de gauche*. Paris
- Sartre, Jean Paul, 1968: *Situations, VIII*. 208ff.
- Sève, Lucien. 1990: *Communisme: quel second souffle?* Paris
- Suny, Roland, 1991: *The Revenge of the Past*. In: *New Left Review* 184. Deutsch: *Sozialismus und Nationalitätenkonflikte in Transkaukasien*. In: *Das Argument* 186
- Wallerstein, Immanuel, 1975: *Semiperipheral countries and the contemporary world crisis*. *Wieder- auflage in: The Capitalist World-Economy*. Cambridge und Paris 1979

Wolfgang Fritz Haug

## Zur Dialektik des Anti-Rassismus<sup>1</sup>

### Erkundungen auf einem Feld voller Fallstricke

Die deutsche »Wiedervereinigung« hat mit der Macht der Fakten den nationalen Einheitsgedanken nach vorne gestellt. Wasser auf die Mühlen der neuen Rechten mit ihrer Polemik gegen »die universale Mischkultur« und für »das Modell einer heterogenen Welt homogener Völker und nicht umgekehrt« (Krebs 1988, 7; z.n. Müller 1990, 39). Wie einst das Scheitern der Revolution von 1848 den modernen Rassismus nach sich gezogen hat (Conze 1984), so erfahren sich heute Menschen durch das Scheitern der im Gefolge der Revolution von 1917 angestrebten Alternative zurückgeworfen auf Privatwelten und Partikulargemeinschaften. Hinzu kommt, daß der DDR-Staat ausländische Arbeiter eher gettoisierte als sozial integrierte, daß er ferner die nazistische Vergangenheit zwischen Festrhetorik und polizeilicher Ruhe und Ordnung eher festhielt als gesellschaftlicher Aufarbeitung zuführte. »Rassistische« Aggression erhielt keine Öffentlichkeit, daher auch nicht der antirassistische Protest. »Der Bruch mit der DDR ... setzte alle Phantasmen frei.« (Runge 1990) In Ost und West<sup>2</sup> brennen seither fast täglich »Asyle« oder werden Individuen gedemütigt, terrorisiert, niedergetreten. Neben der Hautfarbe wird die Sprache zum ersten Stigma, nicht die der »Luxus-Ausländer« (Runge), sondern der proletarisierten Nationen. Und wie die Deutschen auf Polnisch »die Stummen« heißen, so brachten Deutsche im Berliner Tiergarten einen polnischen Jungen zum Schweigen, indem sie ihm die fremde Zunge heraus schnitten.

Solidarisierung gegen solchen Bestialismus ist gefordert. Der gute Wille ist vorhanden. Allzuoft aber ist es, als sei er sich selbst im Wege. Viele Diskussionen und Aktionen verfangen sich in den »Fallstricken des gewöhnlichen Antirassismus« (Müller 1990). Die Widersprüche führen zu neuen Spaltungen, blockieren Handlungs- und Bündnisfähigkeiten. Gutgemeintes scheint die Gefahr mitunter noch zu vergrößern. »Rituale der Bußfertigkeit oder Selbstbezüglichung« überdecken das Fehlen von Analyse und Politik und nähren »eine fatale und pathogene Arbeitsteilung« in der Mythenproduktion zwischen rechts und links (Knight/Kowalsky 1991, 24). Der gesunde Menschenverstand versagt. Eine erneute Besichtigung des Feldes ist angesagt, dazu eine Revision eigener Denkmittel und Aktionsformen. Die folgenden Überlegungen, oft viel sicherer im Ton als in der Sache, reicher an Problematisierungen als an Lösungen, aber fundiert in Forschungen zum nazistischen Rassismus und seiner Vorgeschichte<sup>3</sup>, muten einige Paradoxien zu.

#### 1. Die »Planke«: sich nicht zum Anwalt fremder Interessen machen

Im Herbst 1990 kam mir auf der Insel Mljet zufällig eine Gruppe amerikanischer Pensionärinnen und Pensionäre über den Weg, alle zwischen 70 und 80, verblüffend alterslos aussehend, Muster von Körperpflege, sportlicher Lebensweise und

gesunder Diät. Wie sich herausstellte, waren sie auf einer Segeltour durch die Adria. Sie fragten mich, ob es nicht wundervoll sei, jetzt, in Deutschland. Ich sagte, es sei nicht so eindeutig, und erzählte ihnen, daß allein in den letzten zwei Wochen fünfzehn jüdische Friedhöfe verwüstet worden waren. Zur Antwort erhielt ich die Frage: »Are you Jewish?« Ich verneinte. Daraufhin: »So, why ...?« Leider hatte ich die *Dialektik der Aufklärung* nicht dabei. Ich hätte ihnen mit einem Zitat daraus begegnen können.

Im NS war nämlich, der Beobachtung von Horkheimer und Adorno zufolge, der Haß auf Juden »kaum mehr eine selbständige Regung, sondern eine Planke der Plattform«, d.h. »wer irgend dem Faschismus die Chance« gab, subskribierte »mit der Zerschlagung der Gewerkschaften und dem Kreuzzug gegen den Bolschewismus automatisch auch die Erledigung der Juden« (1947, 236).

Der amerikanischen Touristin hätte ich erwidern können: Es ist unser eigenes vitales Interesse, daß auch wir, die wir keine Juden sind, uns gegen Judenhaß wenden, weil wir es zum Schluß alle zusammen sind, die von der Formation, in der das nur eine Planke sein wird, überwältigt werden. Daraus folgt: Machen wir uns nicht zum Anwalt *fremder* Interessen! Die Betroffenen sind wir selbst.

Natürlich ist unser spontaner Moralimpuls richtig und notwendig, wo es darum geht, anderen zu Hilfe zu eilen. In den Aktionen zum Schutz der Bedrohten zeigte sich die Zivilgesellschaft. Wo indes Mitleid bloß den »Betroffenen-Diskurs« auf die *Objektstelle* ansetzt, auf die sonst der Haß sich richtet, statt zu Analyse und Politik überzugehen, stellt das Bedürfnis nach gutem Gewissen seine Fallen. Mitleid gilt Objekten, Solidarisierung Subjekten. Das Bild der Planke besagt: Es geht ums Dispositiv der Konflikte und ihrer Transformation in Politik, vielfältig umkämpft zwischen Herrschenden und Herrschaftsunterworfenen, die beide ihrerseits in diesen Fragen gespalten sind.

Wie immer herzerreißend oder ekeleregend die Geschehnisse sind, bei denen Menschen anderen Menschen auf Grund der »phylogenetischen Stigmata von Rasse, Nation und Religion« »deren Lebenschancen wirksam, wenn auch oft gedankenlos, reduzieren« (Goffman 1967, 13f.)<sup>4</sup>, dürfen wir uns nicht davon versuchen lassen, die Betroffenheit zu exportieren. Mitleid wäre ein schlechter Ratgeber, würde sich herausstellen, daß es uns mitsamt denen, zu deren Anwälten wir uns gemacht haben, in die Fallen lockt, die auf dem mehrschichtigen und zerklüfteten Konfliktfeld, dem der Anti-Rassismus sich zuwendet, reichlich verteilt sind.

Die Besichtigung dieses Feldes beginnt mit einem Konsens. Die meisten Richtungen vor allem des europäischen Anti-Rassismus<sup>5</sup> stimmen überein darin, dem Rassismus von vornherein seinen Gegenstand zu bestreiten: »'Rasse' existiert nicht, aber Rassismus kann in sozialen Praxen produziert werden« (Hall 1989, 913).

## 2. Es gibt keine Rassen

Konfrontiert mit körperlichen oder kulturellen Gruppenunterschieden, finden sich die Antirassisten in dem Dilemma, anscheinend vor die Alternative von *Verleugnung* vs. *Über-Affirmation des Unterschieds* gestellt zu sein. Angesichts der



»Angst vor der Verschiedenheit, auf welche der Rassismus baut« (Elfferding 1989, 112), scheint es richtig, die Gleichheit zu betonen. Aber das wohlmeinende *Leugnen* der Differenzen weiß nicht, daß es einen geheimen Berührungspunkt mit einer Wurzel des modernen Rassismus hat: Etwas von der Dialektik des Willens zur Gleichheit entläßt sich blind als »Wut auf die Differenz« (Horkheimer/Adorno, 243). Daher plädierte Kristeva 1985 für totale Ausdehnung und Anerkennung von *Differenz* und *Fremdheit* unter Ausschluß der Gemeinsamkeit, um dem Fremdenhaß sein Objekt und seine Angst vor sich selbst zu nehmen: Nur so könne eine Gesellschaft ohne Rassismus funktionieren, als »plurale Gesellschaft« ohne jeden Versuch der »Harmonisierung«, eine kosmopolitische Welt, in der jeder der Fremde des andern wäre. – »Aber sind wir das nicht?« kam prompt der Einwand im Feuilleton der *FAZ*, »und macht uns nicht die Angst vor dem Eingeständnis dieser Wahrheit zu Rassisten?« (Altwegg 1985) – Kristeva baute ihren Versuch weiter aus, die Fremdheit in einer letzten existenziellen Solidarisität<sup>6</sup> zu überwinden: durch ihre Radikalisierung in einer »paradoxen Gemeinschaft ... von Fremden, die einander in dem Maße akzeptieren, wie sie sich selbst als Fremde erkennen« (Kristeva 1990, 213). Prompt wurde der Einwand wiederholt – verschärft um die Behauptung, vom Gleichgelden aller andern bis zu ihrer Vernichtung sei es nur ein Schritt: »Wenn der Fremde nur noch eine Variation der Weise ist, in der man sich selbst fremd geworden ist, dann wird es egal, ob er/sie existiert oder nicht.« (Elfferding 1991, 26) Aber das überspringt spekulativ die Kluft, die zwischen Wort und Mord klafft, zwischen der Negation der Andersheit (wir sind alle gleichermaßen »Fremde«) und der Negation des Daseins der anderen.

War es nicht bereits eine bloße Äquivokation, Wortmagie, wenn Kristeva *das Fremde* mit *den Fremden* identifizierte? Und liegt nicht auch dem fertig auf der Zunge liegenden Verdammungsurteil gegen die »letztlich totalitäre bürgerliche Gleichheitsphilosophie« (Elfferding 1989, 112) außer einem Mangel an Differenzierung auch eine Äquivokation der »Gleichheit« – von »Negation von Herrschaft« und »Negation von Unterschied« – zugrunde? Gleichberechtigung setzt Andersheit voraus, statt sie zu negieren, ist freilich nur in einem universellen Horizont zu institutionalisieren. Sofort klafft die nächste Falle: ist nicht dieses Universelle, da es nicht ohne Kämpfe gegen allerlei Partikularismen durchgesetzt werden kann, selber nur die Maske westlicher Hegemonie, Planke des rassistischen Dispositivs? »Die ganze Debatte über Multikulturalismus stolpert über die Tatsache, daß die Grenzen der Differenz, wie die Grenzen sozialer Rechte, durch bestimmte hegemoniale, vielleicht universalistische, aber gewiß nicht universelle Diskurse bestimmt sind.« (Yuval-Davis 1990) Das Problem liegt aber nicht in der Tendenz, »die eigenen Maßstäbe der Beurteilung als allgemeingültige anzunehmen« und sich so der »Machtausübung« schuldig zu machen, als wäre Macht-Nichtausübung oder Ohnmachts-Ausübung gleichsam das Gute (Kalpaka/Räthzel 1989, 99).<sup>7</sup> Sondern statt in den Diskurs um ein neues Allgemeines einzutreten, wird die Allgemeinheit schlechthin geräumt.

Moral ist ein schlechter Ratgeber, wenn sie nicht auf der Analyse des Konfliktfeldes und seiner objektiven Widersprüche fußt. Arbeitsmigration meint doch *Eintritt* die Mobilität der entwickelten kapitalistischen Industriegesellschaft, ist

bereits Teil der allgemeinen Fluktuation, die eine der Grundformen von deren Bewegung ist. Indem sich die möglichen Chancen mit der Teilhabe am kulturellen Medium einer Industriegesellschaft buchstabieren, indem die Aneignung der allgemeinsten Kulturtechniken und Verhaltensformen einer solchen Gesellschaft elementare Bedingungen von Handlungsfähigkeit sind, wird diese zum Schmelztiegel, in den die anders chancenlosen Massen drängen. »Arme Neuankömmlinge werden natürlich fast immer verachtet. Die Frage lautet, ob dieses Los sie auf Dauer trifft und ... auch ihre Kinder erwartet.« (Gellner 1991, 73)<sup>8</sup> Indem sich die Interessen der Hinzukommenden und die Aggressionen der sie Abwehrenden hierum drehen, gleicht es einer Vogel-Strauß-Politik und stellt eine Verwechslung der Adressen dar, auf die feindliche Abwehr von Zutrittswilligen mit Preisgabe aller Kriterien des Zutrittsbereichs zu antworten. Auf Widersprüche antwortet Widerspruchseliminierung, erklärt man »Rückständigkeit« zur bloßen Interpretationsfrage, statt sich der Perspektive eines Zivilisationsmodells für morgen anzunehmen.<sup>9</sup> So schlingert die Negation des einen Mythos in den anderen. *Die Einwanderer* erscheinen kontrafaktisch als homogene und kompakte Masse, weder fragmentiert noch fraktioniert, und es scheint sinnvoll, für sie in dieser mythischen Kompaktheit »Autonomie« zu fordern, auch »Gleichberechtigung«, ohne daß gesagt wird, daß zivilgesellschaftliche Gleichberechtigung ihre zivilgesellschaftliche Integration voraussetzt (z.B. Gewaltverzicht, Anerkennung der individuellen Menschenrechte, Rechtsanerkennung, also Auflösung des kompakten Kontrollanspruchs über die Individuen namens eines archaischen Gemeinwesens, einer Familie oder einer fundamentalistisch mit ihrer Umwelt brechenden Gruppe). Kategorisch verbittet sich dieser Moralismus – zumal wenn er sich mit Abkömmlingen von Exotismus und Revolutionstourismus, eingefühlter Stellvertretung usw. vermengt – die Kritik an seinem Objekt.<sup>10</sup> Die Affirmation von Andersheit gerät so zur »Abschaffung des Universalen« (Showstack-Sassoon 1991, 38), was der erwünschten Zivilgesellschaft den Boden entzieht und hinüberschillert zu einem »differentialistischen Rassismus«<sup>11</sup> (Taguieff) mit umgekehrten Vorzeichen. Am Ende landet die Über-Affirmation von Andersheit, die jene unheimliche Andersheit der »Rasse« aushebeln wollte, bei der Empfehlung, daß »eine kritische Strategie im Sinne eines grünen Konservatismus gerade den kulturellen 'Artenschutz' an die erste Stelle setzen« (Elfferding 1991, 29) müsse. »Die meisten Kulturen«, heißt es dagegen kühl bei Gellner (1991, 75), »werden von der industriellen Zivilisation auf den Müllhaufen der Geschichte geworfen, ohne großen Widerstand zu leisten.« Ihre historischen Agenten reden anders, aber sie »wissen nicht, was sie tun« (ebd., 77).

Bietet die Über-Negation von »Rasse« mehr Sicherheit? Wenn Rassismus »Rasse« konstituiert, so scheint die Negation dieser Konstruktion der erste Akt von Antirassismus zu sein. »Da die bezeichnenden Unterschiede zwischen den Menschen kultureller und nicht biologischer Natur sind, läßt sich sagen, daß in Wirklichkeit der Rassist die Rasse erschafft, und daß das rassistische Denken der 'Rasse' (im soziologischen Sinn) eine Wirkung zuschreibt, ... die überhaupt erst durch die Behauptung der Rassisten ins Leben gerufen wird.« (Poliakov 1979, 29) Dies führt zu einer Problemverschiebung: »Außerwissenschaftliche Anschauungen über die biologische Ausstattung der Menschen prägen tatsächlich in erheblichem

Ausmaß deren gesellschaftliche Verhältnisse und Lebenswelten.« (Klingemann 1984) Kurz: »Rassen« gibt es nicht, nur wissen es die nichtwissenschaftlichen Menschen nicht, so daß ihre Vorstellungen, es gäbe sie, ihre gesellschaftlichen Verhältnisse prägen. Das (falsche) Bewußtsein bestimmt das Sein. Aber dann wäre »Rasse«, als »Rassenglaube«, nicht weniger real, sondern nur von anderer Realitätsart, es sei denn, Aufklärung machte sich anheischig, das allgemeine Bewußtsein auf wissenschaftliches Niveau zu heben und die soziale Realität »Rasse« zum Verschwinden zu bringen. – Spiegelverkehrt stellt es sich dem postnazistischen Blick dar: Rasse ist gerade ein wissenschaftlicher Begriff, der nur politisch unverwendbar geworden ist: »Der von seiner Grundbedeutung aus wissenschaftlich wertfrei verwendbare Begriff ist durch die Extremkonsequenz des 'Rassenkampfes', den planmäßigen Genozid der vierziger Jahre(!), so stark herabgewürdigt(!) worden, daß seine Verwendung belastet ... erscheint.« (Conze 1984)<sup>12</sup> Das ist in einer Hinsicht wahr, und doch verhält es sich genau umgekehrt. Als belastet ist der Term aus der Offizialsprache verschwunden; was er bedeuten sollte, zog andere Namen über sich. Im populären Gebrauch kam es zu einer Bedeutungsausdehnung. Colette Guillaumin (1990) notierte daher für Frankreich das auch woanders zu beobachtende Paradox semantischer Leere bei semiologischer Fülle – *vide sémantique et plein sémiologique*. Was der Begriff umfaßt, hat die gesellschaftliche Welt keineswegs verlassen: das Wort wird gemieden, aber Bezeichnungen wuchern. Das verweist auf ein weiteres anscheinendes Paradox: daß das Wort in der politischen Sprache fallen gelassen wurde, ist durch seine Mächtigkeit verursacht, nicht dadurch, daß ihm nichts entspräche, sondern im Gegenteil, weil seine Ladung explosiv ist. Zensur liegt dem Verschwinden des Terms zugrunde. »Eine Anstrengung der Verschleierung, der semantischen Scheinheiligkeit, die im wesentlichen diesen Term durch assoziierte Begriffe ersetzt, deren Ladung weniger massiv ist, verrät diese Zensur.« Er überdauert in Quasi-Äquivalenten, vor allem den großen Blockbezeichnungen. Guillaumins Beispiele sind »i marocchini« und – »das deutsche Volk«. »Rasse« sei der Sinnkern solcher Wesensnamen. Um die im manifesten Text abwesende »Rasse« bilden sich synkretistische Bedeutungscluster.

Verleugnung, *Über-Negation von Andersheit*, in Gestalt der Diskurstaktik »es gibt keine Rassen«, kommt ungewollt der Dissimulation des Rassismus, von der Guillaumin handelt, entgegen. Der freie Blick auf die Unterschiede, auch die angeborenen des Körpers, scheint unerläßlich, um der Scheinheiligkeit des offiziellen Rassismus Paroli zu bieten. Oder wäre es voreilig, hier, wo das Wort nicht fällt, Rassismus zu wittern? Die nächste Falle lauert in der Bestimmung des Wogegen des Beistehens. Das führt zur dritten These:

### 3. Es gibt keinen Rassismus

Aber sind wir nicht Zeugen rassistischer Aggressionen? Die paradoxe These gehört zusammengedacht mit der vorschnell konsensfähigen: *Es gibt keine Rassen*. So viel oder wenig dieser Satz richtig ist, ist es auch der andere: *Es gibt keinen Rassismus*. Natürlich kommt es darauf an, was man unter »es gibt« versteht. Was man so als *gegeben* behauptet, sind antagonistische *Zugriffe*, bei denen

jeweils bestimmte Realitätszusammenhänge einem integrierenden Begriff unterstellt werden: *Kraft dessen gibt es einen Rassismus-Diskurs, und gibt es einen Rasse-Diskurs*. An diese Begriffe werden Verhaltensweisen geknüpft, es formt sich ein Netzwerk von Bedeutungen und Praktiken. In diesem Netz sich bewegend, bildet sich jemand aus als Subjekt, das den Gegenüberstehenden als Gegen-Subjekt nimmt. Ich bin Antirassist und beziehe mich auf den Rassisten. Er ist Rassist und bezieht sich auf andere Rassen. Wir nehmen uns, wenn wir davon reden, etwas heraus, sind aktiv dabei. So wenig wie den Rassismus als solchen, »gibt« es den Antirassismus, »sondern es gibt ihn immer nur, soweit er politisch hergestellt wird« (Hall 1989, 915). Das führt zur Frage nach der »Politik« dieser Herstellung: Was tun wir, wenn wir bestimmte Problematiken als Rassismus definieren und dabei unterschiedliche Merkmale bündeln und vereinheitlichend deuten?

Das binäre Spiegelverhältnis<sup>13</sup> zwischen Rassist und anderer Rasse denunzierend, übersehen wir sonst das Spiegelverhältnis zwischen Antirassist und Rassist. Das Verhältnis ist verschachtelt: Der Antirassist konstruiert den Rassisten als einen, der Rasse konstruiert. Wir müssen aufpassen, daß wir in dieser Schachtel nicht steckenbleiben, während der Rassist sogar die Diskursposition des Antirassisten formal einnehmen kann.<sup>14</sup> Denn unser Konzept Rassismus hat formal mit dem Rassekonzept eines gemein: Es ist eine totalisierende Interpretation. Wir sind von vornherein bereit, heterogene Elemente aufzufangen und sie unter den sinnhaften Schirm »Rassismus« zu stellen, dabei verengende Vereindeutigungen von Unspezifischem in Kauf nehmend, z.B. indem ich es bereits als »Rassismus« definiere, »wenn ein Mensch sich gestört fühlt, weil ein anderer Mensch anders aussieht oder eine andere Lebensweise hat« (Tügel 1992). Wer so allgemein spricht und etwas Besonderes im Kopf hat, setzt zu viel als selbstverständlich voraus. Der gegen Stigmatisierung gerichtete Rassismusbegriff kann auch zur Stigmatisierung anderer Auffassungen herhalten: dann wird etwa als Rassismus gebrandmarkt, wenn irgendeine »Verschiedenheit der Einwanderer ... als Rückständigkeit interpretiert wird« (Kalpaka/Räthzel 1989, 97). Aber auch der Versuch einer nüchtern-engen Definition entgeht der Überallgemeinheit nicht, gegen die er sich richtet: »*Rassismus im Sinne von rassistisch begründeter Diskriminierung* setzt erst ein, wenn die Gleichwertigkeit, die Gleichrangigkeit der Menschen in Frage gestellt und aus natürlichen Unterschieden eine soziale Rangordnung ... abgeleitet wird.« (Knight/Kowalsky 1991, 98) Dann wäre etwa das Patriarchat rassistisch (s. weiter unten). Diese Überlegung sollte uns darin bestärken, das Wort »Rassismus« nicht mythisch zu verwenden. Hier wie anderswo ist die Selbstverständlichkeit der sicherste Anzeiger, daß da ein Verstehen in Entfremdung stehen bleibt. Zunächst (und immer wieder) gilt es aufzupassen, daß wir nicht in die Falle der falschen Allgemeinheit gehen. Es gibt nicht *den* Rassismus, es gibt *Rassismen* (Hall 1989). Jeder konkrete Fall buchstabierte sich empirisch-historisch. Das Erbe der Sklaverei, an dem die USA tragen, ist etwas anderes als der »Retorsionseffekt« des Postkolonialismus, wie er in England und Frankreich vorherrscht; wieder anders liegt der deutsche Fall. Beim Übertragen der Theoreme ist Vorsicht angezeigt.

Elfferding hat sich dagegen gewandt, »Ausländerfeindlichkeit pausenlos als

Rassismus zu denunzieren«, weil dies »dazu führen (könnte), daß der gegenwärtig bestimmende Gegensatz im Schlagschatten des politischen Angriffs bleibt, während sich die Fronten durch falsche Gegneridentifikation verhärten« (1989, 107). Im übrigen versucht er Unterscheidungshilfen zu gewinnen, indem er bestimmten Typen von Aggressionshaltungen spezifische Extremkonsequenzen zuordnet: dem Fremdenhaß den Mord, dem nationalistischen Populismus den Krieg, dem Rassismus den Völkermord. Das würde Rassismus im Sinne der Nürnberger Gesetze auf die Extremform staatlicher Vernichtungspolitik in Gestalt des Nazismus beziehen. Auf dem Boden von Fremdenhaß wäre dann im Krieg der Staat genozidär geworden. Für Elfberding ist »Rassismus« keine selbständige »Primärideologie«, sondern etwas, das aus dem Zusammenwirken dreier »großer Ideologien« resultiert, die er als die des Populismus, des Nationalismus und des Körpers (wozu Geschlecht, Gesundheit und die Normierung von Schön und Häßlich gehört) bestimmt. Erst das Zusammenspiel dieser drei Großideologien bringe, als Effekt, die »Ideologie« *Rassismus* hervor. Dieses offenbar vom NS abgelesene Modell ist in seiner Allgemeinheit problematisch. »Rassismus« als Effekt der Verschmelzung von »Großideologien« zu fassen, würde uns auf den Staat als sein Subjekt festlegen und es verbieten, spontane Formen als Rassismus zu fassen. Damit verschlössen wir uns dem Gedanken, daß »Rassismus« eine Form sein kann, in der sozialer Protest in Entfremdung steckenbleibt.

#### 4. Rassismus-von-unten ist entfremdeter Protest

Es ist auf jeden Fall angebracht, von solchen ideologischen Großformationen den spontanen »Rassismus von unten« oder »interaktiven Rassismus« zu unterscheiden, der im Alltagsleben verwurzelt ist. Er führt zu Blockierungen der Zivilgesellschaft entlang von Differenzen, die nach dem »Rasse«-Paradigma interpretiert werden. Beide unterscheiden sich von dem, was man »strukturellen Rassismus« genannt hat, der in der Anlage von gesellschaftlicher und staatlicher Herrschaftsmacht stecken kann, ob nun darüber geredet wird oder nicht, *der bewußtseinsprägend ist, ohne bewußtseinsfähig zu sein*. Als Rassismus-von-oben oder politisch organisierter Rassismus läßt sich die Verwendung solcher Struktureffekte wie der interaktiven Konflikte für politische Machtgenerierung fassen.

Der spontane plebejische Rassismus kann den Herrschenden Sorge bereiten, erst recht seine politische Verwertung durch oppositionelle Machtanwärter. Sofern wir hauptsächlich auf ihn blicken, über ihn redend, ihn pädagogisierend, sind wir Helfer der Polizei bzw. des Rechtsstaates, was nicht heißt, daß dies zu verwerfen sei – aber man muß es wissen. Das Problem ist zunächst ein Problem von Staat und Gesellschaft. Kapitalismus vernichtet beständig herkömmliche Unterschiede und schafft neue, ja in gewisser Weise *zersetzt* er fortwährend seine eigene Gesellschaft, so daß er ständig seine Pathologie erzeugt. Der auf solchem Boden errichtete und zu seinem Schutz bestimmte Staat muß in gewissem Umfang als dessen komplementäres Gegenteil agieren.<sup>15</sup> Darin, wie der Nationalismus diese Komplementärfunktion umhüllt, sieht Gellner dessen »grundlegende Täuschung und Selbsttäuschung«: »Er bedeutet die generalisierte Ausbreitung eines ... Idioms, das für die Erfordernisse einigermaßen präziser bürokratischer

und technologischer Kommunikation kodifiziert wird. Der Nationalismus steht somit für die Errichtung einer anonymen, unpersönlichen Gesellschaft aus austauschbaren atomisierten Individuen, die vor allem durch eine solche gemeinsame Kultur zusammengehalten wird« (Gellner 1991, 89). Der nationale Mythos behauptet freilich das Gegenteil, bedarf daher der Befreiungssillusion oder anderer Abstoßungen. Die nationale Vereinheitlichung wirft »Kommunikationsgrenzen« um sich (ebd., 97). Denkt man die – keineswegs so harmonisch, wie Gellner meint, verlaufenden – Krisen und ihre Folgen hinzu, läßt sich verstehen, daß der Aufschrei der sozial getretenen Kreatur zum Haß-Schrei werden kann. Brandstiftung und Mord können verwandelte Formen von Protest sein – *im Modus des entfremdeten Protests gegen Entfremdung*. Er zielt von seiten der *underdogs* etwa darauf, andere im Status der *under-underdogs*, der ihnen als Neuankommenden zunächst zufällt, aber vermutlich nicht ihrer Leistungsfähigkeit entspricht, zu halten. *Ein Anderer soll der Unterste sein* – das ist ein Schrei in der Familie der Subalternen, oft unerwünscht vom Standpunkt der Herrschenden. Er stört Recht und Ordnung, führt zu Unruhen, die das Privateigentum, überhaupt die Bewegungsformen der bürgerlichen Gesellschaft verletzen. Da ist die Justiz gefordert. Die Polizei muß eingreifen. Der interaktive Rassismus ist daher ungeeignet, den archimedischen Punkt darzustellen, von dem her wir unseren Antirassismus herleiten können. Selbsttäuschung wäre es auf jeden Fall, zu glauben, daß wir dies gegen den Staat täten. Es ist der Ruf nach mehr Staat, Kritik an seiner Abwesenheit, womöglich sogar, ohne es zu wollen, nach Zensur<sup>16</sup>, was jener Blickrichtung entspricht.

Die politische Verwendung von interaktivem Rassismus – des Krieges der *underdogs* untereinander – für Zwecke der politischen Machtgenerierung<sup>17</sup> kann sehr unterschiedlich sein. Sie kann sich in der bloßen Tatsache des Polizeieinsatzes als solchem manifestieren, der zur Legitimation dessen beitragen kann, was Stuart Hall *Policing the Crisis* genannt hat. Überweisung eigentlich sozialpolitisch zu bewältigender Krisensymptome an Polizei und Justiz. Was da scheinbar antirassistisch auftritt, kann in Wirklichkeit bereits Verwendung des interaktiven Rassismus von oben sein, seine politische Exploitation für die Generierung von Herrschaftsmacht. Durch Spaltung reproduziert sich Herrschaft. Das führt zur nächsten These:

## 5. Rassismus kann man nicht bekämpfen

Natürlich ist es »notwendig, den Rassismus zu bekämpfen«, und ist es der Sinn dieser Überlegungen, dazu beizutragen. Fragt man indes, *wie* das geschehen kann, und begnügt sich nicht mit dem (unvermeidlichen) Ruf nach Polizei und Justiz, weil sich nämlich »eine innere Abwendung von rechtsextrem-antidemokratischen Ideen nicht polizeistaatlich verordnen« läßt (Klönne 1990, 13), zweifelt sogar am Erfolg bloßer moralischer Appelle, dann wächst der Frage nach dem Wie beunruhigendes Gewicht zu.

»Wehret den Anfängen«, bleibt eine wichtige Maxime. Aber sind wir sicher, daß wir wissen, wovon »es« der Anfang ist und wie man ihm wehrt? Die voraus-eilende Vereindeutigung hat ihre Tücken. Zur Zeit der Studentenbewegung um

1968 meinte die Polizei oft viel genauer zu wissen, was die Studenten vorhatten, als diese selbst. Folglich schlug sie oftmals präventiv zu. Dies hat zur Radikalisierung beigetragen. Später hat die Polizeiführung aus diesem Fehler gelernt. Auch wir sollten daraus lernen: Die Prävention in ungenügend analysierten Konfliktlagen, das den Grund kurzerhand voraussetzende Losschlagen, vollendet diesen Grund oft erst, von dem es seine Legitimation herleitet.

Droht nicht etwas Ähnliches, wenn ich allen möglichen Phänomenen auf den Kopf zusage, sie seien rassistisch? Könnte es nicht sein, daß ich durch die daraus folgenden Politiken, Angriffe, Spaltungen und Allianzen ungewollt dazu beitrage, daß dieses von mir immer schon unterstellte Wesen tatsächlich hervortritt? Jedenfalls muß die Berechtigung einer totalisierenden Interpretation, die ein Wesen, eine Gesamtheit unterstellt, aufs Sorgfältigste überprüft werden.

Sollte es zutreffen, daß jene interaktiven Rassismen nur Schaumkronen sind, deren Zustandekommen sich dem Zusammenwirken von Bedingungen und Kräften verdankt, die in ihnen gar nicht manifest sind, dann meldet sich unüberhörbar der Zweifel, ob das vielleicht doch der richtige Punkt ist, um hier den Eingriff in verändernder Absicht anzusetzen. Wäre das doch vielleicht sogar eine der Weisen, die genau das Gegenteil des Angestrebten bewirken. Man denke nur an die in der Regel ungewollten Verstärkungseffekte einer gewissen »anti-rassistischen« Berichterstattung in den Medien, vor allem im Fernsehen, das in der Regel keineswegs »Hetze gegen EinwanderInnen aller Art« betreibt<sup>18</sup>. Statt Öl auf die Wogen zu gießen, gießt sie das Öl ins Feuer. Deswegen sind die Fragen, wo, wogegen, wofür, mit wem und wie sich kämpfen läßt, entscheidend. Mit entsprechender Vorsicht sind die kritischen Einschnitte zu machen.

Ein besonders wichtiger Einschnitt auf der Ebene der ideologischen Prozesse scheint sich auf die Verschränkung von Biologie<sup>19</sup> und Herrschaft richten zu müssen. Er wird oft verwechselt mit einem Einschnitt zwischen Biologie und Differenz. Letzteres geht in die Falle der Herrschaft selbst. Deren Strategie besteht in *linking difference to domination*, in der Verlötung von Domination und Differenz, von Unterordnung mit Unterschied. Gleichheit und Ungleichheit wechseln dabei die Bezugsebenen. Der Protest gegen Ungleichheit rennt hoffnungslos in die Irre, gelingt es ihm nicht, Gleichheit und Ungleichheit auf die angemessenen Ebenen zu bringen, *linking difference to equality*.<sup>20</sup> Wo immer es z.B. der Frauenbewegung nicht gelang, entsprechend zu differenzieren, legte sich über sie »lähmend die niederdrückende Vorstellung, es ginge den Gleichheit fordernden Frauen wirklich darum, ebenso zu werden wie die männliche Hälfte der Gesellschaft« (Frigga Haug 1990, 82).

### *Exemplarische Analyse: Der Spiritualismus ruft die Soziobiologie zu Hilfe*

Als Materialstück nehme ich ein Flugblatt von einer katholischen Organisation<sup>21</sup>, an dem man sehen kann, wie sich katholischer Spiritualismus, im Eifer, Schwangerschaftsabbruch zu kriminalisieren, mit einem vulgär-naturwissenschaftlichen, biologistischen Determinismus amalgamiert. Abtreibung soll als Mord artikuliert werden. Dem dient eine Operation der Rückspiegelung: Um jeden möglichen Anspruch auf gesellschaftliche (politisch-parlamentarische)

Bestimmung und individuelle Selbstbestimmung in Sachen Abtreibung fundamental zu verunmöglichen, werden »Kind« und »Persönlichkeit«, diese beiden überaus wertbesetzten Größen, ins befruchtete Ei zurückprojiziert. Im Moment der Befruchtung entsteht blitzartig die soziale Identität, die wir »Baby« oder »Kind« nennen, Gegenstand unserer Liebe. Das befruchtete Ei ist noch nicht in der Gebärmutter, und schon wird es als tätiges Subjekt konstituiert, das unter dem Namen »das Baby« »biochemische Signale aussendet«. In der dritten Woche: »Das Kind ist jetzt 1,8 mm groß.« Persönliche Individualität und biologische Singularität des genetischen »Fingerabdrucks« werden ineinandergedacht. Über den 9 cm großen und 45 g schweren Embryo in seiner zwölften Woche heißt es: »Sein Gesicht ist voll Anmut. Es spiegelt Empfindungen wider [sic!]. Auf den Kuppen seiner kleinen Finger trägt es Merkmale seiner Identität, das Muster seiner Fingerabdrücke.«

Die Reichweite dieses biologischen Determinismus mit animistischem Akzent ist grenzenlos. Die Menschen als tätige (und im theologischen Sinn schuld-fähige) *freie* Individuen sind vollkommen negiert. Denn in der »Sekunde null«, im Augenblick der Befruchtung selbst, sind blitzartig »Geschlecht, Aussehen, Begabungen, Charakter, ja selbst die wahrscheinliche Lebensdauer ... festgelegt«. – An der Geschlechtsfestlegung ist freilich nicht zu zweifeln, auch nicht an allgemeinen Daten des unmittelbar nachgeburtlichen Aussehens (Haar- und Augenfarbe u. dgl.), aber mit zunehmendem Abstand von der Geburt hat doch das Aussehen etwas mit äußeren Lebensbedingungen und tätigem Leben zu tun. Vor allem aber wartet die Hauptsache außerhalb des Mutterleibs auf das Neugeborene: die Welt des Menschlichen, ohne die es, selbst wenn sein Überleben gesichert würde, nicht zu einem Menschenwesen werden könnte. Und zu dessen Spezifik gehört, daß die »Erbmasse« zwar notwendige, aber weder zureichende noch ungebremst zum Tragen kommende Bedingung der Menschwerdung ist. Ein Sinn gesellschaftlicher und kultureller Einrichtungen liegt ja gerade darin, das Wirken bestimmter genetischer Determinanten auszuklammern. Was im Tierzustand zum Tode geführt hätte – z.B. Kurzsichtigkeit –, wird von einem komplexen Aggregat zivilisatorischer Installierungen – darunter ein so nützliches Gerät wie eine Brille – außer Kraft gesetzt. Die Disposition zur Kurzsichtigkeit führt nicht mehr zum Verschwinden aus der Gattung, wie das bei Vögeln der Fall wäre, die ihre Beute erspähen müssen. Kurzum, der »Substratwechsel« in der Anthropogenese bedeutet ja gerade, daß die spezifisch menschliche Entwicklung nicht mehr an den Genen vor sich geht, sondern außerhalb aller Individuen, im Ensemble der Verhältnisse der Kultur, des Produzierens, in Medien und Formen des Gesellschaftlichen. »Begabungen, Charakter« durch Erbmasse determiniert sein zu lassen, schaltet die gesamten Verhältnisse und Beziehungen aus, Familie, Erziehung, überhaupt Kultur, einschließlich Moral und Kirche, die gesamte biographische Dimension.

Das ist vulgärbiologischer Determinismus. Ein sonderbarer Essentialismus geht damit einher: Das befruchtete Ei erscheint als Persönlichkeit. »In seiner Individualität, in der Einmaligkeit und Einzigartigkeit seines Wesens bleibt der Mensch unverändert und konstant von der Empfängnis bis zum Tode. Was sich ändert, ist sein Erscheinungsbild, seine äußere Gestalt.«



Man muß sich klar machen, daß die Aussagen, wo sie biologische Singularität in menschliche Individualität verwandeln, pseudokonkret sind; zieht man die Pseudokonkretheit ab, werden sie so allgemein, daß sie auch für Regenwürmer oder für irgend andere tierische Organismen Geltung beanspruchen könnten. Man muß nur deren Namen für »Kind« bzw. »Baby« einsetzen. Dies ist Indikator (und Preis) für die Tendenz, hinter den Substratwechsel der spezifisch menschlichen Entwicklung zurückzugehen, zu leugnen, daß das Humane mit der Geschichte beginnt, d.h. mit der Herausverlagerung der Entwicklung aus den Genen ins Ensemble der gesellschaftlichen Verhältnisse, in Sprache, Medien, Institutionen und Geräteumwelt usw. Erst dieser Substratwechsel macht ja das Persönlich-Individuelle möglich, weil die Verwirklichung des menschlichen Wesens durch Aneignungsaktivitäten der Individuen vermittelt ist und je spezifische Ausschnitte aus dem abstrakt Möglichen aktualisiert.

Hier macht eine ideologische Macht die Dis-Position der Menschen, ihre imaginäre gattungshafte Selbst-Enteignung, als Teilenteignung der schwangeren weiblichen Individuen, zu ihrem Machtterrain. Sie besetzt eine vorgängig-existenziale Verfügung über den Körper und versucht, Kinder- und Mutterliebe, die zu den stärksten Gefühlen unseres Seelenhaushalts gehören, zu ihrem Kraftstrom zu machen.<sup>22</sup> Sie nimmt dabei ein systematisches Schillern zwischen Theologie und Soziobiologie in Kauf, indem sie in die biologischen Tatsachen das Humane umweglos einzuschreiben versucht. So wird sie hinterrücks vom vulgärsten Materialismus eingeholt, dem biologistischen, dieser Grundlage beider großer Strömungen von Rassismus und Sexismus.

### *Naturalisierung – zum Verhältnis von Frauendiskriminierung und Rassenhaß*

Die Bewegungen gegen Rassismus und gegen Sexismus sind auf ein Bündnis miteinander verwiesen. Das verschafft der Gleichsetzung von Rassismus und Sexismus bei denen, die die Notwendigkeit dieses Bündnisses erkennen, spontanen Kredit. Sie wird dadurch nicht richtiger und stellt den nächsten Stolperpunkt dar. Für den Zusammenhang scheint zu sprechen, daß die soeben analysierte *Naturalisierung* offenkundig ein Grundmuster ist, worin alle rassistischen Diskurse sich bewegen. Und doch ist der im vorigen Abschnitt analysierte Anti-Abtreibungsdiskurs kein rassistischer Diskurs, obgleich ein wesentliches Stück der *ideologischen Grammatik*, in der Rassismus sich artikuliert, auch hier zugrundeliegt. Aber es ist eine Grammatik, die zunächst auf dem Feld des sozialen und ideologischen Interesses für den Gebärvorgang, für die Population, für den weiblichen Körper, für die Politiken, die sich von allen Seiten auf diese Größen einstellen, zu Hause scheint. Ist es ein Zufall, daß die für den Rassismus so entscheidende Grammatik der Naturalisierung sich gerade bei der Restauration weiblicher Unterwerfung so hervortut?

Guillaumin definiert: Rassismus ist jede Ideologie, die menschlich-kulturelle Phänomene als Ausdruck einer somatischen Natur deutet. Sind mithin patriarchalische Frauenbilder rassistisch? Robert Miles (1989, 357) stellt eine äußerliche Verknüpfung her: »Die definierte Gruppe wird ... für eine von Natur aus existierende Gruppe gehalten, die sich biologisch reproduziert und daher auch

ein bestimmtes Muster der Geschlechterdifferenzierung einschließt.« Aber das ist unspezifisch. Von allem, was zu einer Kultur gehört, ließe sich dasselbe sagen. Ähnlich äußerlich konstruiert Miles eine »Basis für die Verknüpfung von Nationalismus und Sexismus« (ebd., 365), ohne daß klar wird, ob er nur die Möglichkeit des »Andockens« der einen Ideologie bei der andern oder eine Affinität und tendenzielle Wesensgleichheit behaupten will.<sup>23</sup> Auch wenn es zutreffen mag, daß der rassistische Diskurs sich zu einem Teil mit dem patriarchalischen überschneidet, ist es künstlich, ein Parallelverhältnis von »Geschlechter- und Rassengegensatz« (vgl. Elfferding 1989, 110) zu unterstellen. Das Komplementär-Verhältnis der beiden Geschlechter findet bei den unterschiedlichen Phänotypen von Menschen, die der Rassismus zu »Rassen« totalisiert, keine Entsprechung. Folgt man Stuart Hall, der zu Recht die fundamentale Bedeutung der von Marx klassisch analysierten Naturalisierung hervorgehoben hat, so besteht eine *innere* Wesensverwandtschaft zwischen Rassismus und Sexismus. Und zwar nimmt er an, daß die rassistisch gedeutete kulturelle Differenz eine »ähnliche Funktion« bei der Identitätsbildung hat wie die sexuelle (1989, 920). Diese »Ähnlichkeit«, was immer das heißt, ist bei näherem Überlegen aber wenig tragfähig – und wäre es nur deshalb, weil *erstens* die beiden Geschlechter gerade in ihrer »Differenz« unmittelbar aufeinander verwiesen sind, was als »*natürliches* Gattungsverhältnis«<sup>23a</sup> etwas anderes ist als ein bloßer Unterschied und insofern mit dem Verhältnis unterschiedlicher »Rassen« nicht verglichen werden kann, und weil *zweitens* die Geschlechterbeziehung sich auf je individueller Ebene realisiert, statt zwischen großen Kollektiven. Die Reduktion auf bloße Differenz, Andersheit, die das Verhältnis der Geschlechter entdialektisiert, ist verständlich als Reaktion auf Unterdrückung und Diskriminierung, verlängert aber deren Bann just durch ihr Moment der Leugnung. Auf Naturalisierung von Sozialem antwortet sie mit soziologischer Naturverdrängung.

Stuart Hall bringt ein zweites Argument, das den historischen Status von Patriarchat und Rassismus im Verhältnis zum Kapitalismus analogisiert: »Wie das Patriarchat ist der Rassismus auch ein vor- und nachkapitalistisches Phänomen.« (Ebd., 914) Auch diese Parallele ist anzweifelbar. Gewiß ist das Patriarchat älter als der Kapitalismus – aber ist es der Rassismus? Wieder werden wir auf allgemeine Fragen zurückgeworfen: Wenn Aristoteles erklärt, Sklave sei jemand *physei*, »naturgemäß«, ist dies Rassismus?<sup>24</sup> Oder ist es das Denken – und die Rechtsauffassung – einer Sklavenhaltergesellschaft? Mir scheint, es führt weiter, die Sklaverei mit Marx als Ausdehnung des patriarchalischen Herrschaftsprinzips mit dem Kern der »Verfügung über fremde Arbeitskraft«<sup>25</sup> zu denken. Von hierher läßt sich – mit Hall – auch der moderne Rassismus denken. Erst Gesellschaften wie die US-Südstaaten, die dem kapitalistischen Weltmarkt die Baumwolle lieferten und sich dazu schwarzer Sklavenarbeit bedienten, produzierten den modernen Rassismus.

Die heutige Arbeitsmigration läßt der Metapher von der »Lohnsklaverei« bedenkenswerte Wirklichkeit zuwachsen: die Arbeit (die proletarische) wird von unten her *ausgebürgert*, indem *Nichtbürger* in die Arbeitsplätze einziehen, *moderne Metöken*. An solchen Widersprüchen entzündeten sich die Konflikte: diese Ausländer genießen, sofern sie Arbeitsplatz und -erlaubnis erhalten, soziale

Rechte ohne Zivilbürgerrechte. Als »Rassismus« taucht dann die Forderung auf: Die ohne Bürgerrechte sind, sollen auch keine sozialen Rechte haben, infolgedessen auch nicht Bleiberecht. Der bloße Aufenthalt, das Da des fremden Körpers, erregt Anstoß. Die Arbeit kann dabei auch als »abwesende«, als Arbeitslosigkeit, den Angelpunkt bilden.

Indem *soziale Herrschaft* ausgeblendet wird, wird die Verbindung zum Patriarchat unauffindbar. Zum Beispiel ist bei Miles in dieser Hinsicht nur von »ökonomischen und politischen Prozessen« die Rede, an denen Frauen und Männer in »unterschiedlichen Formen und Graden« beteiligt würden (1989, 364). Die Verknüpfungsstelle zum Rassismus sieht er darin, daß »die biologische Reproduktion ja die entscheidende Grundlage für die Reproduktion der 'Rasse' abgibt« (365). Anders gesagt: Insofern »Rasse« eine Frage der Abstammung ist, führt diese über die Mütter. Aber daraus folgt doch, daß der Wert der »Wertvollen« sich deren Müttern dankt. Wenn die Nichtfarbigen nichtfarbig sind, weil Kinder nichtfarbiger Mütter, warum sollten dann alle Mütter analog zu Farbigen sein? Wenn die Begabteren von Natur begabt sind (Erbmasse)<sup>26</sup>, steht »Natur« (auch nicht die der »Mütter«, die in dieser Sichtweise die Natur personifizieren) nicht für Unbegabtheit.

### *Rasse, Klasse, Herrschaftskritik*

Die theoretische und politische Reduktion von Rassismus<sup>27</sup> und Frauenunterdrückung<sup>28</sup> auf den Gegensatz von Lohnarbeit und Kapital wegzuarbeiten, war eine der Vorbedingungen für eine erneute Freisetzung marxistischen Denkens. Den Klassenreduktionismus nachträglich zu schelten, scheint inzwischen bei manchen zum Vehikel geworden, in postmoderner Beliebigkeit wegzugleiten von den Interessenzusammenhängen oder sich in der »Antipolitik der Identität« zu verlieren (Kauffman 1990). Dagegen gilt es, wie eh und je die Vorurteile auf *Vorteile* hin zu befragen, die sich ihre Vertreter davon versprechen. Der »Irrationalismus« ist nicht gar so irrational, er läßt sich auch nicht einfach in die ach so schlechte menschliche Natur abschieben.<sup>29</sup> Die nazistische Rede von der »nordischen Rasse« mutet im Nachhinein an wie eine *ver-rückte* Verarbeitung des Nord-Süd-Gefälles. *Den Besseren geht es besser*. *Ver-rückt* heißt hier alles andere als gegenstandslos. Nicht mehr sind nur die am Durchschnittsprofit teilnehmenden Bourgeois eine »Aktiengesellschaft« falscher Brüder, sondern in anderer Weise die gesamten Bevölkerungen der industriekapitalistischen Wohlstands- und Wohlfahrtszone. Jeder Lebensmittel-Käufer bzw. -Konsument profitiert dort von der Welt-Arbeitsteilung und den *terms of trade*. Bananen würden ein Vielfaches kosten, würde in der Dritten Welt Sozialversicherung durchgesetzt. Daher die partikulare Solidarisierung der zu falschen Brüdern gemachten Großgruppen, Bevölkerungskartelle zur Abwehr von Konkurrenz, zur Verteidigung ungleichgewichtiger Chancen. »Rassismus« wäre demnach in die Weltwirtschafts(un)ordnung eingeschrieben, deren Auswirkung wie Reproduktionsform, Resultat wie Voraussetzung. Manche Autoren meinen mit Blick auf die inneren und äußeren Herrschaftsverhältnisse der USA, im Rassismus »das hauptsächlich hegemonale Artikulationsprinzip« und in seiner vereinten Bekämpfung

»vermutlich den bislang noch unentdeckten archimedischen Punkt des Klassenkampfes« sehen zu können (San Juan 1989, 75, 77).

Für die Lohnabhängigen geht es wie immer um Maximierung des Preises der Arbeitskraft und der Verkaufschancen, um Minimierung des Preises der Grundlebensmittel (Wohnung, Nahrung) und um Begrenzung eines Zugangs zu Sozialleistungen, der diese für die einzelnen zu schmälern droht. Falsche Allgemeinheit ist auf diesem Feld besonders gefährlich. Konkret zu zeigen, welche unersetzliche ökonomische Bedeutung der »ausländische« Teil der Arbeiterklasse in der BRD für alle, selbst für die Arbeitslosen, hat, kann an den Realismus des gesunden Menschenverstandes anknüpfen. Es würde aber wenig fruchten, den Arbeitern pauschal zu erklären: »Die 'Rasse'-Idee konstituiert Personen aus ... Asien als ... zu 'uns' in Konkurrenz tretende Andere, deren Präsenz den Kampf um Wohnungen, Sozialeinrichtungen und Arbeit verursacht oder verschärft hat.« (Miles 1989, 361) Das versäumt, zwischen allgemeiner Ursache und spezieller Verschärfung den entscheidenden Unterschied zu machen. Umgekehrt wird ein Schuh daraus: Nicht die Rasse-Idee konstituiert Immigranten zu (scheinbaren) Konkurrenten, sondern (wirkliche) Konkurrenz wird rassistisch verarbeitet, was den Effekt hat, den Widerstand innerhalb der Ordnung zu halten. Man muß unterscheiden zwischen »rassistischem« Fremdenhaß und der dumpfen Wut über hinzukommende Nachfrager von Arbeit und Sozialunterstützung, die sich begrenzt damit vergleichen läßt, wie weiße Arme in den USA reaktionär werden, wenn sie die Last von Sozialpolitik für die Schwarzen tragen sollen (vgl. Winant 1990, 139).<sup>30</sup> Solcher »Rassismus« ist ein Spezialfall sozialstaatlicher Verteilungskämpfe: des Gerangels um Zuwendungen (Wohnungen, Schulplätze und -qualität etc.). Adressat ist der staatliche Disponent. Das Paradigma »sozialer Kontrolle ist der universelle Einsatz von 'Dänengeld'«, heißt es bei Gellner, der in seinen Formulierungen harmonisierte Argumente, gleichsam ideelles »Dänengeld« verwendet: »Soziale Aggression wird mit materieller Bereicherung abgekauft«; zum größten Problem werde daher die staatliche »Unfähigkeit, jede auch nur vorübergehende Reduzierung des gesellschaftlichen Bestechungsfonds zu überleben« (Gellner 1991, 39). In verhüllenden Worten meint dies: im sozialstaatlich-partnerschaftlichen Korporatismus ist der Klassenkampf aufgehoben bzw. in Tarifverhandlungen kanalisiert; eine erhebliche Beeinträchtigung des Sozialkompromisses setzt ihn wieder frei. Wäre hierin am Ende das geheime Dispositiv jenes »Rassismus« beschlossen? Was Gellner so hübsch als das Kinderspiel »die Reise nach Jerusalem« umschreibt« (ebd., 107), das Rennen nach – notwendig unzureichenden – Plätzen (Posten), der Sozialdarwinismus, von dem seine Anhänger sich Hierarchisierung durch Leistung versprechen, die Augen schließend vor den unabshaffbaren Irrationalitäten des Prozesses, produziert Angst, Treibstoff der Aggression.

#### *Das Bild vom zu kleinen Rettungsboot als Falle des strukturellen Rassismus*

Ausgangspunkt sind lagebedingte Gruppenkonflikte innerhalb der subalternen Klassen. Das allgemeinste Konfliktmaterial der Gegenwart ist der Schock eines neuen Kapitalisierungsschubs, des als »Modernisierung« benannten/entnannten

Übergangs des Kapitalismus in eine neue Phase. Traditionelle Identitäten werden durch einen Paradigmenwechsel im Umgang mit dem Nichtidentischen bedroht. Der »sozialpsychologische« Schock erhält bei von Abstieg bedrohten Schichten durch sozialpolitische Umstellungen ein ökonomisches *rationale* eingezo-gen. Die in den Wohlstandszentren des Kapitalismus in der fordistischen Phase erkämpften korporatistischen Sozialzugeständnisse sind vom Standpunkt des neuen Kapitalismus hinderlich. Der Protest der von ihrem Abbau Bedrohten verschiebt sich mit einer gewissen fragmentarischen Rationalität auf hinzukommende Konkurrenten im Verteilungskampf um verringerte oder bestenfalls stagnierende Sozialfonds. Diese Besitzstände scheinen desto mehr bedroht, je mehr potentielle Nutznießer sich geltend machen. Dabei geht es nicht nur um Zahlungen, sondern mehr noch um Ressourcen wie Wohnraum, öffentliche Verkehrsmittel, Krankenversorgung, Bildungschancen, dazu andere Parameter der Lebensqualität, auch die Sicherheit vor Übergriffen anderer.

Diese komplexe Problemstelle besetzt die Allegorie vom überfüllten Rettungsboot. Es zeigt sich umringt von Schiffbrüchigen und Gestrandeten, sehr viel mehr, als in das Boot gehen. Je mehr versuchen, in das Boot zu klettern, desto mehr droht das Boot, unterzugehen. Es liegt nicht an der Bosheit der bevorzugten Klassen, wenn dem der Versuch entspringt, unter Anwendung bestialischer Grausamkeit auf die Finger derer zu treten, die sich in das Boot retten wollen. Hinzukommende müssen abgewehrt werden, damit das Boot nicht untergeht. Oder anders gesagt: Diese Problem-Anordnung verdammt diejenigen, die besser dran sind, dazu, nur noch Exekutoren des Vorgangs zu sein. Sie haben keine Wahl. Man könnte mit Vorurteils-Pädagogiken nichts ausrichten. Entweder man würde genügend Rettungsboote schaffen oder den Untergang in Kauf nehmen. Aber wenn die Anordnung so ist, dann ist das Agieren der einzelnen sozusagen streng statistisch festgelegt. Da gibt es nur welche, die schneller sind und solche, die langsamer sind. Welche, die sich durchsetzen und in Führung gehen. Ihr Erfolg gibt ihnen das Recht, welches hauptsächlich zählt. Dieses Arrangement drückt das Grundmuster des strukturellen Rassismus aus.

Angesichts des gordischen Knotens tatsächlicher Probleme, der sich im fatalistischen Schein solcher Sinnbilder ins Unmittelbare zusammengezogen hat, ist es angezeigt, bei der Vergabe des Prädikats »rassistisch« sehr genau zu prüfen, worauf man es eigentlich bezieht, um nicht in die Falle des *strukturellen Rassismus* zu tappen. Bei denen, die in dieser Struktur als »Rassisten« agieren, ist schwer zu unterscheiden, wer (bzw. inwiefern sie) die Opfer sind und wer (bzw. inwiefern) die Täter. Beim Versuch, den gordischen Knoten gleichsam in Nichts aufzulösen, läuft man Gefahr, ihn fester zuzuziehen. Wäre das verborgene Dispositiv eines bestimmten »Rassismus« wirklich die korporatistische Aufhebung des Klassenkampfes, genauer: deren Funktionsverlust und Deregulierung im Zuge des Übergangs zum High-Tech-Kapitalismus? Wären bestimmte Rassismen Verwesungsformen fordistischer Klassenkompromisse? Aber das wären die ungleichzeitigen Formen, und um die gleichzeitigen des *neuen strukturellen Rassismus* zu bestimmen, muß man allgemeine Determinanten des Zeitalters besichtigen.

### *Rahmenskizze: Fünf allgemeine Determinanten*

1. *Übergang zum High-Tech-Kapitalismus:* Auf diesem Globus findet gerade auf Grundlage hochtechnologischer Produktivkräfte der Übergang zum transnationalen Kapitalismus statt<sup>31</sup>, mit Vollendung des Weltmarktes. Dies äußert sich in der Globalisierung der Akteure und ihrer Dispositive (z.B. des Kommunikationswesens). Analoges gilt für die Destruktivkräfte. »Treibhauseffekt« und »Ozonloch« stehen für die globale Reichweite ökologischer Effekte. Zugleich findet ein fieberhaftes Ringen um eine neue Aufteilung der Welt statt. Die deutsche »Wiedervereinigung« ist nur eine der Verrückungen, die derzeit stattfinden. Neue Machtzentren treten auf, alte treten ab. Der Zusammenbruch des »Ostblocks« und die Auflösung der Sowjetunion sind Momente dieser globalen Umgruppierung. Eine rasante Verschärfung der Konkurrenz ging dem voraus, die sich in den achtziger Jahren immer mehr beschleunigt und radikalisiert hat, Konkurrenz um das Mithalten-Können in Entwicklung und Anwendung von Hochtechnologie. »Die Japaner kommen«, fungiert als das symbolische Schreckwort der Mobilmachung für diese Konkurrenz, auch wenn es darum geht, gewerkschaftliche Forderungen abzuwehren. Historische Parallelen zum Übergang zum Fordismus, der in Italien und Deutschland immerhin faschistische Formen angenommen hat, sind nur mit Vorsicht zu ziehen. Die neue Formation wird strukturell andere Funktionsweisen ausbilden als der alte Fordismus, der in den sechziger/siebziger Jahren, als z.B. in der BRD noch der gewerkschaftliche Wirtschaftssektor blühte (»Neue Heimat«), aktuell war mit seiner Trilaterale Staat-Gewerkschaft-Unternehmer, die einen Kern des Ordnungsgefüges im kapitalistisch florierenden Teil der Welt darstellte.

2. *Vollendung des kapitalistischen Weltmarkts:* Überall hat das westliche Modell von Naturbeherrschung und Quasi-Naturalisierung des Gesellschaftszusammenhangs via Markt gesiegt. In einem Moment, in dem sich das gesamte globale Weltsystem des Kapitalismus am Rande globaler Wirtschafts-, Kriegs- und Umwelt-Krisen befindet, scheint jede Alternative erledigt. Überall verehrt und verklärt man die Natur des Marktes als eine Art anonymes Spiel, dessen Resultaten man zuschreibt, daß sie jedes Vorausdenken übertreffen. Dabei stehen alle möglichen Parameter auf Sturm. Die Marktwirtschaft siegt in dem Moment, wo sie sich global ad absurdum zu führen beginnt, indem sie die Mehrheit der Weltbevölkerung zu Verelendung verurteilt und ihre eigene Naturgrundlage, »die Springquellen alles Reichtums untergräbt: die Erde und den Arbeiter« (Marx, *Kapital I*, MEW 23, 530).

3. *Wärmepumpenstruktur des Weltmarkts:* Wie ein umgekehrter Kühlschrank, dessen Aggregat der Umwelt ständig Wärme entzieht, um sie ins Haus zu pumpen, entzieht das Aggregat des Weltmarkts den von der Kapitalakkumulation und technologischen Hochentwicklung abgekoppelten Zonen permanent Ressourcen, sie im Zentrum konzentrierend. Er funktioniert so, ohne daß dies als Politik ausgedrückt werden müßte; die Politiker sprechen sogar zumeist das genaue Gegenteil aus, und die *FAZ* wird nicht müde zu erklären, daß »linke Großtheorien, die die Armut der 'Dritten Welt' weniger auf innere Faktoren als vielmehr auf äußere, wie Kolonialismus und Weltmarkt, zurückführen, ... mit der Realität nichts gemein« haben.<sup>32</sup>

4. *Repulsion-Attraktion von Bevölkerungen auf dem Weltmarkt*: Auf dem Gefälle der Ressourcenattraktion durch die Weltmarktzentren erzeugt diese Prozeßstruktur eine neue globale Völkerwanderung. Die von den sachlichen Bedingungen der Verwirklichung ihres Arbeitsvermögens auf irgend durchschnittlichem Produktivitäts- und Lebensniveau abgeschnittenen Massen werden dazu gebracht, in die Entwicklungszentren zu drängen. »Ausländerprobleme« sind »Boten«, fragmentierte Erscheinungsformen dieser globalen Dislokation proletarisierter oder gar ins Subproletariat abgesunkener Arbeitskraft. Auf der Sonnenseite des Weltmarkts geht damit, zahlenmäßig weit geringer und in völlig anderen Erscheinungsformen, die transethnische Neuzusammensetzung des Personals transnationaler Konzerne einher. Dies deutet darauf hin, daß sich der neue Rassismus, der *Neorassismus* (Balibar 1989), der künftig herrschen wird, im Unterschied zum hergebrachten nicht mehr vor allem dadurch charakterisieren wird, daß er *bestimmte* »Rassen« als »minderwertig« ansehen, sondern dadurch, daß er in allen Rassen die »Minderwertigen« fallen lassen wird. Wäre das der Fall, taugte die Hautfarbe, dieses für die sinnliche Wahrnehmung drastischste aller Soforterkennungsmerkmale, nurmehr für den Stammtisch, der freilich kein zu unterschätzender »Hegemonieapparat« ist. Der Stammtisch-Rassismus und damit kommunizierende Straßenrassismen können als »ungleichzeitige« Erscheinungen im Sinne Blochs die Aufmerksamkeit abziehen vom gleichzeitig sich etablierenden Neorassismus. Der »neue Rassismus« bestimmt sich aber vermutlich als meta-ethnische Biomeritokratie.<sup>33</sup> Soll heißen: Daß nicht einige privilegiert sein sollen gegenüber anderen, sondern daß Auslese schlechthin herrschen wird, mit der Tendenz, keine Reservate zu dulden und quer durch alle Ethnien und Lebensformen zu wirken, einen weltweiten Brain-Drain fördernd, egal, ob Brain in einer weißen oder einer schwarzen Haut steckt, weltweites Jogging um die Spitzenplätze, egal, in welcher Farbe, egal, ob homosexuell oder jüdisch oder sonst etwas, auch von den Frauen eine Tüchtigenschicht absplattend, aber dabei freilich auch Dominanzverhältnisse und Hackordnungen reproduzierend. Die US-Kulturindustrie bildet solche Muster in ihren Krimi-Serien längst vor: kaum mehr ein smartes Team, das nicht gemischtgeschlechtlich und -rassisch wäre. Der neue Typ meta-ethnischer Auslese<sup>34</sup> der *subalternen Eliten* der Weltgesellschaft von morgen kann mit einer unerhörten Verschärfung von Herrschafts- und Unrechtsformen einhergehen. Die transnational-kapitalistische hochtechnologische Produktionsweise mag sich derart auf neue Weise einen »Adel« der Leistungsfähigkeit und Gesundheit etc., daher auch der Körperästhetik konfigurieren: Boris Beckers oder Brekers Boris in allen Hautfarben.

Mitunter sieht man vor lauter Rauch nicht das Feuer. An bestimmter Stelle raucht es, aber der große Brand findet vielleicht schon woanders statt. Könnte es sogar sein, daß der interaktive Rassismus bereits eine bewußtlos wütende Reaktion auf den vordringenden Neorassismus wäre? Es ist im Interesse der transnationalen Konzerne, daß sie in allen Kontinenten ihre Mitarbeiter rekrutieren können. Die transnationale Führungselite wird sich bis zu einem gewissen Grad in *united colours*<sup>34a</sup> präsentieren, ausgestattet mit *corporate identity*, während das Nichtidentische dieser Welt der Konzerne als globales Subproletariat vegetieren mag.

5. *Emergenz einer neuen Zivilgesellschaft (das »Neue Denken«), prekär, unentschieden:* Der Traum vom Überleben, gar dem lebenswerten, malt uns eine Weltzivilisation im ökologisch sich regulierenden Raumschiff Erde, welche die Geschlechterverhältnisse strukturell entpatriarchalisiert und für ihre Differenzen und Konflikte, die ethnischen wie die kulturellen, auf deren Anerkennung aufbauende und gleichwohl universalistische Bearbeitungsformen gefunden hätte. Diesem Traum entspricht im wachen Zustand eine prekäre, wenn auch nicht einfach irrealer Tendenz. Von Gorbatschow in Antizipation der inzwischen gescheiterten Perestrojka verdichtet, geht der Zug des neuen Denkens an vielen Stationen des Globus ab, der als notwendig empfundene Versuch, gegen neue Partikularismen, gegen Staatsterrorismen und Bürgerkriege, zivilgesellschaftliche Formen stärker zu machen, quer zu den großen Trennungslinien, die zumindest bisher über diesen Globus gelaufen sind. »Zivilgesellschaft«, ein noch kaum eingeführter Begriff im Deutschen, hat nicht nur in den anderen großen westlichen Sprachen eine neue Aktualität bekommen, sondern ist ein Selbstauslegungsbegriff der Bürgerrechtsbewegungen des Ostens. Die damit gemeinte Perspektive findet in Rassismen eine tödliche Bedrohung. Soziale Konfliktlinien auf ihrerseits von sozialen Phantasmen durchdrungene »biologische« Grundlagen zu stellen, ist der Tod der Zivilgesellschaft. Natürlich können wir nicht wissen, zu wieviel eigenständiger Wirklichkeit es die »Zivilgesellschaft« bringt und ob nicht nur wieder eine bourgeoise Gesellschaft<sup>35</sup> daraus wird. Im November 1989 schien es eine Revolution der Zivilgesellschaft auf deutschem Boden zu geben, aus der dann in der Hauptsache eine bourgeoise Restauration gemacht worden ist, eine Art Protektorat, für das der Ausdruck »Patronat«<sup>36</sup> zu mild ist, systematische Besetzung des Landes, Zerstörung statt Freisetzung der dort gewachsenen Strukturen, generalstabsmäßige Auswechslung der Eliten. Unterdessen begann die »neue Weltordnung« mit einem High-Tech-Krieg. Diese doppelte Erfahrung bietet Anlaß, die Orientierung auf Zivilgesellschaft als »Nationalreligion« und »unsägliches Gerede« (Fülberth 1991) abzutun. Dabei bleibt wiederum außer acht, daß die Zivilgesellschaft gleichsam »infranational« ist und auch von den intelligenteren Ausformungen des High-Tech-Kapitalismus gebraucht wird, um die reichlich generierten Konflikte zu bearbeiten.

### *Die Zwickmühle*

Unser Problemfeld besitzt die Struktur einer Zwickmühle, bei der einem, wenn der Gegner sie erst einmal bilden konnte, bekanntlich jeder Zug einen Schaden zufügt. Wir müssen das Feld betrachten, weil seine Struktur den Effekt hat, zurückzustrahlen ins Politikdesign. Infolge dieser Rückstrahlung entstehen unter den Antirassisten neue Blockierungen, die verhindern, daß sie handlungsfähige politische Einheiten bilden. Die wirkliche Katastrophe ist die Weltwirtschaftsordnung. Einer ihrer Effekte, bei weitem nicht der schlimmste, ist die massenhafte Migration von Menschen auf der Suche nach Lohnarbeit, keiner andern Logik folgend als jener Lösung aus den letzten Tagen der DDR: *Kommt die D-Mark nicht zu uns, gehen wir zur D-Mark.* Im Weltmaßstab müßte an sich, wie Egon Bahr gesagt hat, diese »große Emigrationsbewegung der Armen zu den



Reichen« eine Potenz für die Umgestaltung der Wirtschaftsordnung sein. »Das heißt, wir sollten ... die unbezweifelbar erkennbaren negativen Tendenzen zu nutzen versuchen, um daraus die notwendigen positiven Entwicklungen zu formen« (Bahr 1992). Aber man muß sich nur die politischen Folgen einer Liberalisierung der Einwanderung bzw. einer *Politik der offenen Grenzen*<sup>37</sup> vorstellen. Der Rechtspopulismus funktioniert den *Kampf für ein menschenwürdiges Leben aller* um in den *Kampf aller gegen alle um Erwerbschancen*, diesen zugleich in den »national«-korporativen Kampf um ein privilegiertes Leben der (leistungsfähigen) »Volksgenossen« transponierend. Er liegt jederzeit auf der Lauer, »klare Fronten zu schaffen und der Öffentlichkeit zu zeigen, wer dafür verantwortlich ist, daß die Zahl der Asylbewerber immer mehr ansteige«. <sup>37a</sup> Auch rechts für die Konservativen ist das Feld nicht ohne Fallen, wie der Leitartikel der *Frankfurter Allgemeinen* warnt: »fahrlässig« habe man im politischen System »ein Loch« entstehen lassen, »das allmählich die Dimension eines Kraters annimmt: In zehn von elf Bundesländern fehlt eine rechte Partei« (Maetzke 1989). Das Phantasma der Fremdenflut ist in den Wohlstandszentren zu einer der primären Machtquellen geworden, was den von Bahr genannten Weg blockiert. Unter Bedingungen verschärfter Krise läuft man Gefahr, eine Lawine loszutreten wie 1933. Auf der Linken wirken blinde Flecke, Widerspruchs-Eliminierung, Wiederkehr der verdrängten Widersprüche des Problemfeldes als Selbstwidersprechen der Kritiker; die Folge sind Spaltungen, fundamentalistisch befestigte Unvereinbarkeiten, Blockierung von politischer Handlungsfähigkeit. Der moralische (für andere eintretende) Anti-Rassismus erliegt allzu oft der Gefahr, ein gutes Gewissen einem genauen Wissen über die Wirkungszusammenhänge, in denen er agiert, vorzuziehen. Daraus resultiert in der Agitation oft ein hilfloser Antirassismus der Phrase, vielleicht unglücklicher als bloß hilflos, falls es nämlich wahr wäre, daß er bewußtlos an *self-fulfilling prophecy* arbeitet. Entlarvung ersetzt Analyse, symbolische Akte eine Politik der Vernetzung. Bloße »Vorurteils«-Ablehnung ist noch lange keine Politik – bzw. sie ist unfreiwillige Politik, die nämlich hinterücks von fremder Politik ereilt wird und der Rechten durch ihr Agieren Kraft zuführt. So kommt es, daß der Anti-Rassismus zu seiner eigenen Falle wird. Indem er sein Anti anklagt, macht er sich mitunter blind für dessen Stärken und erzeugt einen Ablenkungseffekt.<sup>38</sup> Das trägt dazu bei, daß »der sogenannte Anti-Antirassismus ... zunehmend populär geworden« ist (Hall 1989, 918). Auf der andern Seite ziehen sich manche enttäuschten Linken zurück in einen Katastrophismus nach der Regel: Je-schlimmer-desto-besser und damit-der-Kapitalismus-sein-wahres-Gesicht-zeige.

Es geht darum, diese Zwickmühlenstruktur zu denken, um zu sehen, ob man sie aushebeln oder wenigstens umgehen kann. Methodisch elementar ist die Fähigkeit, Ideologeme und eingebundene Stimmungen von der rassischen Einbindung zu unterscheiden.<sup>39</sup> Es ist kontraproduktiv, das potentiell Einbindbare als immer schon Eingebundenes zu denunzieren. Inanspruchnahme einer unbegrenzten Definitionsvollmacht für »Rassismus« bei Negation jeglicher Definitionsvollmacht für »Rasse« trägt nicht weit.

Plebejische Rassismen müssen als Effekte verstanden werden, nicht als Primär-ideologie. Ihr Material ist ambivalent, nicht eindeutig zuzuordnen. Sie stören oft

die Kreise der Herrschenden. Auch wenn sie sich als Effekte und Blockierungen zeitgemäßer kapitalistischer Strategien begreifen lassen, so ziehen diese sekundären Nutzen daraus nach der Devise *Divide et impera*, Herrschaftsreproduktion durch Spaltung der Herrschaftsunterworfenen. Solche Ausnutzung des selbstgeworfenen Schattens ist dann wiederum Material für Fraktionskämpfe innerhalb der Herrschenden bzw. für autoritäre Machtanwärter, die den etablierten Machtblock rechtspopulistisch aufzusprengen versuchen. Gegenüber solchen Formen der Indiennahme von Rassismus durch Teile der herrschenden Klassen gilt der *kategorische Imperativ: Begnüge dich nie mit der Entlarvung der Machtstrategien des Gegners, sondern stelle ihn vom Standpunkt seiner Widersprüche aus dar: Was muß er zukleistern? Wo muß er die Unterworfenen für ihre Unterwerfung gewinnen?*

Die lebenspraktisch entscheidenden Wurzeln des Rassismus sind jedenfalls nicht in Vorurteilen, im falschen Bewußtsein zu suchen, sondern in notgedrungenen Anstrengungen und Erfahrungen. Und zwar in jenem Ensemble von Institutionen und Praxen, in denen der Sozialdarwinismus, diese Bio-Theologie des Marktes, wirkt. Das Gravitationszentrum des neuen Rassismus scheinen die anonym aufgeherrschten Subjektionsformen<sup>40</sup> des High-Tech-Kapitalismus zu sein (vgl. dazu Haug 1987b). »Die Tendenz, aus einem strukturell überschüssigen Arbeitskräfteangebot eine schmale Schicht Junger, Leistungsfähiger, Hochqualifizierter, Disziplinierter und 'sozial Zuverlässiger' herauszufiltern, wird jedenfalls zunehmen.« (Hirsch/Roth 1986, 129) Beim Wettlauf um die besseren Plätze die Unflexiblen, Leistungsschwachen, die Unqualifizierten oder die Träger entwerteter Qualifikationen der in Ablösung befindlichen Produktionsweise hinter sich zu lassen. Daß gerade die in diesem Wettlauf Abgehängten oft für plebejische Rassismen anfällig werden, könnte ihre Form sein, aufs Abgehängtwerden so zu reagieren, daß sie ihre Klassenlage rassistisch verschieben, sich der Zugehörigkeit zu den »Besseren« im Pogrom versichern und die »Fremden« durch Feme für ihre Entfremdung büßen lassen, als Privatrepräsentation, diese leistungslose Konkurrenz gegen mögliche Konkurrenten, ein projektiv statt produktiv die Widersprüche verarbeitender nationaler Korporatismus, hinüberschillernd zu »National-Sozialismus«. Sie sind Verlorene, die sich bestialisch in Erinnerung rufen. Inmitten der allgemeinen Sinnlosigkeit geben sie sich etwas zu tun, indem sie sich ein negatives Gemeinwesen in Gestalt gemeinsamer Feinde schaffen, eine Kampfpraxis, aus der eine Erlebniswelt und eine Gruppenordnung zurückstrahlen. Es ist schwer vorstellbar, daß Aufklärung allein hilft oder daß sie durch Angriffe gegen die »rassistische« oder »nationalistische« Artikulation, an der sie sich hochziehen, umgestimmt werden können.

Stuart Hall zufolge (1989, 921) »gibt es kein Problem, das für die europäischen Gesellschaften derzeit dringender auf der Tagesordnung steht«, als die Frage, »ob weiße Europäer es lernen können, eine ethnische Gruppe unter anderen zu sein«. Aber wie bringe ich damit das Martyrium des polnischen Jungen im Tiergarten zusammen? Er ist ebenso weißer Europäer wie seine bestialischen Peiniger. Konstruktion einer neuen Solidarität geht vor Konstruktion einer neuen Identität. An dem dokumentarischen Film *The Times and Life of Harvey Milk* – wie in San Francisco eine Regenbogenkoalition sogenannter Minderheiten die

Regierungsmacht übernahm, dann aber durch einen Doppelmord ihrer Führer beraubt wurde, des »italienischen« Bürgermeister Cuomo und des Schwulenpolitikers Milk, einem Stadtrat – lassen sich Anregungen für den Weg zu einer strukturellen Gegenhegemonie studieren. Was ich eingangs mit Horkheimer und Adorno über »die Planke« gesagt habe, zeigte sich bei der Beerdigung der beiden Mordopfer in Gestalt einer riesigen Demonstration positiv: Die Latinos, die Chinesen, die Alten, die Lesben, die Gewerkschafter usw. usf. – sie alle wußten und zeigten, daß es um ihre je eigene Sache ging. Nicht Mitleid führte sie her, sondern Solidarität, die sie im eigenen Interesse gelernt hatten. Vielleicht läßt sich eine allgemeine Suchrichtung probeweise so formulieren, daß es gilt, den *Rassismus-der-Subjektion* zu beantworten durch eine ins Zivilgesellschaftliche übersetzte Politik der Selbstvergesellschaftung. Der Schlüssel zur Bearbeitung der Spaltungen scheint in der Sozialpolitik zu liegen, die sich freilich auf hochtechnologischem Produktivkräfteniveau erst wieder fangen muß und den Widerspruch zwischen transnationaler Produktionsweise und nationaler Politikebene allein nicht lösen kann. Was not tut, wissen wir; wie wir es erreichen, wissen wir nicht: eine soziale Weltinnenpolitik. Im fortgesetzten Darwinismus siegt am Ende nur die stumme Natur; sie siegt auch und gerade dann, wenn die Menschheit darin fortfährt, das zu tun, was umgangssprachlich Naturzerstörung heißt.

## Anmerkungen

- 1 Für den Druck bearbeitete und aktualisierte Fassung von Thesen zum Kongreß »Migration und Rassismus in Europa«, Hamburg, September 1990.
- 2 Proportional sogar überwiegend im Westen, doch scheint eine Art Zündwirkung von Ostdeutschland ausgegangen zu sein.
- 3 Vgl. meine Untersuchung zur *Faschisierung des bürgerlichen Subjekts*, 1986: ihr voraus gingen die beiden Bände des Projekts Ideologie-Theorie über *Faschismus und Ideologie* (1980). – Neuere Rassismusforschung scheint vom faschistischen Rassismus oft nichts mehr zu wissen. Anders kann ich mir die Ansicht nicht erklären. »Rasse« sei stets der ausgeschlossene und abgewertete Andere und stets farbig im Kontrast zu weiß (Miles 1989, 357). Die »Herrenrasse« wußte es anders. Merkwürdigerweise verlegt Miles die innerweiße Rassenunterscheidung in eine ferne Vergangenheit: »Das geht auch aus historischen Dokumenten hervor, wonach heute als 'weiß' definierte Völker früher als unterschiedliche 'Rassen' galten.« (Ebd., 355) – Balibar meint, für den modernen Antisemitismus, den er auf die spanische *reconquista* zurückdatiert, sei »der pseudobiologische Rassenbegriff kein wesentlicher Springpunkt« gewesen (1989, 375). Es wäre fatal, wenn es nicht gelänge, die unterschiedlichen historischen Erfahrungen beim theoretischen Verallgemeinerungsversuch miteinander zu vermitteln.
- 4 In einer Fußnote nimmt Goffman den »Unterklassenstatus« hinzu (ebd.).
- 5 Der US-amerikanische Anti-Rassismus scheint den Begriff »Rasse« oft unbefangen zu verwenden, was auch in institutionellen Bezeichnungen zum Ausdruck kommt (z. B. »Centre for Ethnic and Racial Studies«) und vielleicht von dem unangefochtenen Bürgerstatus der farbigen Bevölkerungsteile und von der Diktion schwarzer Bürgerrechtler herrührt. Vgl. etwa Winant 1990, 121, der mit der Feststellung einer »pervasive crisis of race«, einer »allgegenwärtigen Rassenkrise« in den USA beginnt.
- 6 »Die Ethik der Psychoanalyse impliziert eine Politik. Es würde sich um einen Kosmopolitismus neuer Art handeln, der, quer zu den Regierungen, den Ökonomen und den Märkten, an einer Menschheit arbeitet, deren Solidarität in dem Bewußtsein ihres Unbewußten gründet – einem Unbewußten, das begehrend, zerstörerisch, ängstlich, leer, unmöglich ist.« (Krivtva 1990, 209) – Vgl. dazu die Kritik von Damerau 1990.

- 7 Zumal die Autorinnen selbst durch solche Sätze Macht ausüben, Überzeugungsmacht und moralischen Druck auf jene namenlos gelassenen »Linken«, denen sie präskriptive Emanzipationsvorstellungen vorwerfen.
- 8 Abstrahiert man von Zuwanderungsfeindschaft als solcher, wird die Antwort auf diese Frage davon bedingt, »ob die neu angekommenen und daher am wenigsten privilegierten Schichten über Eigenschaften verfügen, die ihre Mitglieder und ihre Nachkommen nicht ablegen können und die sie auch weiterhin identifizierbar machen: genetisch übermittelte oder tief verwurzelte religiös-kulturelle Eigenheiten sind unmöglich oder nur sehr schwer aufzugeben« (Gellner 1991, 73). »Rassismus« gebraucht Gellner im engen Sinn, also nur für solche Fälle, in denen sich die Abwehr auf die Sprache »genetisch übermittelter Attribute« beschränkt (ebd., 113). – Eine gravierende Schwäche von Gellners anregender Analyse besteht darin, daß er sich blind macht für die kapitalistische Formbestimmtheit der Vorgänge und für die Wirkungsweise des Weltmarkts; in völlig unangebrachtem Optimismus denkt er, nur »in ihren frühen Stadien« produziere die Industriegesellschaft, wie er den Kapitalismus, nennt, »schmerzhaft und auffällige Ungleichheiten« (113).
- 9 So verklärt sich Kalpaka/Räthzel »die Tatsache, daß die türkische Lehrerin um ihr Kopftuch kämpft«, sich also der Trennung von Staat und Kirche und zugleich der Emanzipation der Frau zu »Zivilbürgerinnen« (Knight/Kowalsky) widersetzt, zu »aktivem Handeln im Rahmen eines möglichen Emanzipationsprozesses« (Kalpaka/Räthzel 1989, 98).
- 10 So erklären die Autorinnen Kritik zu einer »Kommunikationsform, die nur unter Gleichberechtigten möglich ist, wenn sie nicht bloße Machtausübung sein soll«, und plötzlich den Adressaten vom »linken emanzipatorische Sozialkritiker« auf »Deutsche« verschiebend, fahren sie fort: »Statt hauptsächlich zu kritisieren(?) und sogar Verhaltensweisen zu sanktionieren, sollten sich Deutsche dafür einsetzen, daß Bedingungen hergestellt werden, in denen wir einander als gleichberechtigte Partner der Auseinandersetzung auf allen Ebenen dieser Gesellschaft kritisieren können.« (Kalpaka/Räthzel 1989, 99f.). Das wiederholt – seitenverkehrt – den Fehler der Hierarchisierung in Haupt- und Nebenwidersprüche und der Vertagung der letzteren.
- 11 Den französischen Neofaschisten ist es gelungen, in den Differenz-Diskurs einzubrechen und ihn umzufunktionieren. Das führte zu einem »Rassismus ohne Rassen«, »dessen vorherrschendes Thema nicht mehr die biologische Vererbung, sondern die Unaufhebbarkeit der kulturellen Differenzen ist« (Balibar 1989, 373).
- 12 In gehemmter Form zeigt dieser Diskurs seine Kontinuität mit dem, der in den NS geführt hat: »Nietzsche ragte aus der anschwellenden Rasse-Literatur einsam heraus. (...) Diese Züchtungs- und Elite-Utopie stand in schärfstem Gegensatz zur demokratischen und christlichen Mittelmäßigkeit.« (Conze 1984) Ohne Distanzierung! – Laut Conze ist der Gehalt von »Rasse« im »seit den Hochkulturen immer wieder bewußt gemachten Urphänomen (edlen) Bluts ... sprachlich ausgedrückt und begrifflich erfaßt worden«. – »Blut« (»dicker als Wasser«) fungiert in traditionellen Gesellschaften als Konzept der Sozialbindung (privilegierte Interobligation). Unter kapitalistischen Bedingungen erfährt die Kategorie »Blut« einen merkwürdigen Funktionswandel: Das Privateigentum gibt sich eine »Natur«, und die in diese »Natur« Eingeschlossenen verlangen Zugangsprivilegien, Zuwendungen. »Erbe« ist nicht zufällig ein sprachliches Zeichen mit zwei (kulturell, durch Verwandtschaftssysteme und Eigentumsrecht artikulierten) Bedeutungen: Eigentumsübertragung beim Todesfall und genetische Linie.
- 13 Als »fundamentales Charakteristikum« jeder Art von Rassismus sieht Hall ein »System der Spaltung der Welt in ihre binären Gegensätze« nach der Regel: »Jede Eigenschaft ist das umgekehrte Spiegelbild der anderen.« (1989, 919)
- 14 Zum Beispiel spricht Reissmüller (1986) formal antirassistisch, während er in Wirklichkeit eine dünn kaschierte Fortsetzung des alten Rassismus betreibt: er entlehnt ihm das Interpretationsmuster, mit dem er grausame Racheakte artikuliert, die nach dem Krieg in Jugoslawien begangen worden sind: »... hielt die Obrigkeit junge deutsche Frauen, da sie einer minderen Rasse angehörten, als Vergnügungsmittel für die siegreichen Soldaten der höheren Rasse in einem Lager« usw. Die Frauen sollen später ermordet worden sein.
- 15 Zu dem, was ich das Komplementaritätsgesetz alles Ideologischen nenne, vgl. meine Studien zur *Theorie des Ideologischen* (Argument-Sonderband, 1992; davor in: *Pluraler Marxismus*, Bd.2, Teil I).
- 16 So etwa, wenn der Skandal in der ehemaligen DDR darauf zugespitzt wird, daß als rassistisch empfundene Einstellungen »wieder öffentlich artikuliert werden« dürfen (Tügel 1992). Das bloße Nicht-Dürfen anstelle politischer Kultur machte eine Hauptkrankheit des alten Systems aus.

- 17 So erklärt Jutta Ditfurth (1991): »Rassismus wird gebraucht, wenn ein Deutsch-Land Großmacht werden will. Der nationale Schulterschuß für den Kampf um mehr Profit und Herrschaft klebt besser mit Haß.« Anstatt aber machtpolitischen Gebrauch vom Gebrauchten zu unterscheiden, wendet sie sich gegen soziale »Einfühlung« in Milieugründe für Rassismus. Man müsse »die dumpfen Milieus angreifen«. Sie versucht dies z. B. mit einer Anti-Parole wie »Deutschland nicht den Deutschen«.
- 18 Es scheint mir manipulationistisch verkürzt, rassistische Diskurse, die »in der Erzeugung pogrom-ähnlicher Stimmungen und Handlungen resultieren«, zur Folge der »Hetze der Medien gegen EinwanderInnen aller Art« zu erklären, wie dies Jäger u.a. (1991) in ihrer im übrigen verdienstvollen Studie tun.
- 19 Vgl. dazu *Das Argument* 166/1987: *Politik mit Biologie*.
- 20 Winant (1990, 144) begreift so eine »postmoderne« Strategie, die von Differenz ausgeht, sie aber mit Gleichheit verbindet. Ausgehend davon, daß in den USA die Verteilung auf die Klassenpositionen und die Segmente des Arbeitsmarktes bzw. der Arbeitslosigkeit »racially assigned«, »rassistisch« vermittelt geschieht, müsse eine neue radikaldemokratische Politik in den USA die Frage der »Diskriminierung als rassistischen Prozeß mit Klassenfolgen« neu öffnen, d.h. als Ausgangspunkt für die Sozialpolitik ernst nehmen (ebd., 138).
- 21 »Aktion Leben e.V. – Mitglied im Dachverband zum Schutz der Ungeborenen«.
- 22 Als Abzeichen verkauft die Organisation übrigens einen Ansteckknopf, der in Originalgröße die Fußunterseite eines 10- bis 12wöchigen Foetus nachbildet. Dazu vertreibt sie eine Serie metergroßer Poster, in denen die embryonalen Entwicklungsstadien (vergrößert) abgebildet sind.
- 23 »Und weil jede 'Nation' als Einheit definiert ist, die sich selbst reproduzieren kann, unterstellt sie die Existenz von Frauen und Männern. Folglich gibt es eine Basis für die Verknüpfung von Nationalismus und Sexismus.« (Miles 1989, 365)
- 23a »Das unmittelbare, natürliche, notwendige Verhältnis des Menschen zum Menschen ist das Verhältnis des Mannes zum Weibe.« (Marx, Ökonom.-phil. Ms. 1844; MEW, EB 1, 535)
- 24 »Minderwertigkeit«, ja sogar »unwertes Leben« – solche Konzepte konnten mit Aristoteles legitimiert werden (vgl. etwa *hoi medenós áxiói*, Nik. Eth., I, 159a, 3); mit Platon ließen sich Zucht, Eugenik, Euthanasie u. dgl. rechtfertigen (vgl. etwa Kurt Hildebrandt 1924, Werner Jaeger 1944). – Daß die Nazis oder ihre Vorläufer ihren Rassismus auch auf die alten Griechen zurückführten, rechtfertigt noch nicht, auf dieser Spur den Rassismus zurückzuprojizieren.
- 25 MEW 3, 32. Die Rede ist von der patriarchalischen »Familie, wo die Frau und die Kinder die Sklaven des Mannes sind«, was Marx als »freilich noch sehr rohe, latente Sklaverei« faßt.
- 26 *Begabung* bildet das alltagsrassistische Terrain par excellence, indem sie als Qualität der Erbmasse die Menschen in zwei Erbklassen spaltet. Bilderbuchartig aus dem Munde von Konrad Adam (1985): »Denn Begabte wird und kann es nur so lange geben, wie es auch Unbegabte gibt.« Michel Pécheux (1975) hat solche rondoförmig geschlossenen Evidenzen als *vérités de La Pallice* analysiert.
- 27 Vgl. dazu etwa die Literaturübersichten bei Solomos 1986 und San Juan 1989.
- 28 Vgl. die Auseinandersetzungen und Literaturhinweise in: *Geschlechterverhältnisse und Frauenpolitik* 1984; IMSF (Hrsg.) 1989; Beer (Hrsg.) 1987.
- 29 »Unter Mitmenschen 'Untermenschentum' auszumachen, scheint ein düsteres menschliches Bedürfnis zu sein.« (Maetzke 1989) Entschärfung (Entskandalisierung) durch Anthropologisierung.
- 30 Notwendig sind daher universale Programme mit Antidiskriminierungs-Einschlüssen (Wilson 1987), und Winant (1990, 140) fordert die US-Linke dazu auf, die Frage der Armut insgesamt wieder in die Politik einzuführen, »und die Koalition des New Deal in einer rassistisch (racially) bewußten Form wieder ins Leben zu rufen«. Auch Tilly (1990, 118) fordert, die neue Ungleichheit in den USA zum Ausgangspunkt für den Aufbau einer neuen Solidarität zu machen: »If the meaning of increasing inequality is primarily experienced in terms of race and sex, let progressives take up the issues on these terrains.«
- 31 Es genügt daher weder, euphemistisch »Modernisierung« oder selbst, im Klartext, »Durchkapitalisierung« (Klönne 1990) als Anstoß für rassistische Reaktionen zu benennen, sondern man muß dem »neuen Gesicht des Kapitalismus« (vgl. Hirsch/Roth 1986) Rechnung tragen.
- 32 Der zitierte Artikel hält für treffend, »was zuletzt Fukuyama über den Marxismus sagte, daß dieser die letzte, intellektuelle Form des Kolonialismus sei« (Borower 1992).

- 33 Balibar hält es für möglich, daß die gegenwärtig virulenten Formen von Rassismus »nur eine ideologische Übergangsformation bilden« zu Gunsten »der Dimension psychologischer Bewertungen intellektueller Fähigkeiten, der Disposition zu einem 'normalen' gesellschaftlichen Leben (oder umgekehrt zur Kriminalität und Abweichung), zu einer 'optimalen' Reproduktion (in gefühlsmäßiger, gesundheitlicher oder eugenischer Hinsicht usw.)« (Balibar 1989, 378)
- 34 Man beachte die Metonymie bzw. Mehrfachbedeutung von »Auslese«: Ein meritokratisch-sozialmoralischer Sinn (»freie Bahn dem Tüchtigsten«) ist über diesen Term mit einem *bio-meritokratischen Sinn* à la »Eugenik« und »Euthanasie« und der Eliten-Reproduktionsproblematik verknüpft.
- 34a Die berühmte Werbeserie, auf die hier angespielt wird, produziert ein Sinnbild nach dem andern. Eine Inseratseite aus der FAZ (1.10.90) als Beispiel: Eine riesige Schafferde, wie auf einem Hügel, daher fast wie ein mit Schafen bedeckter Globus; darüber erhebt sich ein großes Werbeschild, auf dem, unterm Firmennamen, von links ein schwarzes Schaf ins Bild ragt, dessen Schnauze sich berührt mit der eines von rechts ins Bild ragenden weißen Hundes, dessen Zunge ein bißchen heraushängt. Man weiß nicht, ob er das Schaf leckt oder sich die Schnauze. Legende: *Millionen Schafe. Nur ein großer Produzent.* – Elfferding sieht in einem anderen Inserat derselbe Serie, wo sich an einen blonden Knaben links und rechts farbige Mädchen schmiegen, »die interethnische Toleranz getragen von der stillschweigenden Kontinuität des Patriarchats« (1991, 21).
- 35 Die von der »Kleinbürgerwelt« ausgehende »soziokulturelle Hegemonie«, die Helmut Fleischer (1991, 40) wie viele andere vor ihm feststellen zu können meint, würde daran nichts ändern. Er sieht sie in folgenden Zügen ausgedrückt: »Dominanz einer partikularen Erwerbsorientierung, die rezeptiv-plebiszitäre Teilnahme an der Politik unter dem Primat jenes Erwerbsinteresses und die Inanspruchnahme der Kultur als Unterhaltung unter dem Primat der Zerstreuung.« Merkwürdigerweise kommentiert Fleischer: »Das sind lauter 'unbürgerliche' Züge.«
- 36 »Patronat« ist die gedämpfte Form, in der ostdeutsche Unzufriedenheit in die Sprache der FAZ eingedrungen ist. Auch dieser mäßig kritische Gehalt wird dort sogleich durch eine Verschiebung der Thematik neutralisiert und in Legitimation überführt. Dafür ist die Not in all jenen Ländern des ehemaligen Sowjetblocks gut, für die kein reicher Patron zur Übernahme bereitstand: »Der Blick in die östlichen Nachbarländer lehrt jedoch, daß jenes Patronat auch seine Vorteile hat. (...) Dieser Vergleich wird auf Jahre hinaus die Gemüter bewegen.« (Fack 1992) Die relative Besserstellung der Ostdeutschen entspringt natürlich nicht dem Patronat-Protectorat als solchem.
- 37 »Wenn wir uns zu offenen Grenzen bekennen, heißt das, daß jeder herkommen kann, der hier leben möchte«, erklärt das zuständige PDS-Vorstandsmitglied, sich zugleich gegen die Perspektiven der Integration oder Assimilation von Einwanderern aussprechend (Tügel 1992), was ungewollt zu neuen Spaltungen beitragen kann: In Frankreich sind die Immigranten gespalten zwischen Identität und Assimilation; die Solidarisierungen haben sich entsprechend fragmentiert.
- 37a So der Baden-Württembergische Ministerpräsident Teufel (FAZ, 23.1.92, 1).
- 38 Ein Funktionär der im Vordringen befindlichen neofaschistischen »Nationalen Front« Frankreichs mokiert sich: »Die reden immer nur von unserem Rassismus, und dann meinen sie, über alles andere müsse nicht mehr gesprochen werden.« (Wenz 1992)
- 39 Vgl. dazu Projekt Ideologie-Theorie 1980, 8, sowie Haug 1986, 170ff.
- 40 Althusser (1977) wichtiger Begriff des Subjekt-Effekts hat die Schwäche, das Subjekt als mechanisch-automatischen Reflex verkennen zu lassen, statt als oft genug verzweifelte und nicht selten selbstzerstörerische *Anstrengung*, die eingebettet ist in eine Dynamik, die sich dem Subjekt entzieht, ohne deshalb mit dem mechanischen Effekt-Begriff gedacht werden zu können. Jene Dynamik kennt Althusser im Banne von Lacan nur auf dem omnihistorischen Niveau des Enkulturationsdramas.

## Literaturverzeichnis

- Adam, Konrad, 1985: »Die verschachtelte Bildung«. In: FAZ, 28.11
- Althusser, Louis, 1977: Ideologie und ideologische Staatsapparate. Hamburg/West-Berlin
- Altwegg, Jürg, 1985: Zeitschriftenschau. In: FAZ, 24.8., 21

- Autrata, Otger, Gerrit Kaschuba, Rudolf Leiprecht und Cornelia Wolf (Hrsg.), 1989: Theorien über Rassismus. Argument-Sonderband AS 164, Hamburg
- Bahr, Egon, 1992: Interview. In: Neues Deutschland, 18.1., 9
- Balibar, Etienne, und Immanuel Wallerstein, 1990: Rasse Klasse Nation. Ambivalente Identitäten. Hamburg (zuerst 1988: Race, nation, classe. Les identités ambiguës. Paris)
- Balibar, Etienne, 1989: »Gibt es einen neuen Rassismus?« (dt. Übers. v. F.O. Wolf aus Balibar/Wallerstein 1988, 27-41). In: Argument 175, 369-380
- Beer, Ursula (Hrsg.), 1987: Klasse – Geschlecht. Bielefeld
- Borower, Djawid C., 1992: »Die letzte Bastion. Der Konkurs der Theorien von der 'Dritten Welt'«. In: FAZ, 15.1.
- Conze, Werner, 1984: Artikel »Rasse«. In: Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland. Bd.5. Stuttgart
- Damerau, Burghard, 1991: Rezension von Kristeva (1990). In: Das Argument 187, 465f.
- Ditfurth, Jutta, 1991: »Deutschland zum Kotzen«. In: Neues Deutschland, 12.10., 1
- Elfferding, Wieland, 1989: »Funktion und Struktur des Rassismus«. In: Autrata u.a. (Hrsg.), 101-12
- ders., 1991: »Aggressive Toleranz und der Rassismus von Benetton«. In: Widerspruch 21, 20-29
- Fack, Fritz Ullrich, 1992: »Es geht aufwärts«. Leitartikel. In: FAZ, 15.1.
- Fleischer, Helmut, 1991: »Politikum Zivilisation«. In: Kommune, 2, 39-41
- Fülberth, Georg, 1991: »'Zivilgesellschaft' als Nationalreligion«. In: Konkret, H.5, 46-51
- Gellner, Ernest, 1991: Nationalismus und Moderne. Berlin (Nations and Nationalisms, Oxford 1983)
- Gerhard, Ute, Mechthild Jansen, Andrea Maihofer, Pia Schmid und Irmgard Schultz (Hrsg.), 1990: Differenz und Gleichheit. Menschenrechte haben (k)ein Geschlecht. Frankfurt/M.
- Geschlechterverhältnisse und Frauenpolitik, hrsg. v. Projekt Sozialistischer Feminismus (Argument-Sonderband AS 110). West-Berlin 1984
- Goffman, Erving, 1967: Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität. Frankfurt/M.
- Guillaumin, Colette, 1990: »La signification de la notion de RACE« (Thesen zum Kongreß »Migration und Rassismus in Europa«, Hamburg, 25-30.10.; Ms.)
- Hall, Stuart, u. a., 1978: Policing the Crisis. Mugging, the State and Law and Order. London.
- ders., 1980: »Race, articulation and societies structured in dominance«. In: Sociological Theories, hrsg. v. d. UNESCO, Kap.12. Daraus übersetzt:
- ders., 1980: »Rasse – Klasse – Ideologie«. In: Das Argument 122, 507-10
- ders., 1989: »Rassismus als ideologischer Diskurs«. In: Das Argument 178, 913-21
- Haug, Frigga, 1990: »Tagträume eines sozialistischen Feminismus«. In: Gerhard u.a. (Hrsg.), 82-94
- Haug, Wolfgang Fritz, 1986 (?1987): Die Faschisierung des bürgerlichen Subjekts. Die Ideologie der gesunden Normalität und die Ausrottungspolitiken im deutschen Faschismus. (Argument-Sonderband AS 80) West-Berlin
- ders., 1987: »Antisemitismus als Bewährungsprobe marxistischer Ideologietheorie«. In: ders., Pluraler Marxismus, Bd.2, 141-166; ferner in: ders., Theorie des Ideologischen. Hamburg 1992 (Argument-Sonderband)
- ders., 1987b: »Entfremdete Handlungsfähigkeit. Fitneß und Selbstpsychiatisierung im Spannungsverhältnis von Produktions- und Lebensweise«. In: Haug/Pfefferer-Wolf (Hrsg.), Fremde Nähe. Festschrift für Erich Wulff. (Argument-Sonderband AS 152). West-Berlin, 127-145
- Hildebrandt, Kurt, 1924: Norm. Zerfall, Zucht, Entartung
- Hirsch, Joachim, und Roland Roth, 1986: Das neue Gesicht des Kapitalismus. Vom Fordismus zum Post-Fordismus. Hamburg
- Horkheimer, Max, und Theodor W. Adorno, 1947: Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente. Amsterdam
- IMSF (Hrsg.), 1989: Klasse und Geschlecht. Frankfurt/M.
- Jäger, Siegfried, 1991: Alltäglicher Rassismus in Deutschland. Erste Ergebnisse einer diskursanalytischen Studie. Referat auf dem DISS-Colloquium »Der Diskurs des Rassismus«, Düsseldorf, 11.-13.10. (Ms.)
- Jaeger, Werner, 1944: Paideia. Die Formung des griechischen Menschen. Bd.2. Berlin
- Kalpaka, Annita, und Nora Rätzl, 1989: »Die Schwierigkeit, nicht rassisch zu sein«. In: Autrata u.a. (Hrsg.), 85-100
- Kauffman, L.A., 1990: »The Anti-Politics of Identity«. In: Socialist Review, H.1, 67-80

- Klingemann, Carsten, 1984: Artikel »Rasse/Rassentheorien (Sozialdarwinismus)«. In: Kerber/Schmieder (Hrsg.): *Handbuch Soziologie*. Reinbek
- Klönne, Arno, 1990: »Rechtsextremismus – kein Thema mehr?«. In: *Ideen für antifaschistische und antirassistische Arbeit*, H.1, Frankfurt/M., 8-15
- Knight, Ute, und Wolfgang Kowalsky, 1991: *Deutschland nur den Deutschen? Die Ausländerfrage in Deutschland, Frankreich und den USA*. Erlangen, Bonn, Wien
- Krebs, Pierre (Hrsg.), 1988: *Mut zur Identität. Alternativen zum Prinzip der Gleichheit*. Veröffentlichungen des Thule-Seminars, Bd.2. Struckum
- Kristeva, Julia, 1985: »Le nouveau monde solitaire«. In: *Le genre humain* 11 dies., 1990: *Fremde sind wir uns selbst*. Frankfurt/M.
- Maetzke, Ernst-Otto, 1989: »Bei ausgeschaltetem Nachdenken«, Leitartikel, FAZ, 4.8.
- MEW = Marx-Engels, Werke. Berlin/DDR, 1957ff.
- Miles, Robert, 1989: »Bedeutungskonstitution und der Begriff des Rassismus«. In: *Das Argument* 175, 353-67
- Müller, Jost, 1990: »Rassismus und die Fallstricke des gewöhnlichen Antirassismus«. In: *Diskus* 2, Frankfurt/M., Mai, 38-45
- Pêcheux, Michel, 1975: *Les vérités de La Palice. Linguistique, sémantique, philosophie*. Paris
- Poliakov, Leon, u.a., 1979: *Über den Rassismus. Sechzehn Kapitel zur Anatomie, Geschichte und Deutung des Rassenwahns*. Stuttgart
- Projekt Ideologie-Theorie (PIT), 1980: *Faschismus und Ideologie*. 2 Bde., West-Berlin (Argument-Sonderband AS 60 u. 62).
- Reissmüller, Johann Georg, 1986: Rezension von W. Gruber, In den Fängen des roten Drachen. In: FAZ, 7.5.
- Runge, Irene, 1990: »Die Toleranz der Intoleranten – Zur Situation der Ausländer in der DDR« (Beitrag zum Kongreß »Migration und Rassismus in Europa«, Hamburg, 25-30. September; Ms.)
- San Juan, E., 1989: »Problems in the Marxist Project of Theorizing Race«. In: *Rethinking Marxism*, 2.Jg., H.2, 58-80
- Showstack-Sassoon, Anne, 1991: »Gleichheit und Unterschied. Das Entstehen eines neuen Konzepts von Staatsbürgerschaft«. In: *Das Argument* 185, 27-39
- Solomos, John, 1986: »Spielarten der marxistischen Konzepte von 'Rasse', Klasse und Staat. Eine kritische Betrachtung«. In: *Peripherie* 24, 7-27
- Taguieff, Pierre-André, 1988: *La force du préjugé. Essai sur le racisme et ses doubles*. Paris
- Tilly, Chris, 1990: »The Politics of the 'New Inequality'«. In: *Socialist Review* 1, 103-120
- Tügel, Tanju, 1992: »Das Recht auf Zuflucht gehört zum Recht auf Leben«. Interv. in: ND, 13.1., 9
- Wenz, Dieter, 1992: »Frankreich als Bananenrepublik«. In: FAZ, 21.2. 92
- Wilson, William Julius, 1987: *The Truly Disadvantaged*. Chicago
- Winant, Howard, 1990: »Postmodern Racial Politics in the United States: Difference and Inequality«. In: *Socialist Review* 1, 121-47
- Yuval-Davis, Nira, 1990: »Women, the State and Ethnic Processes – The Citizenship Debate« (Beitrag zum Kongreß »Migration und Rassismus in Europa«, Hamburg, 25-30.10.; Ms.)



Ursula Apitzsch

## Antonio Gramsci und die Diskussion um Multikulturalismus<sup>1</sup>

### Zur aktuellen Debatte um »Multikulturelles«

In wissenschaftlichen Publikationen ebenso wie in »Zeitgeist«-Magazinen wird seit Mitte der achtziger Jahre der Gedanke einer auf rechtlicher Gleichstellung basierenden Integrationspolitik von Ausländern (wie sie z.B. im »Kühn-Memorandum« vertreten worden war) überlagert von einer weitgehend pluralistisch orientierten *kulturellen* Definition und dazu notwendigen *Segregation* der Ausländer.<sup>2</sup> Die Aufnahmegesellschaft hat damit zwei Probleme gleichzeitig gelöst. Auf der einen Seite befähigen die ausländischen Mitbewohner sie dazu, eine im Wortsinne »farbige« Vielfalt einer metropolitanen Subkultur zu entwickeln, auf der anderen Seite werden die Ausländer dieser Aufnahmegesellschaft solange kaum zum Problem, als sie ihre *Identität* in der ethnischen Gruppe finden. Im Begriff und der Politik der »multikulturellen Gesellschaft« konnten sich auf eine merkwürdige Weise ausländerfeindliche und -freundliche Tendenzen mischen, knüpfte doch der Begriff der multikulturellen Gesellschaft einerseits an der Binnensicht der jeweiligen ethnischen Gruppen an, auf der anderen Seite erlaubte er es, eine Vielfalt der Kulturen in den Großstädten gleichsam gratis zu haben, ohne sich mit den Problemen der Herkunftskontexte der Migranten auseinanderzusetzen zu müssen. Die symbolische Repräsentanz der traditionellen Herkunftskulturen in der Verschiedenheit der Migrantenkulturen machte es zumindest virtuell möglich, diese »angestammten Kulturen« als das eigentliche Rückzugsgebiet der Migranten in ökonomischer wie psychischer Hinsicht zu denken.

Die Ambivalenz des Modells der multikulturellen Gesellschaft wurde in der Bundesrepublik im Grunde erst durch die französische Diskussion (Balibar, Finkielkraut u.a.) über »Neuen Rassismus« bewußt. Der Anteil der Wissenschaft an der Ausformung des Modells wurde darin erkennbar, »intellektuelle Ausformulierungen des Phantasmas der Segregation« zu artikulieren (vgl. Balibar 1989, 369). In seiner sehr polemischen Kritik an der »Relativitätspädagogik« der multikulturellen Gesellschaft hat Alain Finkielkraut die Implikationen und Konsequenzen der allzu großen »Achtung« vor dem Fremden offenzulegen versucht, und zwar sowohl im Dritte-Welt-Argument (Tiersmondisme), nämlich dem Plädoyer dafür, daß jedem Volk seine kulturelle Eigenart, jeder Kultur ihre moralischen Werte und politischen Traditionen zuzubilligen seien, als auch in der Art und Weise, wie die »neue« Rechte in Frankreich die »Verschiedenheit« für ihre Ziele einspannt.

»Multikulturell: das ist das Schlüsselwort im Kampf gegen die Verteidigung der ethnischen Integrität, der Grundbegriff, der den Reiz und die Vorzüge der Verschiedenartigkeit gegen die Eintönigkeit einer homogenen Landschaft setzt. Doch darauf kann man nicht bauen. So kraß die Gegensätze und so gespannt die Beziehungen zwischen den beiden Lagern auch sein mögen, so bekunden sie doch den gleichen Relativismus. (...) Von Kultur nur im Plural zu sprechen, bedeutet nämlich, den Menschen verschiedener Epochen oder entfernter Zivilisationen die Möglichkeit zu verweigern, über denkbare Bedeutungen oder Werte, die über ihren Entstehungsbereich hinausgehen, miteinander in Verbindung zu treten.« (Finkielkraut 1989, 97ff.)<sup>3</sup>

Die Vorgaben der multikulturellen Gesellschaft – die Akzeptanz des bloßen Nebeneinander und die Betonung der Verschiedenheit der Kulturen – sind danach offenbar gerade nicht selbstverständlich identisch mit einer in der Tradition der europäischen Aufklärung entwickelten universalistischen Moral. Recht ist entweder universalistisch begründet, oder »Kultur hat das letzte Wort, und – wie Marx sagt – der mit der Knute geschlagene Leibeigene muß seine Schreie der Rebellion und des Leidens unterdrücken, 'sobald die Knute eine bejahrte, eine angestammte, eine historische Knute ist'.« (MEW 1, 380; zit.n. Finkielkraut 1989, 111)

Finkielkrauts Kritik weist den Weg zurück zum »Verfassungspatriotismus« der demokratischen Rechtsordnung in der Tradition der Französischen Revolution als der einzigen Grundlage einer multikulturellen Gesellschaft, die zugleich interkulturellen Diskurs ermögliche. Kann aber eine solche Synthese von Allgemeinem und Besonderem tatsächlich ohne eine genauere Kenntnis des Verhältnisses der Kulturen der Einwanderungsgesellschaft zueinander gelingen? Zeigt nicht das Beispiel Frankreichs, zeigt nicht das Beispiel Großbritanniens, daß auch die Teilhabe an Bürgerrechten die Einwanderer aus früheren Kolonien nicht davor schützt, sozial ausgegrenzt zu werden? Sobald das Merkmal der Staatsangehörigkeit als Ausgrenzungskriterium nicht mehr funktioniert, wird das Moment des Ethnischen und Kulturellen als Abgrenzungsmerkmal konstruiert. Auch Wissenschaften mit humanem Selbstverständnis wie die Pädagogik sind dabei hilfreich, indem sie seit Jahren ihre Vermittlerfunktion zwischen dem angeblich »Eigenen« und dem angeblich »Fremden« anbieten. Die Problematik multikulturellen Denkens scheint also nicht nur darin zu bestehen, daß sie die Hauptdifferenzen in der Gesellschaft kulturell definiert, sondern weiterhin auch darin, daß sie die sozialen Kräfte möglicherweise unterschätzt, die nicht nur verschiedene Kulturen voneinander, sondern vor allem die »fremden« Kulturen von der »einheimischen« abgrenzen. In solche Abgrenzungen gehen nun keineswegs nur kulturelle Momente ein, sondern unter dem Etikett von Kultur oder »Ethnicity« gehen in solche Abgrenzungsverfahren Momente von Herrschaft, von Dominanz und Unterordnung ein. Das Center of Contemporary Cultural Studies (CCCS) legte 1982 unter dem Titel »The Empire strikes back« eine Untersuchung vor, die dahingehend argumentierte, daß insbesondere farbige Einwanderer ihre sogenannte »kulturelle Identität« nur in der Marginalität ausbilden könnten, d.h. in solchen Bereichen, die von gesellschaftlichen Machtpositionen ausgeschlossen sind (vgl. Stuart Hall u.a., in: CCCS 1982).

Um diese raffinierten Fallen zu erkennen, in die auch ein gut gemeintes Konzept des Multikulturellen geraten kann, und um möglicherweise doch noch eine umfassende Perspektive für die Analyse des Verhältnisses von machtlosen Fremden und sich selbst zwar möglicherweise ebenfalls fremden (vgl. Julia Kristeva 1990), aber sozial dominanten Einheimischen zu diskutieren, scheinen nun einige Gedankengänge und Kategorien besonders geeignet zu sein, die Antonio Gramsci von der Zeit des »Ordine Nuovo« bis hin zu den *Gefängnisheften* entwickelte. Das Besondere an Gramscis Perspektive scheint dabei darin zu bestehen,

- daß er Auswanderungs- und Einwanderungsprozesse als soziale Phänomene derselben italienischen Gesellschaft erfährt;
- im Hinblick auf die Verbreitung italienischer Arbeitskraft über die ganze Welt aus der Perspektive der Abgabebänder von Migrationsprozessen denkt;
- das kulturell Besondere, auch in seiner marginalisierten und folklorisierten Form, als »kollektives Gedächtnis« verteidigt und in einer neuen »Civiltà« der modernen Gesellschaft aufbewahrt wissen will.

Ich möchte im folgenden diesen Aspekten genauer nachgehen.

### **Migration und Kultur: Bekanntes aus der Ferne und das Fremde in uns**

Das Thema »Emigration« gehört zu den »argomenti principali«, den Hauptthemen, die Antonio Gramsci am 8. Februar 1929 in seinem ersten *Gefängnisheft* auflistet. Sein Interesse geht dabei sehr eindeutig dahin, kulturalistische Betrachtungsweisen der Emigration aus dem italienischen Süden zu kritisieren und mit rationaleren Betrachtungsweisen zu konfrontieren. Vor allem verweist Gramsci darauf, daß sich die Abgabegesellschaft des Phänomens der Migration überhaupt nicht gern erinnert. Das Phänomen der Migration entspricht nicht dem Geltungsbewußtseins des italienischen Nordens. Es erinnert an die häßliche, ungern diskutierte Seite des italienischen Risorgimento, die ungelöste Frage des italienischen Südens in ökonomischer wie in sozialer Hinsicht. Anlässlich eines Artikels in der Zeitschrift *Pegaso* vom September 1930, welche sich mit dem merkwürdigen Phänomen befaßt, daß die italienische Arbeitskraft über die ganze Welt verteilt ist, aber kaum Literatur über diese Emigration existiert, schreibt Gramsci:

»Daß die Literaten sich nicht mit dem Emigranten im Ausland beschäftigen, dürfte eigentlich weniger verwundern, als die Tatsache, daß sie sich nicht mit ihm vor der Emigration beschäftigen: mit den Bedingungen nämlich, die ihn dazu zwingen, zu emigrieren; ... die mit der Emigration innerhalb einhergehen, längst bevor man ins Ausland ging.« (Q, 2254)

Eines der wenigen belletristischen Werke über die italienische Migration, die zu Gramscis Zeit bekannt waren (neben jenen, die wie die Werke De Amicis' den »Mythos Amerika« darstellten), war Francesco Perris Roman »Die Emigranten«. Es bezieht sich zwar auf den historischen Konflikt, der der kalabresischen Auswanderung zugrundeliegt, aber nach Gramscis Auffassung verdunkelt und verhüllt er ihn eher, als daß er ihn aufdeckte.

»Es ist augenscheinlich, daß Perri das einfache kalabresische Leben nicht unmittelbar kennt, aus eigener gefühlsmäßiger und psychologischer Erfahrung, sondern daß er die alten regionalistischen Schemata benutzt. (...) Die Abwesenheit von historischem Sinn ist 'gewollt', um so alle folkloristischen Motive durcheinander in einen Sack stecken zu können, die in Wahrheit sehr wohl nach Zeit und Ort unterschieden sind.« (Q, 2201f.).

Gramsci weist hier auf ein Zurechnungs- und Typisierungsverfahren des Kulturalismus hin, das auch in heutigen Migrationsstudien noch häufig auftaucht. Auf die realen historischen Hintergründe von Migrationprozessen kommt Gramsci noch einmal im Zusammenhang der Anwerbungspolitik von Migrantinnen durch die Fiat-Werke zurück. Er bezieht sich dabei auf die von Agnelli in den Jahren 1925/26 verfolgte Politik, 25000 Sizilianer als Arbeitsmigrantinnen nach Turin

kommen zu lassen. Der Versuch schlug vollkommen fehl. Die Sizilianer, die in kasernenartigen Wohnungen mit strenger interner Disziplin leben sollten, waren in Scharen aus der Fabrik in die nahegelegenen Felder geflohen. Die Kriminalchronik jener Tage befestigte den schlechten Ruf der Sizilianer als Briganten weiter.

Interessant ist nun, daß Gramsci dieses Vorkommnis keineswegs mit einem Hinweis auf allgemeine kulturelle Eigenarten der Sizilianer abhandelt, sondern daß er darin die Weiterführung eines alten Kampfes zwischen Piemontesen und Sizilianern, zwischen Nord und Süd erblickt. Die Migranten, die zunächst »freiwillig« gekommen waren, hatten beim Eintritt in die Kasernen blitzartig den Zusammenhang zwischen der Migration und der Geschichte ihrer Kolonisation erkannt. Dem sardischen Chronisten Gramsci, der sehr schnell Parallelen zum kriegsähnlichen Zustand zwischen Piemontesen und Sarden ziehen kann, sind diese Sizilianer mitsamt ihrer Handlungsweise keine »Fremden«.

Gramsci verkehrt – wie wir es heute als methodischen Ansatz aus der Ethnomethodologie und der Psychoanalyse kennen – die Blickrichtung auf das, was als Fremdes angesehen wird.<sup>4</sup> Fremd sind nicht die Einwanderer, bei denen die kollektiven Handlungsursachen sehr eindeutig feststellbar sind; »fremd« sind Politikern und Politologen vielmehr jene Gruppen und sozialen Gebilde, die als Folge kapitalistischen Unternehmerhandels in den großen Fabriken entstehen. Dies ist ein Aspekt, den Gramsci bereits vor der Zeit des »Ordine Nuovo«, kurz vor dem Ende des Ersten Weltkriegs diskutiert und den er später in den *Gefängnisheften* immer wieder aufnimmt. Er beruft sich Mitte 1918 in einem Zeitungsartikel auf Marx, wenn er davon ausgeht, daß der ökonomische Individualismus des kapitalistischen Herrschaftssystems die politische Assoziation bedinge. Im Unterschied zu anderen marxistischen Theoretikern genügt aber Gramsci nicht die abstrakte Idee der Vereinigung aller Proletarier, sondern ihn interessiert, was im Schmelztiegel der großen Fabrik an ganz konkretem Neuem entsteht. Es ist Gramsci wichtig, daß dieses Neue nur entstehen kann, wenn das, was mit den Subjekten in diesem Prozeß geschieht, zunächst als etwas Neues definiert wird. Bereits in einem seiner ersten Artikel aus dem Jahre 1916 über »Sozialismus und Kultur« (SG, 22ff.) zitiert Gramsci Novalis, um zu zeigen, daß Fremdverstehen nur möglich ist, wenn man lernt, sich selbst zu verstehen. Gramsci nennt dies 1916 einen »transzendentalen« Gesichtspunkt; in den folgenden Jahren nimmt er diese Blickrichtung keineswegs zurück, sondern konkretisiert sie durch Ideen der »Tektologie« (Organisationslehre) des russischen Proletkults. Indem Gramsci den »transzendentalen« Gesichtspunkt der Frühromantik mit Vicos Arbeit über die »Sprechweise der frühen Völker« verbindet, geht er dann noch einen Schritt weiter in seiner Analyse des »Fremden«. Es sind nicht die Angehörigen der herrschenden Minderheit, die die Mehrheit zu »verstehen« hätten, sondern es sind umgekehrt die untergeordneten Gruppen, die sich selbst erkennen und dabei ihre universalen Ansprüche auf die Gleichstellung in den Bürgerrechten entwickeln sollen.

»Vico gibt (im *Ersten Korollar zur dichterischen Sprechweise der frühen Völker* in der *Neuen Wissenschaft*) eine politische Deutung des berühmten Ausspruchs von Solon, den sich dann Sokrates als Philosophie zu eigen machte: 'Erkenne Dich selbst.' Vico behauptet, Solon habe

mit diesem Ausspruch die Plebejer, die sich selbst für tierischer Herkunft und die Adligen für göttlicher Herkunft hielten, dazu ermahnen wollen, über sich selbst nachzudenken, um zu erkennen, daß sie von gleicher menschlicher Natur wie die Adligen wären und folglich eine Gleichstellung in den Bürgerrechten mit ihnen verlangen sollten. Und in diesem Bewußtsein menschlicher Gleichheit von Plebejern und Adligen sieht er alsdann die Grundlage und die geschichtliche Ursache für die Entstehung demokratischer Republiken in der Antike.« (SG, 23; dt. Übers. Gramsci 1987, 7)

### **Kritik am Fremdverstehen als »intrakultureller Reduktion«**

Was Gramscis Denken auch heute noch so produktiv macht für die Lösung der Probleme multinationalen und multikulturellen Zusammenlebens ist die Tatsache, daß er das Problem der Modernitätsdifferenz nicht auf das Verhältnis zwischen Einheimischen und Fremden projiziert, sondern als Problem des modernen Bewußtseins überhaupt aktualisiert. Das moderne Bewußtsein ist für ihn gerade dadurch gekennzeichnet, daß es bestimmte Momente seiner ruralen Vorgeschichte sowie eines im Modernisierungsprozeß dominierten Gegenwissens ausschließlich in »folkloristischen« Verzerrungen aufbewahren kann. Das Verhältnis solcher sedimentierter kollektiver Erfahrungen zur industriell geprägten Gesellschaft ist keineswegs identisch mit dem Verhältnis von traditionellen zu modernen Gesellschaften; *vielmehr ist diese Modernitätsdifferenz ein entscheidendes Charakteristikum der modernen Gesellschaft selbst*. Gramsci hat diesen Gesichtspunkt außerordentlich deutlich in seinem 27. Gefängnisheft herausgearbeitet. Sogenannte »Folklore«-Forschung kann nach Gramscis Auffassung nicht abgetrennt von den »offiziellen« Weltanschauungen der dominanten Gesellschaft untersucht werden.

»Es handelt sich um eine Weltanschauung, der nicht nur die Geschlossenheit und Systematik fehlen, weil das Volk (d. h. die Gesamtheit der untergeordneten und ausgenutzten Klassen jeder bisher existierenden Gesellschaftsform) aus einleuchtenden Gründen keine geschlossenen, systematischen, trotz widersprüchlicher Entwicklung politisch organisierten und zentralisierten Anschauungen haben kann. Es besitzt im Gegenteil eine Vielfalt von Weltanschauungen, die nicht nur andersartig und aneinandergereiht, sondern auch vom Allergrößten bis zum Verfeinerten geschichtet sind. Man könnte schließlich sogar von einem unverdauten Agglomerat von Fragmenten aller Lebens- und Weltanschauungen sprechen, die in der Geschichte aufeinanderfolgten. Meistens sind sogar deren verstümmelte und entstellte Überreste *nur noch in der Folklore* zu finden. Auch das moderne Denken und die Wissenschaft bringen ständig neue Elemente in die 'moderne Folklore' ein, insofern als bestimmte wissenschaftliche Begriffe und Auffassungen, aus ihrem Kontext gerissen und mehr oder weniger entstellt, kontinuierlich in den volkstümlichen Bereich absinken und in das Mosaik der Tradition 'eingefügt' werden.« (Q, 2312; Hervorh. U.A.)

Unmittelbarer Anlaß von Gramscis Reflexionen zur Folklore ist eine Frage, die in etwas abgewandelter Form auch heute noch als ganz aktuell gelten kann. Gramsci nimmt nämlich dazu Stellung, ob in den Lehrerbildungsanstalten Folklore gelehrt werden soll. »Um die unparteiische Kultur der Lehrer zu vertiefen? Um ihnen das zu zeigen, was sie nicht zerstören sollen?« (Q, 2313) Gramsci stellt diese Frage in genau demselben Sinne, in dem man heute fragen könnte, ob es notwendig ist, in der Lehrerbildung Grundlagen volkstümlicher Kulturen zu vermitteln. Die Antwort – so Gramsci – wird wesentlich davon abhängen, ob es bei

der Einführung eines solchen neuen Wissensstoffes lediglich darum geht, »Breitseiten auf die Folklore abzufeuern«, nämlich die jüngeren Generationen davon zu überzeugen, daß sie einer Kultur verhaftet sind, die es zu überwinden gilt, die »als ein bizarres, seltsames oder pittoreskes Element« betrachtet wird, oder ob man diese Beschäftigung als eine sehr ernsthafte und sehr ernst zu nehmende Sache ansieht, mit der »das Entstehen einer neuen Kultur innerhalb der Volksmassen gefördert« wird (Q, 2313f.) Dabei kann es nach Gramscis Auffassung überhaupt nicht um die Scheinalternative zwischen Pluralismus und Universalismus gehen, mit anderen Worten: es kann nicht darum gehen, ob man heute noch das ptolemäische Weltbild als folkloristisches Element gelten läßt, oder ob man es als unmodern und dem Fortschritt hinderlich bekämpft. Beide Reaktionen wären nämlich Ausfluß eines Kulturdifferenz-Denkens, in dem umstandslos die Kultur der unterdrückten Massen mit rückständigen und aus der dominanten Kultur ausgeschiedenen Elementen identifiziert würde.

Gramsci sieht also den Streit von Universalisten und Relativisten insofern als eine Scheindebatte an, als es ihm darum geht, aus dem historisch konkret vorfindlichen Volksbewußtsein in all seinen besonderen Ausprägungen das reformatorische Element, nämlich das bereits von Solon und Vico erwähnte Bewußtsein der allgemeinen Menschenrechte und des individuellen Wertes jedes Menschen herauszuarbeiten. Soweit folkloristisches Bewußtsein als »Prähistorie in der Gegenwart« sich solchen reformatorischen Bestrebungen entgegenstellt, kann es sich durchaus auch als ein den einfachen Menschen feindliches und von ihnen schließlich abzustreifendes Element erweisen, denn »Folklore ist immer mit der Kultur der herrschenden Klasse verbunden gewesen, und sie hat ihr auf ihre Weise Motive entnommen, die mit den bestehenden Traditionen eine Verbindung eingegangen sind« (Q, 1105).

Worum es ginge, wäre (und Gramsci bezieht sich hier entsprechend seiner konkreten historischen Situation auf die katholische Bevölkerung Italiens) die Prüfung der Möglichkeit, inwieweit aus dem Komplex zusammengesetzten Volksbewußtsein eine neue »reformierte« Kultur entstehen könnte. »Nur so erlangt das Bildungswesen größere Wirksamkeit, wird das Entstehen einer neuen Kultur innerhalb der Volksmassen gefördert und damit die Kluft zwischen moderner Kultur und Volkskultur oder Folklore überwunden. Eine derartige in die Tiefe gehende Wirksamkeit würde auf intellektuellem Gebiet der Reformation in den protestantischen Ländern entsprechen (Q, 1105; dt. Übers. Gramsci 1987, 174f.)

### **Resümee: Kulturen als Elemente im Entwicklungsprozeß von »Civiltà«**

Die aus dem Protest gegen den Ethnozentrismus westlich-universalistischer Kulturentwürfe entstandene Rückwendung auf das pluralistische Verständnis der vielen Kulturen hat im Konzept der »multikulturellen Gesellschaft« hinterrücks auch ein neues Differenzdenken hervorgebracht. Individuelle Entwicklungen und Krisen von Migranten nicht nur der ersten, sondern auch der zweiten Generation wurden zum Zweck eines besseren »Verstehens« auf den geschlossenen kulturellen Kontext der Herkunftsgesellschaft zurückgeführt. Insbesondere in

pädagogischen, wissenssoziologischen und kulturantrophologischen Untersuchungen wurde im Namen kultureller Identität die Herkunftsgesellschaft als das nicht hinterfragbare »Immer schon Gegebene« gedeutet, »ein Kontrast wird konstruiert, schafft zwei säuberlich getrennte Welten, die sich in jedem ihrer zentralen Bestandteile gegenüberstehen. Ist die Polarität erst einmal hergestellt, steuert sie die anschließenden Wahrnehmungen, die das vorgefaßte Urteil zirkular verfestigen. Es erscheint dann allzu plausibel, daß denjenigen, die aus der einen Welt kommen, aber zugleich in der anderen leben, unlösbare innere Konflikte, Identitätsstörungen und -diffusionen ebenso zugeschrieben wie die Fähigkeit zu Konfliktbearbeitung abgesprochen werden.« (Hamburger 1988, 31f.) Der Migrant/die Migrantin werden in die ideologische Struktur ihrer Herkunftsgesellschaft eingeschlossen, während zugleich die westlichen Werte als die überlegenen unterstellt werden.

Bestehende Ansätze multikultureller Kommunalpolitik, wie wir sie etwa in Frankfurt seit mehreren Jahren beobachten können, wollen solchen »Ethnogenien« entgehen, wollen primär rechtliche Gleichstellung und rationalen Diskurs befördern. Es bleibt jedoch das Problem bestehen, daß der Diskurs um die multikulturelle Gesellschaft die Frage der gesellschaftlichen Über- und Unterordnung von Kulturen kaum thematisieren kann. Bei fortbestehender sozialer Unterschichtung der einheimischen durch die einwandernde Bevölkerung kann kulturelle Identität gerade im Sinne der Subordination unter die dominante Kultur der Herkunfts- und/oder der Aufnahmegesellschaft funktional sein. Darüber gibt es seit den siebziger Jahren die bereits erwähnten Studien des CCCS in Großbritannien sowie eine Reihe amerikanischer Studien. Schulversagen z.B. muß nicht auf die gängigen Erklärungen (den Verlust der eigenen Kultur, die kulturelle Differenz, mangelhaftes Schulwesen) rückführbar sein. Kinder von Minoritäten, die auch durch die Entwicklung von sozialen Netzwerken keine Verbindung zu gesellschaftlichen Machtstrukturen hatten finden können, entwickelten in den USA Schulversagen als eine Strategie der Anpassung an die herrschende Diskriminierung und die damit verbundene Erschwernis beruflicher und sozialer Erfolge im Erwachsenenleben (vgl. Ogbu 1974). Die Frage kultureller Beziehungen ist nicht ohne den Rückbezug auf die Frage hegemonialer Strukturen diskutierbar.

Gerade für dieses Problem einer Einwanderungsgesellschaft scheinen nun Gramscis Überlegungen zu den sogenannten »subalternen sozialen Gruppen« (Gefängnishefte 25ff., neben vielen anderen Ausführungen zur kulturellen Hegemonie) besonders produktiv zu sein. Gramscis Konzept erlaubt es zunächst einmal, nicht nur von der *einen*, sondern von *vielen* Kulturen innerhalb einer nationalen Gesellschaft auszugehen. Wesentliche Gehalte der »Prähistorie der Gegenwart« sind nach Gramsci in der dominanten Kultur *nicht* aufgehoben. Insofern ist Gramscis Ansatz sehr geeignet, um ethnozentrische Schein-Universalismen zu kritisieren. Er wird deshalb von Migrationsforschern/innen in Anspruch genommen, die die Verwertungslogik der westlichen Aufnahmeländer aus der Sicht der Migranten kritisieren (vgl. Di Carlo 1986, 1987). »In derselben Gesellschaft leben verschiedene Kulturen neben- und miteinander, und die Orte der Identität sind die Orte der gegenseitigen Anerkennung der sozialen Gruppen.«

(Di Carlo 1986, 28f.) Zugleich ist dabei jedoch auch klar, daß die »vielen Kulturen« nicht von dem Zusammenhang abzutrennen sind, der sie mit den Herrschaftsstrukturen der Herkunfts- und der Aufnahmegesellschaft verbindet. Hier erhält für Gramsci das Konzept der »nationalen Kultur« seine Funktion: als hegemonialer Rahmen, in dem dominierte und subordinierte Kulturen sich gegenüber treten. Keineswegs also läßt sich »Volkskultur« auf nationale Kultur reduzieren und umgekehrt (vgl. Q, 1660f.). Indem dominante und subordinierte Kulturen in ihrem Gegensatz und in ihrer gegenseitigen Abhängigkeit dargestellt werden, wird es unumgänglich, über den Entwicklungsprozeß des Ganzen und die Richtung, in die er sich entwickelt, weiter nachzudenken. Wie das historische Beispiel der Reformation zeigt, denkt Gramsci dabei nicht an schulförmige Bildungsprozesse, sondern an eine grundlegende Bewußtseinsreform der Gesamtgesellschaft, an eine neue »civiltà«. <sup>5</sup> Ohne eine solche Bewußtseinsreform ist auch an politische Änderungen letztlich nicht zu denken. Für Gramsci geht die Ausbildung des italienischen Nationalbewußtseins zwischen dem 17. und dem 19. Jahrhundert einher mit einer mentalen Reformation, die in der Überwindung partikularistischer ebenso wie dogmatischer universalistischer Tendenzen besteht. Dies zeigt sich für ihn am deutlichsten an der Geschichte der Juden in Italien.

»In Italien existiert ... eben deshalb kein Antisemitismus, weil das nationale Bewußtsein sich aus der Überwindung von zwei Formen der Kultur herausbildete und herausbilden mußte: dem Rathauspartikularismus einerseits, dem katholischen Kosmopolitismus andererseits.« (R, 210)

Der fehlende Antisemitismus in Italien erscheint als ein Stück jener neuen »civiltà«, die nur jenseits des abstrakten Gegensatzes von universalen und partikularen Kulturen entwickelt werden kann. <sup>6</sup> Der italienische Kosmopolitismus, den Gramsci an der Person Croces als Typus des süditalienischen großen Intellektuellen so sehr kritisiert, weil er für die regionale und soziale Zersplitterung Italiens funktional ist, kann zu einem erwünschten und interessierten Kosmopolitismus werden, soweit er auch auf das Phänomen der Migration als den konkreten Weltbezug der italienischen bäuerlichen Massen bezogen wird.

»Der traditionelle italienische Kosmopolitismus müßte zu einem Kosmopolitismus modernen Typus werden, d.h. er müßte die besten Bedingungen für die Entwicklung des italienischen 'uomo-lavoro' sichern, in welchen Teil der Welt er auch immer sich befinden mag – nicht als Weltbürger, insofern er 'civis romanus', oder insofern er Katholik ist, sondern insofern er Produzent von 'civiltà' ist.« (R, 83)

In diesem Zitat kommt Gramscis ureigenste Intention zum Ausdruck: Nicht nur Partikularismen und Folkloristisches in den »vielen Kulturen« mit universalistischem Geist zu kritisieren, nämlich die Geste der Unterwerfung darin zu erkennen, sondern das Universale, den Weltbezug selbst im Besonderen, im Untergeordneten, im »Fremden« zu finden. Es ist der Kampf gegen jenen Typus der Soziologie der Alltagskulturen, »der beständig Angst davor hat, daß die Modernität ihm das Objekt seiner Wissenschaft zerstören könnte.« (Q, 1506)



## Anmerkungen

- 1 Vortrag auf dem Colloquium: Gramsci und die Theorie der Zivilgesellschaft, Berlin, 23.3.1991.
- 2 Man lese als Beleg für diese These den folgenden Auszug aus der Zeitschrift *Tempo* vom September 1986: »Ob Immigration und Emigration gelingen oder ins Elend führen, ob Nationalitäten koexistieren können oder sich hassen – das war im Kern nie eine politische Frage, sondern stets eine kulturelle. Wir verdanken dem nächtlichen Vielvölker-Leben in Bars und Kneipen mehr als den liberalsten Ausländergesetzen, von oben dekretiert. Es ist heute noch die Faszination von New York, London und Paris, daß arabische Künstler mit lateinamerikanischen Musikern in schwarzen Clubs verkehren, daß Synthesen und Begegnungen entstehen. Synthesen aber brauchen *Unterschiede*, keinen egalitären Vielvölkerbrei. Sie brauchen das (allerdings offene) Getto. Das Sich-Fremd-Bleiben gehört dazu. Und die Lust auf Anderes.« (M. Horx: Lust auf Ausländer. In: *Tempo* 9/1986, 3) Frank-Olav Radtke und Carl Leggewie haben dieses Motiv des Multikulturalismus 1990 mit unterschiedlicher Rigidität kritisch aufgegriffen.
- 3 So einleuchtend freilich Finkielkrauts Kritik am Kulturrelativismus ist, weil letzterer eben jenes Universelle verleugnet, das es möglich macht, Epochen zu überspringen, Grenzen zu überschreiten und eine Welt jenseits der Verschiedenheit der Nationen zu betreten (eine Idee, die Finkielkraut an Goethes Begriff »Weltliteratur« verdeutlicht), so wenig vermag doch seine Beschränkung des Begriffs des Universellen auf einen Kanon klassischer ästhetischer Werke Westeuropas zu befriedigen. Gerade hier zeigt sich, daß sein Begriff des kulturell Universellen wieder das Problem von Herrschaft, von Über- und Unterordnung unterschlägt, das er am Begriff des »Volksgeistes« kritisch aufzuzeigen versucht hatte.
- 4 Eine ähnliche methodische Verkehrung von »Fremdem« und »Gewohntem« finden wir möglicherweise bei Walter Benjamin. Vgl. dazu Reinhard Hörster: »So ist alles Lustige fahrbar. Musik, Spielzeug, Eis verbreiten sich durch die Straßen« – Zur Kindheit des positiven Barbarentums bei Walter Benjamin, in: W. Marotzki/H. Sünker (Hrsg.): Kritische Erziehungswissenschaft – Moderne – Postmoderne, Weinheim 1991.
- 5 Gramsci fordert in seiner Auseinandersetzung mit Hendrik De Man eine »catarsi di civiltà moderna« (Q, 1506) an Stelle von De Mans Psychologie des depravierten Arbeiterbewußtseins, die im italienischen Faschismus große Resonanz findet. Gramsci wirft De Man bezeichnenderweise vor, er sei ein Folkloreforscher jenes Typus, »der beständig Angst davor hat, daß die Modernität ihm das Objekt seiner Wissenschaft zerstören könne.« (Q, 1506) Riechers übersetzte diesen Passus (vgl. Gramsci 1967, 429) als »Katharsis der modernen Zivilisation«, was m. E. zu Mißverständnissen führt, weil Gramsci vielmehr eine »Zivilität« der Gesellschaft im Blick hat, die nicht mit dem Zivilisationsbegriff z. B. der amerikanischen Soziologie (Parsons) verwechselt werden darf.
- 6 Gramsci gibt hier Jahre vor dem Holocaust eine sehr differenzierte historische Begründung für ein Phänomen, das Hannah Arendt später in ihrer Analyse des Eichmann-Prozesses erwähnen wird: »Was in Dänemark das Ergebnis eines echten Sinnes für Politik war, eines anerzogenen Verständnisses für die Voraussetzungen und Verpflichtungen, die Bürgertum und Unabhängigkeit garantieren, das war in Italien Ausfluß einer fast automatisch gewordenen, alle Schichten erfassenden Humanität eines alten und zivilisierten Volkes. Die Humanität der Italiener hielt auch den Prüfungen des Terrors stand, der in letzten anderthalb Jahren des Krieges über das Volk hereinbrach.« (Arendt 1990, 299f.)

## Literaturverzeichnis

*Siglen für Primärliteratur* (alle Zitate nach ital. Ausg. übers. v. U.A.)

- Q Antonio Gramsci: Quaderni del carcere. Edizione critica dell'Istituto Gramsci. A cura di V. Gerratana, 4 vol., Torino 1977
- R Antonio Gramsci: Il Risorgimento, in: Il pensiero di Gramsci. Nuova ed. riveduta e integrata sulla base dell'edizione critica dell'Istituto Gramsci a cura di V. Gerratana, Roma 1987
- SF Antonio Gramsci: Socialismo e Fascismo. L'Ordine Nuovo 1921-1922, in: Opere di Antonio Gramsci 1914-1918, Torino 1975
- SG Antonio Gramsci: Scritti Giovanili 1914-1918, Torino 1975

Gramsci 1967: Antonio Gramsci. Philosophie der Praxis, hrsg. und übers. v. Christian Riechers, Frankfurt/M.

Gramsci 1983: Antonio Gramsci. Marxismus und Literatur, Hamburg

Gramsci 1987: Antonio Gramsci. Gedanken zur Kultur, Köln

### Sekundärliteratur

Arendt, H., 1990: Eichmann in Jerusalem (dt. zuerst 1964). Leipzig

Balibar, E., 1989: Gibt es einen »Neo-Rassismus«? In: Das Argument 175

CCCS (Hrsg.), 1982: The Empire Strikes Back. Birmingham

Di Carlo, A., u. S., 1986: I luoghi dell' identità. Milano

Di Carlo, S., 1987: Die Kultur der Emigration in Europa. In: Apitzsch u.a. (Hrsg.): Emigration und kulturelle Identität. Frankfurt/M.

Finkielkraut, A., 1989: Die Niederlage des Denkens. Reinbek

Hamburger, F., 1988: Der Kulturkonflikt und seine pädagogische Kompensation. In: Schriftenreihe des pädagogischen Instituts der Johann Gutenberg-Universität Mainz

Kristeva, J., 1990: Fremde sind wir uns selbst. Frankfurt/M.

Leggewie, C., 1990: Multi Kulti. Berlin

Ogbu, J.U., 1974: The Next Generation: An Ethnography of Education in an Urban Neighborhood. New York

Radtke, F.O., 1990: Multikulturalismus – vier Formen der Ethnisierung. In: *Frankfurter Rundschau*. 196.

## FORSCHUNGSJOURNAL

### *Neue Soziale Bewegungen*

*Aufsätze, Berichte, Kommentare, Analysen,  
Dokumente, Rezensionen, Bibliographie &  
Infomarkt. 4 x pro Jahr auf 114 Seiten.*

**PRAXIS MIT REFLEXION.  
ANALYSE MIT SUBSTANZ.  
KONZEPTE MIT KONTUREN.**

**V**on der DDR zu den FNL -  
Soziale Bewegungen vor  
und nach der Wende  
Heft 1/92

**S**oziale Bewegungen in  
Osteuropa - Entwicklun-  
gen, Probleme und Kon-  
zepte Heft 3/92

**B**ewegungsforschung am  
Scheideweg? Neue Dis-  
kussionsbeiträge Heft 2/92

**G**ewerkschaften und neue  
soziale Bewegungen  
Heft 4/92

Abos: DM 48,- (DM 36,- erm.); Einzelheft: DM 12,50

Bestellungen von Einzelheften nur im Buchhandel und Abos über den Buchhandel oder  
beim Verlag • Probehefte gratis beim Verlag

Verlag: Schüren Presseverlag, Deutschhausstraße 31, 3550 Marburg

Redaktion: Forschungsgruppe Neue Soziale Bewegungen, c/o Dr. Thomas Leif, Neubauerstr. 12, 6200 Wiesbaden



Salman Rushdie

## Attenboroughs Gandhi\*

Vergöttlichung ist eine indische Krankheit, und in Indien ist Mohandas Karamchand Gandhi, die große Seele, der kleine Vater, im Pantheon der modernen Götter auf den höchsten Thron gehoben worden. »Aber warum sollte ein *Engländer* Gandhi vergöttlichen wollen?«, wurde ich jüngst mehr als einmal in Indien gefragt. Und warum, so könnte man hinzufügen, sollte die American Academy ihm dabei helfen wollen, indem sie acht glitzernde Statuetten wie Votivgaben in einem Tempel darbringt, und das für einen Film, der als Biographie unangemessen, als Geschichte schauerhaft und als Film oft lächerlich plump ist?

Die Antwort ist vielleicht, daß *Gandhi* (der Film, nicht der Mann, der die Briten gewaltig irritierte, aber nun im sicheren Grab ruht) gewisse Bedürfnisse der westlichen Psyche befriedigt, die sich unter drei allgemeinen Stichworten kategorisieren lassen:

Erstens der exotische Impuls, der Wunsch, Indien als Quelle spiritueller-mystischer Weisheit zu sehen. Gandhi, der Zelluloidguru, tritt in die Fußstapfen anderer Pop-Heiliger. Der Maharishi erleuchtete den Pfad. Zweitens gibt es so etwas, wie die christliche Sehnsucht nach einem »Führer«, der sein Leben den Idealen der Armut und der Einfachheit weihet. Ein Mann, der zu gut ist für diese Welt und deshalb auf den Altären der Geschichte geopfert wird. Und drittens gibt es das liberal-konservative politische Bedürfnis zu hören, daß Revolutionen *ausschließlich* mit Demut, Selbstopferung und Gewaltlosigkeit gemacht werden können und sollten. Um auf dem westlichen Markt anzukommen, mußte *Gandhi* zum Heiligen gemacht, in einen Christus verwandelt werden (ein sonderbares Schicksal für einen ausgefuchsten Gujarati-Anwalt) und die Geschichte einer der größten Revolutionen dieses Jahrhunderts mußte entsprechend zurechtgestutzt werden. Das ist nichts Neues. Die Briten entstellen die Geschichte Indiens seit Jahrhunderten.

Ein Großteil der Debatte über den Film drehte sich um Auslassungen: wieso kein Subhas Bose? Wieso kein Tagore? Die Filmemacher antworteten, es wäre unmöglich gewesen, alles und jeden zu berücksichtigen, und natürlich ist die Auswahl der Dreh- und Angelpunkt jedes Kunstwerks. Aber künstlerische Selektion schafft Bedeutungen, und in *Gandhi* sind diese oft dubios und in einigen Fällen beängstigend naiv.

Nehmen wir das Massaker in Amritsar, wohl die stärkste Sequenz im Film. Sowohl das Massaker als auch das folgende Kriegsgericht, bei dem empörte Engländer den reuelosen Dyer mit kaum unterdrücktem Entsetzen ins Kreuzverhör nehmen, sind mit Sorgfalt und Hingabe inszeniert. Aber diese zwei Szenen bedeuten, daß Dyers Taten in Jallianwala Bagh die Taten eines grausamen,

\* Aus: *Imaginary Homelands*. London 1991. Die deutsche Ausgabe erscheint im April 1992 beim Kindler Verlag, München unter dem Titel: *Heimatländer der Fantasie. Essays und Kritiken 1981 - 1991*. Wir danken dem Verlag für die Abdruckgenehmigung.

übereifrigen Individuums waren, die von Anglo-Indien sofort verurteilt wurden. Und das ist absolut falsch.

Die Briten im Punjab waren 1919 in Panik. Sie fürchteten eine zweite indische Meuterei. Sie hatten Alpträume von Mord und Totschlag. Das Kriegsgericht mag Dyer verurteilt haben, die Kolonisten taten es nicht. Er hatte den *wogs* eine Lektion erteilt; er war ein Held. Und als er nach England zurückkehrte, wurde er als Held empfangen. Ein Spendenaufruf machte ihn zum reichen Mann. Angewidert von der britischen Reaktion auf das Massaker gab Tagore seinen Adelstitel zurück.

Im Fall von Amritsar hat die künstlerische Auswahl die Bedeutung des Ereignisses verändert. Es handelt sich um eine unentschuld bare Entstellung.

Ein anderes Beispiel: die Ermordung Ghandis. Attenborough hält sie für wichtig genug, sie an den Anfang und an das Ende des Films zu stellen; aber in den dazwischenliegenden drei Stunden sagt er uns darüber nichts. Nicht den Namen des Mörders. Nicht den Namen der Organisation, die hinter der Ermordung stand. Nicht den Schatten eines Motivs für die Tat. In einem politischen Thriller wäre das lediglich dumm; in *Gandhi* ist es um einiges schlimmer. Gandhi wurde von Nathuram Godse ermordet, einem Mitglied der fanatischen Hindu-Gruppe RSS, die dem Mahatma die Schuld an der Teilung Indiens gab. Aber im Film wird der Mörder nicht von der Menge unterschieden; er tritt mit einer Pistole bewaffnet aus der Menge heraus. Drei Bedeutungen stehen zur Auswahl: daß er die Menge *repräsentiert* – daß die Leute sich gegen Gandhi wandten: der Mob brachte einen Killer hervor, der seine Arbeit erledigte; daß Godse nur ein »verrückter Einzeltäter« war, wenn auch einer, der unter dem Einfluß eines finster blickenden Sadhu in einer Rikscha stand; oder daß Gandhi Christus im Lendenschurz und die Ermordung die Kreuzigung ist, was keiner weiteren Erklärung bedarf. Wir wissen warum Christus starb. Er starb, damit andere leben sollten. Aber Godse repräsentierte *nicht* die Menge. Er arbeitete *nicht* allein. Und der Mord war ein politischer, kein mystischer Akt. Attenboroughs Entstellungen mythologisieren nicht nur, sie lügen.

Ach so, man belehrt uns der Film sei eine Biographie, kein politisches Werk. Selbst wenn man diese Unterscheidung akzeptiert (die bei einem derart in der Öffentlichkeit gelebten Leben mit Sicherheit falsch ist), muß man erwidern, daß eine Biographie, wenn sie nicht zu einer Hagiographie werden soll, die unangenehmen Aspekte des Subjekts ebenso behandeln muß wie seine liebenswerten Seiten. Die *brahmacharya*-Experimente, bei denen Gandhi die ganze Nacht neben jungen, nackten Mädchen lag, um seinen Willen zur Enthalt samkeit zu testen, sind allgemein bekannt, nicht ohne filmische Gestaltungsmöglichkeiten und es sind natürlich ambivalente Ereignisse. Der Film läßt sie weg. Er spart auch Gandhis Vorliebe für milliardenschwere indische Industrielle aus (schließlich starb er im Haus eines der reichsten von ihnen, im Birla-Haus in Delhi). Das ist doch eine wahre Fundgrube für einen Biographen: der Mann der Massen, dem einfachen Leben, der Selbstverleugnung, der Askese verschrieben, der sein Leben lang von superkapitalistischen Gönnern finanziert wurde, und, so würden manche behaupten, hoffnungslos durch sie kompromittiert war? Eine geschriebene Biographie, die es versäumte solche trüben Gewässer auszuloten, wäre

nicht lesenswert. Einem Film gegenüber sollten wir nicht weniger kritisch sein.

*Gandhi* zeichnet falsche Porträts von den meisten Führern der Revolution. Patel kommt als Clown daher, obgleich er einer der härtesten der harten Männer war. Und es war geistreich, Jinnah als Graf Drakula zu porträtieren. Aber die wichtigsten Änderungen betreffen die Persönlichkeit Nehrus und die Entscheidung, Bose aus der Geschichte zu löschen.

In beiden Fällen wurde das Interesse an der Dramatik dem Interesse an der Vergöttlichung geopfert. Nehru war kein Schüler Gandhis. Sie waren Gleiche und stritten heftig. Ihre Auseinandersetzung war entscheidend für die Befreiungsbewegung – Nehru, der kultivierte Städter, der Indien industrialisieren, es ins moderne Zeitalter führen wollte, versus Gandhi, der ländlichen, das Handwerk liebenden, zuweilen mittelalterlichen Figur: Das Land lebte diese Auseinandersetzung, und es mußte wählen. Indien wählte Gandhi mit seinem Herzen, aber in bezug auf die praktische Politik wählte es Nehru. Man versteht überhaupt nichts von der indischen Unabhängigkeit, wenn man nicht den Konflikt zwischen diesen beiden großen Männern versteht. Der Film schafft es, sich selbst zu kastrieren, indem er Nehru in Bapus Ministranten verwandelt.

Und Bose wird weggelassen. Bose, der Guerillakämpfer, der im Krieg mit den Japanern gegen die Briten kämpfte, Bose, dessen Ansichten ein anderes Gegengewicht zu denen Gandhis hätten bilden und auf diese Weise den Film verbessern können. Aber Bose befürwortete Gewalt. Und wenn der Film irgendeine Bedeutung haben soll, dann die, daß Gewaltlosigkeit funktioniert und daß sie überall funktionieren könnte, in jeder Revolution. Alle Gegenargumente werden folglich ausgeschlossen. Die Botschaft von *Gandhi* ist, daß die beste Art, die Freiheit zu gewinnen, darin besteht, sich in einer Reihe aufzustellen, unbewaffnet auf seine Unterdrücker loszumarschieren und sich von ihnen zu Boden schlagen zu lassen; tut man dies lang genug, wird man sie derartig beschämen, daß sie weggehen. Das ist schlimmer als Unsinn. Es ist gefährlicher Unsinn. Gewaltlosigkeit war eine Strategie, die von einem bestimmten Volk gegen einen bestimmten Unterdrücker gewählt wurde. Dies zu verallgemeinern ist verdächtig. Wie nützlich wäre Gewaltlosigkeit zum Beispiel gegen die Nazis gewesen? Selbst in Indien haben die Führer der Unabhängigkeitsbewegung nicht gewonnen, weil sie moralischer waren als die Briten. Sie gewannen, weil sie schlauere, geschicktere, besser kämpfende Politiker als ihre Gegner waren. *Gandhi* zeigt uns einen Heiligen, der ein Imperium gewann. Das ist eine Fiktion.

Alle Anhänger unfreiwilliger Komik werden die Szenen genießen, in denen Bapu seine Trauung für einen westlichen Journalisten nochmal vollzieht, der Hungerstreik eines Mannes das aufständische Kalkutta befriedet und reuige Hooligans Gandhi versprechen, ein muslimisches Waisenkind zu adoptieren; die Szenen, in denen Mirabehn als eine Frau gespielt wird, die sich ständig im Zustand der Hypnose befindet, oder in denen die Teilung sich in einer zweiminütigen Pause bei den Unabhängigkeitsverhandlungen ergibt. Wenn das beste Film des Jahres 1983 ist, dann möge Gott der Filmindustrie beistehen.

In Wirklichkeit ist dies ein unglaublich teurer Film über einen Mann, der den kleinen Maßstab und die Askese liebte. Die Form des Films, die opulent,

verschwenderisch ist, überfordert und zerbricht schließlich den Mann, trotz Ben Kingsleys blendender Darstellung (wenigstens *er* hat seinen Oskar verdient). Man hat das Gefühl, als hätte Gandhi, Jahre nach seinem Tod, in Attenborough den letzten seiner großzügigen Milliardäre gefunden, sein letztes Birla. Und reiche Männer haben, ebenso wie Herrscher, immer schon eine Schwäche für fromme zahme Männer, für Heilige gehabt.

*Aus dem Englischen von Nora Rähzel*

# Ausländer-

**Dieter Westermann:**  
**AUSLÄNDER**

Wer lebt auf wessen Kosten? Geschichte deutsch-türkischer Beziehungen. Anwerbung der Gastarbeiter. Diskussion über Integration und Familiennachzug. Die „Kommission Ausländerpolitik“. Rückkehrhilfen.

**48 Seiten**

**3,- DM**

**Günter Seufert**

**FLÜCHTLINGE bitten um Asyl**

Die Herkunftsländer: Folter und Not. Äthiopien, Afghanistan, Iran, Sri Lanka, Türkei, Kurdistan. Das Zufluchtsland BRD. Asylrecht und Gerichtsentscheidungen. Deutschtümelei.

**48 Seiten**

**4,- DM**

**Dritte Welt Laden Losheim:**  
**RASSISMUS**

Was ist Rassismus? Gibt es überhaupt Rassen? Rassismus der Institutionen, europäische und deutsche Gesetzgebung. Rassismus in Kinder- und Jugendbüchern. Wohin treibt das Doitschtum — was tun?

**48 Seiten**

**4,- DM**



**Sonderangebot:**

**3 Bände**

**10,- DM**

**Magazin Verlag, Schwefelstr. 6, 2300 Kiel 1, Jahresabonnement 28,- DM**

# feindlichkeit

Clara Gallini

## Gefährliche Spiele

### Symbolisch praktizierter Rassismus in der italienischen Popularkultur

Ich möchte einen Streifzug durch ein paar Orte vorschlagen, an denen es Vorstellungen und symbolische Praxen gibt, die unsere Beziehungen zu Menschen mit vermeintlich andersartigen natürlichen und kulturellen Merkmalen ans Licht bringen. Vorstellungen und Praxen dieses Typs – die alle von unserer Selbststilisierung als »weiß« und »westlich« herrühren – sind in den verschiedensten Kontexten unserer symbolischen Vorstellungswelt sehr stark vorhanden, und ihre Selbstverständlichkeit macht es schwierig, sie aufzuspüren. Wir sind mit einer enormen Fülle von Material konfrontiert, das dem Anschein nach fragmentarisch und heterogen ist und sich gerade deshalb unserem Wunsch entzieht, über den rein deskriptiven oder zensierenden Antirassismus hinauszugehen. Dieser ist lobenswert, aber auch tückisch, wenn er nicht auf korrekten analytischen Grundlagen basiert.

Aus dieser gewaltigen Masse von Material habe ich einige Beispiele ausgewählt, die sämtlich zur italienischen Popularkultur gehören. Sie differieren in ihrem historischen Ursprung und in der Form ihrer Produktion und Verbreitung, sind aber durch ihre Ähnlichkeiten und Unterschiede hindurch vergleichbar. Diese Beispiele sind in Reihenfolge: Reiseprospekte, gezeichnete Kannibalenwitze, verschiedene Fernseh-Werbespots für Schokolade, Lakritz und Kaffee, exotische Spiele in Lunaparks und Schießbudenfiguren, ein paar rassistische Schlachtrufe beim Fußball und schließlich die Jagd auf die *marocchini*<sup>1</sup>, die mit beträchtlicher Brutalität in der Nacht vom Fastnachtsdienstag 1990 in Florenz von einer Bande verkleideter und maskierter Jugendlicher veranstaltet worden ist.

Ich stelle diese Beispiele zusammen und gehe dabei dem Anschein nach verschlungen und willkürlich vor. Man könnte sicher auch anders vorgehen. Ich möchte aber einen Weg nehmen, der einer der Konfrontation mit und der Reflexion über ein komplexes Problem ist, das uns noch immer größtenteils unerforscht scheint, sowohl im Blick auf das einzuordnende Material wie hinsichtlich der in dieser Studie zu befolgenden Methode. Es gilt, anders gesagt, einen Schlüssel zu finden, um die Konstruktionslogik derartiger symbolischer Diskurse und Praktiken zu entziffern, damit wir uns über Ähnlichkeiten und Unterschiede klarwerden können und den Grund für die einzelnen Variationen herausfinden. Und zugleich geht es darum, wie mit dem Problem der symbolischen Wirksamkeit umzugehen ist: indem wir uns fragen, welche Rolle diese symbolische Konstruktion spielt und welche Beziehung zwischen dem besteht, was in unserer Vorstellung lebt, und dem, was in der Wirklichkeit der rassistischen und diskriminierenden Praktiken eigentlich zu tun ist (vgl. Gallini 1988, 1990, 1991).

1. *Ein Reiseprospekt* läßt sich als eine Sammlung codierter Bilder betrachten, die in uns den Gedanken stimulieren sollen, in verschiedene Länder zu reisen

und uns dort aufzuhalten. Er appelliert als ein Mittel der Verführung an unsere Wünsche, indem er sie mit verschiedenen extrem einfachen und standardisierten Angeboten stimuliert: mit komfortablen Hotels, die sich als äußerst erlesen darstellen, einem unverschmutzten Strand, der sich weich unter nackten Körpern dahinstreckt, verschiedenen Baudenkmalern und Naturlandschaften, die als charakteristisch betrachtet werden.

Neben diesen Baudenkmalern, inmitten dieser natürlichen Schönheit taucht als ein integraler Bestandteil dieser exotischen Szenerie der *Edle Wilde* und die *Schöne Eingeborene* auf. Der Eingeborene ist unmittelbar an seiner »typischen Kleidung« zu erkennen (ein Eingeborener in Jeans läßt sich nicht als typisch präsentieren), die relativ »typische« Szenerie ist beim Araber an einer Oase oder einer Wüste auszumachen, beim Afrikaner an einer Savanne, beim Inder an einem Tempel usw. Unser Eingeborener, der so echt ist wie »das »typische Gericht«, dessen Genuß man sich in der »typischen Gaststätte« hingibt, ist der lebendige Zeuge für die symbolische Praxis der Verschmelzung von Natur und Kultur, die der Tourismus zweifellos nicht erfunden hat, die sich aber in seinem Kontext im vollen Glanz der massenhaften Verbreitung manifestiert.

Aber der Eingeborene ist nicht das einzige Zeichen jener »typischen« Welt, die uns die Reise verspricht. Wir erkennen dies, wenn wir die narrative Struktur jenes einförmigen Typs von Werbung analysieren, zu dem die Touristenprospekte gehören.

Wir sehen sofort, daß der Eingeborene fast immer posiert, indem er oberflächliche und zusammenhanglose Gesten macht. Ohne daß der Reiselustige es weiß, findet sich zwischen den Hochglanzseiten unseres Prospekts eine über hundertjährige Praxis der Fotografie. Die Kolonialfotografie hat ihre verschiedenen exotischen Typen stets vor der Kamera posieren lassen, mit dem Anspruch, ein angeblich objektives Dokument zu präsentieren, ungeachtet des Künstlichen und des Vorurteils, das in seine Herstellung einfloß.<sup>2</sup> Der exotische Typ wird immer dargestellt, indem er einige »typische Aktivitäten« ausführt. Für den Touristen sind unserem Eingeborenen nur drei Handlungstypen mit dem zugehörigen Hintergrund erlaubt: ein paar Handwerke, ein farbenprächtiger Markt, ein traditioneller Tanz. Die große Vielfalt »typischer Handwerke«, die von der Kolonialfotografie entdeckt und erfunden wurden, wird hier reduziert unter dem Aspekt der touristischen Verheißungen des Einkaufens und der folkloristischen Darbietungen. Lächeln und verführerische Posen sind der Frau vorbehalten, deren bloße Präsenz bereits ein gewisses Maß an Anziehung garantiert. Sehen wir uns kurz die Variationen innerhalb des Prospekts an: die klassische Frau im Kontrast zum wilden Tier wirbt für Afrika, die ebenso klassische Vielfalt weiblicher Gestalten, mit Blumen bekränzt und dem Meer entsprungen, für jene bekannten Inseln der leichten Liebe usw.

Selten sieht man eine Interaktion zwischen dem Eingeborenen und dem weißen Mann. Inmitten des ihn umgebenden Exotisch-Natürlichen wird er immer nur allein oder mit anderen seiner Art zusammen sein, es sei denn, er wird in einer untergeordneten Position porträtiert, bei einer Dienstleistung: als Kellner hinter einem Tisch, als Führer bei einer Safari, als Steward auf einem Schiff. Dann trägt er die Uniform eines modernen Freitag. Dreinblicken darf unser



Eingeborener nur auf zweierlei Weise. Eine, die starr und unbeweglich ist, ohne irgendetwas anzusehen, weil er es ist, der angesehen werden soll. Und eine, wo er uns ansieht, weil er uns einlädt. Unser eigener Blick ist ein integraler Bestandteil all dieser Bilder, die von ihnen auf uns gerichtet scheinen, einer Richtung folgend, die das genaue Gegenteil der wirklichen ist.

2. *Der Kannibale* ist ein wiederkehrendes Element in den populären Witzzeichnungen, die besonders (aber nicht ausschließlich) in den verschiedenen allwöchentlich erscheinenden Rätselheften zu finden sind. Er ist der Clown, der uns über uns selbst und über die anderen lachen läßt, und zwar mit einem Lachen, das gleichzeitig distanziert und unsere getrennten Rollen etabliert.<sup>3</sup>

Was uns lachen läßt, sind die offensichtlich irrealen und unmöglichen Abenteuer, welche die Figur des Entdeckungsreisenden (der mehr einem Bankangestellten als einem Dr. Livingstone ähnelt) zu bestehen hat. Dabei trifft nun unser Held – entweder ganz allein oder mit seiner zänkischen Frau – auf die Gefahren des Dschungels. Er selbst der unvorbereitete Leiter einer bescheidenen Safari, seine Helfer die schwarzen Träger mit den kurzen Hemden, die Beute tragend oder hohe Bündel auf den Köpfen balancierend: eben das macht sie so komisch. Wem also begegnet unser Entdecker mitten im Dschungel, wenn nicht dem schrecklichen Gorilla? Oder ist es vielleicht gar kein Gorilla, sondern ein Eingeborener? Unser Eingeborener aber wirkt trotz fürchterlichster Bewaffnung und trotz seines bedrohlich aussehenden Knochenschmucks überhaupt nicht wie ein Aggressor. Statt dessen tut er seltsame und komische Dinge wie das Anbeten absurder Idole. Und wenn er den Weißen in den Kochtopf wirft, tut er dies mit einem Lächeln und tauscht dabei lächerliche Bemerkungen mit unserem Entdecker, beispielsweise: »Wie heißen Sie bitte? Es ist wegen dem Menü.«

Im Vergleich zu den anderen stereotypisierten ethnischen Gruppen, die in diesen humoristischen Vignetten dargestellt sind, erscheint die Figur des Kannibalen entschieden überzeichnet. Jede mögliche Differenz ist in ihm vereinigt. Die Differenz zwischen »uns« und »ihnen« (all den möglichen anderen) wird im Moment des Lachens über den abscheulichen Koch, der uns auf kleiner Flamme schmort, in einen oralen Sadismus gewendet, der möglicherweise auf unsere Kindheit zurückgeht.

Das Bild des Kannibalen in den wöchentlichen Rätselheften scheint uns als Zeichnung total altmodisch und in seiner Form höchst konservativ. Aber die Stereotypisierung ist eben das, was den Witz ermöglicht. Diese Stereotypisierung ist fest in einer alten ikonographischen Tradition verwurzelt, die uns über Jahrhunderte hinweg daran gewöhnt hat, den Kannibalismus mit dem Kochen zu assoziieren. Man weiß, daß die ersten Bilder dieses Typs um die Mitte des 16. Jahrhunderts auftauchten, und zwar als eine negative Stigmatisierung der Kariben, die man allgemein mit Kannibalismus in Verbindung brachte.<sup>4</sup> Genau zur gleichen Zeit und auf die gleiche Art wurden Hexen, Astrologen und Teufel als mit Kesseln hantierend dargestellt. Es sieht so aus, als sei eben dieser Hexen-Teufel-Komplex nun auf die »Wilden« ausgeweitet worden, womit diese als Hexen und Bösewichte stigmatisiert wurden.<sup>5</sup>

Natürlich hat ein Symbol, das in früheren Zeiten kalte Schauer erzeugen

sollte, heute nicht mehr dieselbe Wirkung. Und wir lachen sowohl über den Entdecker wie über den Wilden, das heißt, gleichzeitig über ihn und über uns. Aber das Feuer macht trotzdem stets der Wilde, und im Topf sitzt immer der Weiße. Das Bild des Kannibalen mag uns mittlerweile altmodisch erscheinen, nicht anders als das Bild des Sträflings, der nach wie vor in gestreifter Kleidung und mit Kette und Eisenkugel dargestellt wird. Und trotzdem sind beide nicht wegzudenken, sobald wir in die Welt der Fiktion eintreten, in eine Welt, in der man über Bilder lacht und Witze reißt, die uns eine bestimmte Botschaft übermitteln: und zwar stets die gleiche.

Das Spiel sieht infantil und harmlos aus. Im Grunde lachen wir über uns, nicht über sie. Aber auch dann, wenn wir über uns, und nur über uns lachen, tun wir es mit Hilfe eines Bildes, das sie allesamt als Hexenmeister darstellt, die uns auf kleiner Flamme kochen.

3. *In der Lebensmittelwerbung* sind die Rollen vertauscht. Drei Werbespots tauchen derzeit im italienischen Fernsehen auf: einer für Lakritz in Gestalt einer attraktiven Exotin, einer für Schokolade, die von einem komischen Schwarzen angeboten wird, und einer für Kaffee (mit wunderschönen Mestizinnen, die einen Weißen mit dem Aroma verzaubern).

Die Hautfarbe ist immer signifikant. Die Identifikation besteht zwischen der Farbe der Haut und der Farbe des Nahrungsmittels: Schokolade, Lakritz, Kaffee. Und die Einladung zum Verzehr des Produkts kann durch augenfällige sexuelle Anspielungen angereichert werden, filtriert durch einen Witz oder durch ein Lächeln. Der Prototyp dieser Art von Bildern geht auf die erste Werbung für »Kolonialwaren« zurück<sup>6</sup>, und vielleicht liegt die Stärke dieser Botschaft auch in der Fähigkeit, extrem einfache Elemente, die schon vor Jahren ausprobiert wurden, neu zu codieren. Und doch präsentiert sich dies als ein harmloses Spiel von sogar ganz freundlichen Menschen, die sehr bestürzt wären, würde man sie des Rassismus bezichtigen.

4. *Einige Überlegungen* sind jetzt an der Zeit. Die Objekte, von denen wir ausgingen, bestehen aus Bildern und Worten in verschiedenen Kontexten, wobei diese Bilder und Worte dem Kontext entsprechend variieren. Beim ersten Anblick fesselt uns die Heterogenität der Themen und die Vielfalt der Codes, durch die bestimmte, zugleich ähnliche und verschiedene Botschaften artikuliert werden, und unsere Aufmerksamkeit läßt sich davon einfangen. Es fasziniert und verblüfft uns, daß die positiven Darstellungen größtenteils als »wahr« markiert sind und die negativen oder zweideutigen als unglaubhaft und »bloß zum Lachen« ...

Gehe ich nun weiter, so habe ich den Eindruck, mich auf einem Territorium zu bewegen, das lauter Personen aus derselben Familie bevölkert, auch wenn sie so verschieden sind wie Kain und Abel. Doch beginnt sich in der Vielfalt der Charakterisierungen unserer Personen und in der Vielfalt der »Schauplätze« auch eine größere Bühne abzuzeichnen: die Vielfalt der Absichten nämlich, mit denen die Hintergründe und Abläufe konstruiert werden, und letzten Endes die verschiedenen Typen des Publikums, auf die sie bezogen sind. Es ist klar, daß ein

Touristenprospekt nicht versprechen kann, daß ich auf einen Kannibalen treffe, jedenfalls solange es nicht darum geht, eine Expedition für ein paar Abenteurer zu organisieren.

Auch werden wir sehen, daß in all diesen Situationen die Erscheinung des Eingeborenen, des Kannibalen oder der schönen Exotin ein Ereignis zu erzeugen hat, das immer etwas mit uns selbst zu tun hat: eine Reise, die wir unternehmen, ein Spiel, der Verzehr eines Produkts. Und es ist diese Operation, die das Verschleiern der Wirklichkeit von anderen menschlichen Wesen und die Existenz des so augenfällig selbststilisiert »Weißen« all jener vorgestellten Bilder, welche Farbe sie auch haben mögen, überhaupt erst ermöglicht. Das heißt mit anderen Worten, daß wir innerhalb dieser Art des Glaubhaft-Machens einer metaphorischen Konstruktion sehr wohl wissen, daß wir über uns, und nur über uns sprechen, was uns von der Wahrnehmung dispensiert, daß wir dabei eben auch über andere sprechen. Dieses Verfahren wird uns weiter unten noch klarer werden, wenn wir etwa sehen, wie bei einem Fußballspiel Spruchbänder geschwenkt werden, um den Gegner durch den Neger-Vergleich anzugreifen – was überhaupt nicht bedeutet, daß der Schwarze angegriffen wird, denn das ist gar nicht die Absicht.

Nicht weniger interessant ist der fiktionale Aspekt dieser Darstellungen. Wir begegnen Worten und Bildern, die für unsere Träume, unsere Wünsche und für unsere Spiele erfunden wurden. Und im Blick auf diese Bilder träumen, wünschen, spielen wir, lachen wir sogar. Und gerade die fiktionale Ebene ist es nun, die sie in manchen Fällen als »wirklich« und fotografisch »objektiv« erscheinen läßt, in anderen dagegen als weder wahr noch falsch, weil es sich einfach um Spiele handelt. Dieselbe fiktionale (fiktionale, weil symbolische) Ebene schafft aber auch die Voraussetzungen, daß in uns der Mechanismus des »es ist nicht wahr, aber ich glaube daran« in Gang kommt, auf dem die reale Wirkung eines jeden symbolischen Diskurses beruht.

Wenn ich von Wirkung spreche, habe ich nicht vor, mich auf die Ebene des – von mir gar nicht einschätzbaren – Erfolges zu beziehen, den dieses oder jenes Werbefoto dadurch erzielt, daß es uns zum Kauf einer Pauschalreise oder einer Pralinendose überredet. Ich beziehe mich vielmehr auf die Fähigkeit, sich unserer Vorstellung einzuprägen und sie in den Rahmen unserer sozialen Identität einzuordnen (vgl. Van Dijk 1987).

Die Praxis des Rassismus, der auf der Ebene der Arbeit, im Blick auf Chancen und Arbeitsverhältnisse, diskriminiert und ausbeutet, ist natürlich das eine; ein anderes ist die symbolische Praxis, die mit einer vergleichsweisen Autonomie auf verschiedenen Ebenen ausgetragen wird. Aber das eine ist ohne das andere undenkbar, und dies selbst dann, wenn die jeweiligen Verhältnisse zeitlich und nach den spezifischen Umständen extrem variieren. Unsere »Kannibalen« kommen uns im Vergleich zur Gewalt eines ökonomischen oder politischen Systems, das diskriminiert und ausbeutet, ziemlich harmlos oder unwichtig vor. Und das wären sie vielleicht, fänden sie sich nur unter den Restbeständen von überholten und residualen Kulturen. Doch scheint uns dies gerade nicht der Fall zu sein. Die Bilder und Worte unseres selbstproklamiert »Weißen« sind in diversen Kontexten unserer symbolischen Vorstellungswelt sehr stark präsent, und nur

ihre Selbstverständlichkeit macht es paradoxerweise schwierig, sie aufzuspüren. Diese Kontexte wechseln, wie wir gerade gesehen haben, oftmals im Verhältnis zu den Themen. Sie sind nach Zeit und Ort extrem verschieden. Aber man füge sie zusammen, und es entsteht ein Diskurs von beträchtlich ausladenden Dimensionen, der sich größtenteils unbemerkt mit anderen diskursiven und vorgestellten Handlungen verschlingt. Und gerade in der Stärke dieses Netzwerks liegt womöglich der Grund – oder zumindest ein Grund – für seine Wirksamkeit. Bevor wir irgendeine Schlußfolgerung allgemeiner Art ziehen, ist es nötig, dieses Netzwerk in seiner Machart und in all seinen verschiedenen Modulationen zu rekonstruieren. Es ist aber diese Ebene, auf der wir es mit Fug und Recht als einen *rassistischen Diskurs* definieren können, dessen einzelne, von Zeit zu Zeit zutagetretende Teile uns vielleicht als unbedeutende, neutrale Bruchstücke erscheinen und nicht als das, was sie sind, nämlich die einzelnen Wirkfäden des gesamten Teppichs.

Wir können jeden dieser spezifischen Kontexte, in denen unser (hypothetischer) rassistischer Diskurs erscheint, dadurch begreifen, daß wir ihn auf einem Weg zu analysieren beginnen, der vom Besonderen zum Allgemeinen geht und umgekehrt. Tatsächlich verwirklicht der spezifische Kontext sich in der symbolischen Praxis.

Bisher sind wir nur solchen symbolischen Praxen begegnet, in denen die Person hauptsächlich auf der Ebene einer Flucht in die Phantasie zu agieren beginnt. Sie ist nicht körperlich in das Spiel eingetreten. Aber so ist es nicht immer. Es gibt eine ganze Reihe von symbolischen Praxen, die – mehr oder minder gewohnheitsmäßig – zu ihrer Konstruktion aus den Quellen des rassistischen Diskurses schöpfen und dabei nach Menschen aus Fleisch und Blut verlangen. Es ist eine bedeutsame, wenn nicht alarmierende Feststellung, daß dies immer eine Frage von agonalen Praxistypen ist, die ihre Wettkampfmodelle symbolisch in einen ethnischen oder rassistischen Antagonismus transformieren.

Hier kann nun das Argument extrem schlagkräftig werden und vom Reden zum Handeln übergehen, wodurch das Spiel sich in den Ausdruck von rassistischer Gewalt verwandelt. Ich tue gut daran, mir von Anfang an klarzumachen, daß dieser letzte Schritt sich nicht bloß der sozialen Fiktion eines rassistischen Diskurses zuschreiben läßt, in der Weise, daß diese Fiktion direkt und unmittelbar einen Gewaltakt verursachen würde. Dieser setzt aus anderen Gründen ein, die wesentlich außertextuell sind: aus politischen und sozialen Gründen. Unser Rassendiskurs steht aber fertig bereit, um benutzt zu werden und die symbolische Sprache der Gewalt zu liefern, die diese Aktion rechtfertigt.

*5. Zielscheiben und Schaukämpfe.* Wie und auf welchen Ebenen die ethnische Metapher hineinkommt, um den Antagonisten zu repräsentieren, ist eine mehr oder minder komplexe Angelegenheit. Ich gehe kurz auf einige Beispiele ein, die ich in Rom auf dem Jahrmarkt beobachtet habe.

Da gibt es beispielsweise eine Bude mit einer sich drehenden Plattform, auf der verschiedene Figuren rotieren. Das Ziel ist, die Köpfe zu treffen, so daß sie herunterfallen. Die Figuren stellen verschiedene ethnische Typen (Schwarze, Araber, Japaner, Russen) und Frauen dar, die als übertrieben schön oder häßlich

gezeichnet sind. Diese Art von Spiel war im letzten Jahrhundert als »Massakerspiel« bekannt (vgl. Py/Ferenczy 1987, 241ff.). Die Zielscheibe bestand damals aus einer größeren Anzahl von Figuren, die verschiedene soziale Typen repräsentierten: den Priester, den Reichen, den Polizisten, die Braut usw. Fragt sich nur noch, wie es dazu kam, daß fremde an die Stelle der heimischen Zielscheiben traten.

Gewiß ist das Spiel, in dem die Zielscheibe in der Form von Außenseitern dargestellt wird, sehr alt und bewährt: da ist zum Beispiel die Figur des Sarazenen, der von Rittern auf einem Balken getroffen oder umgekippt werden mußte. Solche spektakulären Spiele bekommt man noch heute in manchen italienischen Städten (z.B. in Arezzo) zu sehen. Doch muß das koloniale Bild zum Teil dafür verantwortlich sein, das Bild des »Massakerspiels« zu verstärken. So konnte man sich auf den alten französischen Jahrmärkten Ende des letzten Jahrhunderts an einem Spiel beteiligen, in dem der Speer auf ein Ziel geschleudert wurde, das die Gestalt eines Algeriers hatte (vgl. ebd., 247).

Mechanische Spiele dieses Typs sind auf unseren Jahrmärkten, in Rom beispielsweise, nach wie vor präsent: das Schießen auf den Kochkessel des Kannibalen usw. Sie scheinen aber auch überholt durch die modernen elektronischen Spiele, die beim Publikum – und nicht nur dem jungen – so ungeheuer ankommen. Diese Spiele sind, was ihre Produktion angeht, von anderer Herkunft (Japan) und aktivieren alle möglichen Bilder, die in einen medialen Kontext gehören. Sie lassen sich aber auch vergleichend mit den Spielen in Beziehung setzen, die wir soeben beschrieben haben.

Auch hier sollten wir uns die Szenen und Rollen ansehen, die auf dem Bildschirm auftauchen. Als verwandte Szenen können sportliche und kriegsähnliche Wettkämpfe eine Reihe von Kombinationen eingehen und die verschiedensten Personen einführen, dabei über die Erde hinausgehend, zum Krieg der Sterne, zum Kampf mit Monstern. Auf dem Bildschirm der Videospiele wird der *Alien* mehr und mehr heimisch.

Der fremdartige Charakter des Antagonisten kann dabei auch durch schwarze Haut bezeichnet werden: man nehme zwei Boxer, der eine schwarz, der andere weiß; die Szenen eines städtischen Bandenkriegs von Schwarzen und Weißen usw. Ein weiteres charakteristisches Element des Gegners kann der *kaffiyeh* sein, der stets die Anwesenheit eines Terroristen anzeigt usw. Jede Seite kann gewinnen, und der ungeschickte Spieler kann durch seinen fremdartigen Gegner geschlagen werden. Die Figur aber, die der Spieler zu bewegen hat, um die Schläge des Gegners abzuwehren, ist immer die des großen blonden Helden.

All diese zuletzt genannten Bilder können mit denen beim Catchen verglichen werden, jenem populären Spektakel, das auf dem italienischen Fernsehschirm direkt aus seinem Ursprungsland übertragen wird: den USA.<sup>7</sup> Auch beim Catchen ist jeder Ausgang möglich, in einem Spiel, das die Widerwärtigkeit von monströsen Körpern ausmalt, die oft in in einer ethnisch charakterisierten Kostümierung auftreten (Eiserner Scheich, Russe, Urwaldmensch, Ami usw.), wobei Beleidigungen gegen die jeweiligen Nationen gegrölt werden. Jede dieser Gestalten sieht ziemlich ekelhaft aus. Monströse Unförmigkeiten scheinen sich hier im härtesten aller Kämpfe zu messen, in dem alles erlaubt ist und nur

das Recht des Stärksten gilt. Es handelt sich um eine, gelinde gesagt, irritierende Botschaft, wenn diese darin besteht, bis ins Extrem alle Regeln in einer karnevalischen Show zu brechen, die zugleich Gelächter und kalte Schauer erzeugt.

Bruce Lincoln (1989) würde von dem karnevalischen Spiel sprechen, in dem der eine zu brechen vorgibt, was der andere wiederherzustellen beabsichtigt, nämlich die soziale Regel mit ihren festgelegten Rollen. Doch hat, wie ich meine, der fremdartige Charakter der Protagonisten dieser regelverletzenden Rasse offenbar regelmäßig ethnische Konnotationen, und in jedem Fall ist es eben ein *fremdartiger* Charakter. Ich frage mich deshalb, ob das Spiel nicht tatsächlich die Realität eines bestehenden sozialen Antagonismus schildert und diesen als unlösbar hinstellt, so daß es für jeden der Kämpfer keinen anderen Ausweg als den der gewaltsamen Selbstbehauptung gibt.

Die Regelverletzung und die ethnische Schmähung werden auch in einem anderen Zusammenhang des spielförmigen Massenspektakels dargestellt, dem in Italien so heißgeliebten Fußball. Die beiden Elemente stammen nicht aus dem Spiel selbst, haben aber eine zunehmende Bedeutung für die rituelle Schau, die von einem Teil des Publikums abgezogen wird – von den Fans.

Die Praktiken und symbolischen Diskurse, die sich um ein Fußballspiel bilden, sind zahlreich und von unterschiedlicher Ordnung. Sie werden mittlerweile auch zu einem Objekt der Aufmerksamkeit für den Anthropologen.<sup>8</sup> Seltsamerweise ist aber gerade diese Frage des Rassismus in den Stadien, wenngleich viele Male verurteilt, nie richtig analysiert worden. Ich will versuchen, summarisch auf eine Frage einzugehen, die eigentlich größeren Raum beanspruchen würde.

Wie man weiß, richtet sich die rassistische Schmähung beim Fußball nicht gegen den auswärtigen Spieler selbst, sondern sie zielt, über ihn, auf die Mannschaft des Gegners. Metaphern, die das gegnerische Team mit Negern oder Juden identifizieren, können herabwürdigend verwendet werden. Die Schmähung beinhaltet daher eine doppelte Ebene der Zuschreibung ethnischer Identität, indem die gegnerische Mannschaft in erster Instanz mit ihrem Herkunftsort identifiziert wird und in zweiter Instanz mit der Welt des Abschaums von Afrikanern oder Juden. Die zweite Ebene der Identifikation greift, eben durch ihren Ausdruck, auf das Feld des Rassismus zurück, anders als die zweite, die eher von lokalem, regionalem oder gegebenenfalls nationalem Charakter ist. In jedem Fall aber – und dies gilt es hervorzuheben – stellt sie sich selbst als eine Metapher dar, die ihren rassistischen Charakter verleugnet. Genau dasselbe taucht in all den Spielen auf, die wir bisher studiert haben. Die Schmähung ist tatsächlich gegen eine Mannschaft und eventuell gegen ihren Herkunftsort gerichtet, und sie zielt nicht direkt auf irgendeinen Afrikaner oder Juden.

Die symbolische Praxis unserer Spiele scheint also die Realität eines bestehenden sozialen Widerstreits hervortreten zu lassen und gleichzeitig zu verdunkeln. Sie scheint aber auch in der Lage zu sein, besondere Barrieren zu konstruieren, die zugleich die Gewalt und ihre Kontrolle in Szene setzen. Wir fragen an dieser Stelle, wie und wann die symbolischen Barrieren niedergerissen werden können, um einer wirklichen Gewalt gegenüber dem Ausländer Platz zu machen, und zwar nicht gegenüber dem vorgestellten Ausländer, sondern gegenüber dem aus Fleisch und Blut.

6. *Fastnachtsdienstag 1990 in Florenz*. Im italienischen Fernsehen, in den Zeitungen und auf Flugblättern ist schon sehr viel über die gewalttätig explodierende Jagd auf die *marocchini* gesagt worden, die das Werk einer organisierten Jugendbande war (Masotti 1990). Die Sache hat Entsetzen und Abscheu erregt, und sie war ein weiterer Vorfall im Rahmen der eskalierenden Spannungen im Verhältnis zu den Immigranten, die in Florenz ein (wenn auch gewiß nicht singuläres, so doch spezifisches) Epizentrum haben.

Wir werden den genauen Sinn einer rassistischen Aktion nicht verstehen können, wenn wir bei einer soziologischen Lektüreebene stehenbleiben. Diese Fastnachtsdienstags-Ausschreitung unterscheidet sich, ob sie nun so geplant oder ihren Teilnehmern außer Kontrolle geraten war, doch sehr von all den anderen Formen der Aggression, die auch schon vor diesem dramatischen Karneval die Geschichte der Gewalt gegenüber Einwanderern mit fatalen Vorkommnissen markiert haben. Denn diese Aggressionen entsprachen sehr praktischen und präzisen Absichten, etwa denen, einen Wehrlosen auf eigene Gefahr auszurauben oder einen widerspenstigen Arbeiter kleinzumachen, oder sie waren der Ausdruck von individueller, nicht programmierter Gewalt. Das Überfallkommando der florentinischen Hooligans war dagegen etwas ganz anderes, nämlich eine demonstrative Aktion. Ihre Gewalt, so real sie auch war, fiel in den symbolischen Rahmen der Sinnggebung des Handelns, und zwar eines, das als exemplarisch begriffen wurde und zwei verschiedene Ziele anvisierte: bei den Ausländern Feuer zu legen und den Florentinern einen Weg zu weisen, den sie beschreiten sollen. Und es ist eben dieser symbolische »Überschuß«, der eine alarmierende Innovation für eine rassistische Praxis darstellt, die bislang keine erkennbare Sprache hatte, sieht man ab von der stummen Sprache der Gewalt. Man fragt sich, woher dieser symbolische »Überschuß« nun kam und wie er im Rahmen einer Aktion ausgearbeitet wurde, die, vergessen wir das nicht, den Karneval zur Szenerie hatte.

Eine mögliche Beschreibung muß zwangsläufig von der Zeitung oder ähnlichen Quellen ausgehen, die auf den ersten Blick verlässlich scheinen. Die Bande bestand aus ungefähr vierzig Jugendlichen, die alle in der gleichen Weise verkleidet und maskiert waren. Sie trugen Regenmäntel, Mützen, schwarze Jacken und Baseballschläger, und sie waren im Gesicht als Clowns geschminkt. Die Verkleidung ist so augenscheinlich mit der von faschistischen Fußballfans übernommenen identisch, daß die Polizei mit einer wohl zu schnell hergestellten Assoziation zwischen Symbolen und Personen zunächst in dieser Richtung gesucht hat. Der Baseballschläger und die Clownsmaske sind offenbar dem Kinomodell der negativen Helden in Stanley Kubricks bekanntem Film *Clockwork Orange* entnommen, der mittlerweile als Videokassette auf dem Markt ist. Die Verkleidung stellt eine Form männlicher Solidarität dar, das Markenzeichen einer »harten« Gruppe, deren Modell der Fußballfan ist. Sexismus und Rassismus verstärken sich wechselseitig.

Die Maske ist das ohne Zweifel beunruhigendste Element. Eine Maske sichert persönliche Anonymität und schützt vor Bestrafung. Sie verändert aber auch das Individuum, macht es zum Teil einer Gruppe und als solches für die Gruppenmitglieder wie auch für die Außenstehenden identifizierbar, sobald es in der

Öffentlichkeit erscheint. So bedeuten zum Beispiel die Kapuzen des Ku-Klux-Klan »die Bruderschaft der Henker«. Die clownsartige Maske imitiert ein äußerst bedenkliches Vorbild (die Frage, ob bewußt oder unbewußt, ist beim Umgang mit Symbolen völlig ohne Belang). Eine surreale Clownsmaske ist auch das bemalte Gesicht eines neueren Filmbösewichts, des (von Jack Nicholson verkörperten) »Joker« in *Batman*, der das Grauenhafte seines von Säure erstellten Gesichts verbirgt, indem er es in eine groteske Grimasse verwandelt. Ihre Apotheose kommt in der Schlußszene, wenn er, auf seinem opulenten allegorischen Festwagen thronend, die Apokalypse unter die ausgelassene Menge sät. Der lachende Tod. Wie beim Karneval.

Und diese Maske war es, die in Florenz in der letzten Karnevalsnacht ihren Auftritt hatte, begleitet vom Ruf »Schnappt euch die *marocchini*!«. In einer wilden Jagd durch die Straßen und Alleen, die auf ihre Weise die karnevaleske Reinkarnation der Seelen aus dem Totenreich darzustellen schien, wurde der Ausländer identifiziert, umringt und mit Spikes, Messern und Keulen verletzt.

Der Wirkung nach ordnet sich die makabre Jagd auf die *marocchini* nicht nur in den Rahmen der fiktionalen Vorstellungswelt von Filmen ein, sondern insbesondere in das rituelle Szenario unseres Karnevals. In dieser vielfältigen Szenerie, in der Gelächter und Tod sich in wechselnden Formen zur Darstellung bringen, hat auch die Gewalt ihren Platz. Es ist dies eine Gewalt, die bestimmte Rollen und Positionen definiert und dabei auf grotesk veränderten Bildern spielt, die den Gegensatz zu der in ihnen implizierten Identität darstellen. Und hier begegnet man nun den Phantomen, den tierischen Masken, den verkehrten Kostümierungen; und ebenso der für jeden Karneval typischen Jagd auf Frauen. Oder den Masken der *Mamuthones* (in Mamoiada, einem Dorf auf Sardinien), die mit dem Lasso die Mädchen wie wilde Lasttiere einfangen lassen. Oder wiederum dem »Hurenwettlauf«, einer Renaissanceschöpfung, die am Hofe zu Mantua kreiert wurde und diverse lokale Nachahmungen gefunden hat. Mit der Zeit wurden andere ethnische Unterschiede im Karnevalskontext symbolisch definiert, etwa die Figur des Zigeuners oder des Juden. Typisch für den römischen Karneval der Barockzeit war der »Judenwettlauf«, in dem die Juden auf beschämende Weise gezwungen wurden, halbnackt unter einem Hagel von Schmähungen und einem Regen von allem nur möglichen Unrat um die Wette zu rennen (vgl. Boiteux 1976). Groteske und grausame »Wettläufe« und mehr oder minder harmlose »Jagden« liefern den Rahmen für Aktionen, in denen sich die (männliche) Geschlechts- und Gruppenidentität in bemerkenswerter Weise profiliert.

In diesem Modell rituellen Verhaltens scheint der maskierte Vorfall in Florenz verständlicher zu werden und sogar die Modernisierung der Kostüme zu erlauben. Während aber die traditionellen »Wettläufe« und »Jagden« das Bild der Differenz aufbauen, um die subordinierte Integration darzustellen, kündigt das Lynchende der *marocchini* etwas sehr viel Rassistischeres an: die Ausstoßung. Auch ein Karneval kann in dieser Weise transformiert werden, und die Geschichte hat derartige bereits gesehen: man muß sich nur an den Karneval von Romans erinnern, der einer popularen Revolte gegen prominente Personen die Mittel lieferte (Le Roy Ladurie 1979).

Aber kehren wir zu den Jugendlichen von Florenz und zu ihrem Auftritt



zurück. Wie ich bereits sagte, werden wir wohl nie erfahren, ob alle Phasen ihrer Aktion im voraus geplant waren oder ob sie ihnen aus der Hand geglitten sind, was in den Augenblicken besonderer sozialer Spannung, wenn alle Gewalt ausdrückenden und beinhaltenen Umzäunungen brechen und die Gewalt in ihrer nackten Form ausbricht, ebenfalls passieren kann. Tatsache ist aber, daß ihre Botschaft, »die Stadt zu säubern«, auch wenn sie gar nicht als solche in Umlauf gesetzt wurde, in ihren Zeichen unmittelbar wiedererkannt worden ist: Am darauffolgenden Tag zirkulierte ein Flugblatt im faschistischen Stil, das die Urheberschaft reklamierte.

Es ist ein trauriges Zeichen der Zeit, daß wir nun an Karneval und Rassismus denken müssen, statt, wie viele es (sogar mit unverkennbarem Utopismus) taten – zu genau der Zeit, als Le Roy Ladurie sein erfolgreiches Buch über den Karneval von Romans schrieb – an Karneval und Revolte! Aber ein noch traurigeres Zeichen der Zeit ist es, daß unsere Karnevalshelden allesamt entdeckt, unter Anklage gestellt und freigesprochen wurden.

Unter dem Eindruck dieser Überlegungen bleibt festzuhalten, daß in Italien erstmals einige Leute es unternommen haben, den »Rassendiskurs« von der Ebene einer szenischen Metapher auf die einer unmittelbaren symbolischen Praxis zu übertragen, die mit direkter Gewaltanwendung einhergeht. Wie gesehen, hat ein guter Teil unseres Lexikons dabei Verwendung gefunden. Es hat genügt, es zu sammeln, zu reaktivieren und es in einem von politischen Kriterien bestimmten Augenblick in Gebrauch zu nehmen. Die Strategie ist daher ebenso *politisch* wie das benutzte Argument. Und eine *politische* Entscheidung wurde auch von den Vertretern einer Institution getroffen, die den Rassismus und die Gewalt, die im Rahmen dieser fürchterlichen Karnevalsnacht in die Tat umgesetzt wurden, nicht sehen wollte.

Es ist exakt dieser Ausnahmezustand, der Tatbestand, daß man es schamlos wagt, den »rassistischen Diskurs« von der Ebene der harmlosen Metapher auf die Ebene expliziten Redens und Handelns zu treiben, der mehr als je Anlaß zur Sorge gibt. Tatsächlich haben die jüngsten Ereignisse gezeigt, daß auch Italien eine Eskalation rassistischer Gewalt erlebt.

*Aus dem Englischen von Thomas Laugstien*

## Anmerkungen

- 1 *Marocchini* (»Marokkaner«) heißen in Italien die zumeist aus Nordafrika stammenden Straßenhändler; im weiteren Sinne auch die als *extracomunitari* bezeichneten Ausländer aus den (ärmeren) Nicht-EG-Ländern (Anm.d.Übers.).
- 2 Zur italienischen Kolonialphotographie vgl. Triulzi 1989.
- 3 Zu Humor und Ethnizität vgl. Apte 1985, 108-148.
- 4 Bilder in Volhard 1949, Arens 1979.
- 5 Bilder in Givry 1929, Les sorcières 1973; zur Beziehung zwischen Kannibalismus und Hexerei in Afrika vgl. Lewis 1986.
- 6 Vgl. die Materialien der sehr reichhaltigen und gutorganisierten *Collection Negrophilia* in Nederveen Pietersee 1990.
- 7 Zum US-amerikanischen Catchen vgl. Barthes 1957 (in der dt. Ausgabe 1964 nicht enthalten; A.d.Ü.), Lincoln 1989.
- 8 Zum italienischen Fußball vgl. Savini 1988, Bromberger 1987, Dal Lago 1991.

## Literaturverzeichnis

- Apte, M.L., 1985: *Humour and Laughter. An Anthropological Approach.* Ithaca, London
- Arens, W.A., 1979: *The Man-Eating Myth. Anthropology and Anthropophagy.* New York
- Barthes, R., 1957: *Mythologies.* Paris (dt. 1964: *Mythen des Alltags.* Frankfurt/M.)
- Boiteux, M., 1976: *Les Juifs dans le carnaval de la Rome moderne.* In: *Melanges de l'École Française,* 745-787
- Bromberger, C., 1987: *Allez l'O.M. Forza Juve.* In: *Terrain,* 8
- Dijk, T.A. van, 1987: *Communicating Racism. Ethnic Prejudice in Thought and Talk.* Beverly Hills
- Gallini, C., 1988: *Arabesque. Images of a Myth.* In: *Cultural Studies H.2,* 168-180
- dies., 1989: *Le radici dell'immaginario esotico.* In: *Democrazia e Diritto H.6,* 267-279
- dies., 1990: *Giochi pericolosi. Dall'esotismo al razzismo in alcune pratiche simboliche.* In: *Problemi del Socialismo H.2,* 149-170
- dies., 1991: *Scenari del razzismo in Italia.* In: *Belfagor,* Sept.
- Givry, G. de, 1929: *Musée des sorciers, mages et alchimistes.* Paris
- Lago, A. dal, 1991: *Descrizione di una battaglia. I rituali del calcio.* Bologna
- Le Roy Ladurie, E., 1979: *Le Carnaval de Romans* (dt. 1982: *Karneval in Romans.* Frankfurt/M.)
- Lincoln, B., 1989: *Discourse and the Construction of Society. Comparative Studies in Myth, Ritual and Classification.* New York, Oxford
- Lewis, J., 1986: *The Cannibal's Cauldron.* In: *Religion in Context.* Cambridge
- Masotti, G., 1990: *I giorni neri. Il raid di Firenze e i veleni del razzismo.* Florenz
- Nederveen Pieterse, J., 1990: *Wit over Zwart. Belden van Afrika en Zwart in de Westerse Populaire Cultur.* Amsterdam
- Py, Chr., und C.Ferenczi, 1987: *La fete foraine d'autrefois. Les années 1900.* Lyon
- Les Sorcières. *Ausstellungskatalog der Bibliothéque Nationale, Paris 1972*
- Salvini, A., 1988: *Il rito aggressivo. Dal aggressività simbolica al comportamento violento: il caso dei tifosi ultras.* Florenz
- Triulzi, A., 1988: *L'Africa dall'immaginario alle immagini. Scritti e immagini nei fondi della Biblioteca Reale.* Turin
- Volhard, E., 1949: *Kannibalismus.* Stuttgart

<p>Frühaufklärung in Deutschland und Polen</p>	<h2>Frühaufklärung in Deutschland und Polen</h2>	<p><i>Aus dem Inhalt:</i> S. Wolgast: Zur philosophischen Frühaufklärung in Deutschland – M. Zarowski: Frühaufklärung in Polen – K. Bal: Ein Weg zur polnischen Aufklärung. Abriss der ethischen Anschauungen Johannes Crells – P. Schellenberger: Sozialnismus und deutsche Frühaufklärung – H. Hecht: Vernunftgemäße Erkenntnis als Kritik des falschen Scheins – T. Bloccian: Frühe Aufklärung in Polen. Galileo Galilei und die Pianisten.</p>
<p>AKADEMIE VERLAG</p>	<p>Herausgegeben von KAROL BAL, SIEGFRIED WOLLGAST, PETRA SCHELLENBERGER</p>	<p>1991. 374 Seiten 12,0 x 19,0 cm Broschur 48,- DM ISBN 3-05-001793-7</p>
		<p> <b>AKADEMIE VERLAG</b> Leipziger Straße 3-4 · Postfach 1253 · D-10886 Berlin</p>

Arim Soares do Bem

## Kreuzberger Jugendliche zwischen Revolte und Autoritarismus

Revoluten können manchmal gefährliche Formen annehmen – nicht nur, weil die Rebelle den Gegenschlag der Herrschenden zu fürchten haben, sondern weil sie sich in genau die Denk- und Handlungsstrukturen verstricken, gegen die sie aufbegehren (vgl. Willis 1982). Das ist eines der zentralen Aspekte des Interviews, das ich hier ausschnittsweise vorstelle. Das Gespräch mit Alex (einem deutschen Jugendlichen) und Erhan (einem in Berlin geborenen Türken) wurde im Juni 1991 in der Modellschule SO 36 in Kreuzberg geführt. Es gehört zum empirischen Teil meiner Forschung zur interkulturellen Begegnung zwischen Jugendlichen aus der Arbeiterklasse verschiedener Herkunft und ist das vorläufig letzte aus einer Reihe von Gesprächen, die zwischen August 1990 und Juni 1991 stattfanden.

In den früheren Gesprächen standen bei Alex »falsche Türken« im Zentrum des Diskurses: »Ich meine, wir haben im Moment schon sowieso viele Ausländer, ich meine, die stören mich nicht, aber wenn sie jetzt noch eine Partei haben (wollen) ..., vielleicht kommen noch falsche Türken an die Partei und machen dann noch schlimmere ... Gesetze und so, weil die nur an sich selber denken und nicht an die Menschheit ...« Seine Kritik richtete sich gleichzeitig gegen das Ausländerwahlrecht und gegen die Nazis: »Ich bin der Meinung, man sollte die türkische Partei nicht machen, weil ... irgendwie sind wir doch Deutschland ...« Er fürchtete, daß durch ein Ausländerwahlrecht (falsche) Ausländer an die Macht kämen und da »unmögliche Gesetze machen«. Auf meine Frage, ob es auch »falsche Deutsche« gäbe, antwortete er: »Also, als schlechte Deutsche nenne ich z.B. die Nazis, alle Skinheads und alle rechten Jugendlichen überhaupt ... Und es gibt auch so Deutsche, die nicht recht sind, die sind auch falsch, die gehen einfach mal zusammen 'gib mir deine Jacke oder ich hau dich auf die Fresse', die sind auch schlechte Deutsche, die könnte man abschieben, alle in ein Land, alle schlechten zusammen ...«

Erhan spielt in dem hier kommentierten Interview eine untergeordnete Rolle, schon weil Alex ihm kaum eine Möglichkeit gibt, sich zu äußern und ihn häufig unterbricht. Dies geschieht während des ganzen Interviews und prägt dessen Atmosphäre. Erhan nimmt eine zustimmende Haltung gegenüber Alex ein. Er sagt: »wir lebten hier so in Frieden ...« – d.h. bevor die »Ossis« gekommen sind – während er in vorangegangenen Gesprächen die Probleme hervorgehoben hatte, die das Leben eines Ausländers in dieser Gesellschaft mit sich bringt: »Für einen Ausländer ist es sehr schwer, einen Beruf zu erlernen hier, weil man wird immer meistens nicht angenommen, weil die sagen, ja Deutscher ... also, er ist ein Deutscher .... lebt hier schon, er ist hier geboren, nehmen wir ihn an oder überlegen wir mal, der Türke hat mehr gute Zensuren oder so ....« Die Gründe für die Schwierigkeiten eines Ausländers in der deutschen Gesellschaft wurden von Erhan schon früh als »Ossisproblem« formuliert: »Es liegt daran, daß jetzt die Mauer geöffnet wurde ... und die Ostler übergekommen sind, daß sie auch Arbeit suchen natürlich, Wohnung suchen ...« Hingegen fühlten sich die deutschen Schüler zur Zeit der Wiedervereinigung nicht durch sie bedroht. Alex differenzierte damals nicht zwischen Ost- und Westdeutschen.

In dem letzten Interview haben sich die Ängste verschoben, wenn nicht gar verkehrt: Nicht »die Ausländer« und die Nazis sind jetzt das Problem für Alex, sondern die Nazis und die »Ossis«:

## Die Konstruktion des Gegners

ALEX: Im Moment die großen Probleme hier in Kreuzberg und in Berlin überhaupt, sind die Neonazis ...

ASB: ... welches sind die Ursachen dafür, daß die Nazis da sind?

ALEX: Die Maueröffnung!

ASB: Aber die Nazis waren schon früher da.

ALEX: Ja, aber in Ostberlin, da war ich schon betroffen, er auch [Erhan] ... die Nazis, die wir vor der Maueröffnung in Berlin hatten, die haben wir unter Kontrolle gehabt, aber jetzt nach der Maueröffnung, die kommen alle rüber, und alle nach Kreuzberg ...

ASB: Ah, die Nazis, die hier sind, sind aus Ostberlin gekommen?

ALEX: Ja, die kommen jetzt alle nach Kreuzberg, es hört sich jetzt doof an, aber Kreuzberg gehört uns! Uns Jugendlichen, die hier wohnen, aber nicht den Nazis, die haben hier nichts zu suchen, wir gehen nicht rüber nach Potsdam oder nach Köpenick, aber die sollten nicht rüberkommen zu uns, da gibt es keinen Streit mehr, da ist die Sache aus dem Weg ... aber wenn jemand nach Kreuzberg kommt, um Ausländer zu schlagen oder Mädchen zu vergewaltigen oder Deutsche zu schlagen, dann sollen sie sich nicht wundern, wenn sie irgendwann mal irgendwie ein Schuß in den Kopf kriegen oder sowas ...

ASB: Aber das mit den Leuten aus dem Osten, das hat nichts mit der Unsicherheit zu tun, die daraus entstanden ist, daß sie kein geregeltes Leben im Moment haben? ...

ALEX: Das ist eigene Schuld der Nazis, weil, die haben sich nicht in die Gemeinschaft von Berlin und in der Bevölkerung von Berlin eingeführt, die haben versucht, immer was Besseres zu sein, und wenn sie das nicht lernen, sich bei uns einzuleben, vernünftig jede Regel zu beachten, die wir halt irgendwie immer haben ... nö, nö, sie sind halt Außenseiter ... Ihren Ruf, den haben sie sich selber verschafft, den kriegen sie nicht mehr weg, Nazis sind Nazis und Nazis sollte man alle vergasen, die sollte man alle wegschmeißen, die können sich verpissen ...

ASB: Aber das ist genau, was die Nazis mit den Juden gemacht haben ...

ALEX: Na ja, eben! Das ist ihr eigener Ruf, das was sie gemacht haben, und wir versuchen, uns gegen die Nazis zu wehren, wir greifen die Nazis nicht an, sondern wir wehren uns, wenn wir die angreifen, dann würde es keine Nazis mehr in Berlin geben.

Alex demonstriert seine Solidarität mit der ausländischen Bevölkerung in Form von Drohungen gegen die Nazis. Gleichzeitig bringt er damit jedoch seinen Haß gegen die sogenannten »Ossis«, die von ihm an mehreren Stellen mit »Nazis« identifiziert werden, zum Ausdruck. Der Diskurs von Alex wird von dieser Polarität durchzogen. Hinter seinen Aussagen verbirgt sich die Angst vor wachsender Konkurrenz auf dem Arbeitsmarkt. Die Gleichsetzung der »Ossis« mit den »Nazis« dient ihm dazu, den neuen Konkurrenten aus dem Osten eine negative Gestalt zu geben, um damit ihren Ausschluß zu rechtfertigen. Der Konkurrent wird zum Gegner, dessen Anwesenheit eine Bedrohung für alle in dieser Gesellschaft bedeutet. Es wird eine Bedeutungsverschiebung organisiert. Da Konkurrenz in jeder kapitalistischen Gesellschaft ein »legitimes Moment« darstellt, müssen die Konkurrenten als »illegitime Regelverletzer« (Hoffmann/Even 1984, 172) dargestellt, also in einen Feind verwandelt werden, um aus der Sackgasse der Unsicherheit herauszukommen.

In dem Maße, in dem Alex die »Ossis« zum Instrument macht, mit dem alle Widersprüche erklärt werden sollen, verwirrt sich seine Realitätswahrnehmung. An einer Stelle des Interviews bringt er seine Sorge zum Ausdruck, daß die »Ossis« die Arbeitsplätze in West-Berlin wegnehmen – was sich noch mit realen Erfahrungen in Zusammenhang

bringen läßt –, an einer anderen Stelle behauptet er jedoch, die »Ossis« ließen sich lieber »krank machen« (um nicht arbeiten zu gehen), während die Westdeutschen arbeiten und Steuern zahlen müssen, um »für die da drüben aufzukommen«. Dieser Versuch, sich und seine Feinde innerhalb der neuen politischen Konstellation zu verorten, kann als Illustration dafür dienen, wie die Krise, die aus den veränderten Ost-West-Beziehungen entstand, wahrgenommen wird. Es zeigt sich dabei auch, wie sensibel Ideologien auf politische Dynamiken reagieren.

### **Männlichkeit und Gewalt**

»Ich bin der Meinung, ich sage es ganz offen, wenn ich einen Neonazi auf der Straße sehe, der mich anmacht, den kloppe ich um.« An mehreren Stellen des Interviews äußert Alex seine Bereitschaft zu physischer Konfrontation. Die Gewalt scheint eine Handlungsform zu sein, die seine Männlichkeit provoziert. Man hat manchmal den Eindruck, daß Alex, wenn er die Konfrontation (real oder imaginär) mit den Nazis beschreibt, sich auf den eigentlichen Gewaltakt beschränkt. Der Haß wird seinerseits durch diese Gewalt selbst produziert, er hat anscheinend keine tiefere Beziehung zum empirischen Objekt: »Wenn die Nazis Prügel haben wollen, dann kriegen sie sie ... und so entsteht immer mehr Haß.« Alex stellt sich nicht als Subjekt seines Hasses dar, vielmehr ist der Haß selbst das Subjekt, der »Haß baut sich in ihm auf« (vgl. Leiprecht 1990, 315)

Seine männliche Härte nimmt Züge ethnischer Überlegenheit an: »Die Ausländer lassen ihre Wut an jüngeren Leuten oder an schwächeren Leuten aus, weil sie an die Nazis nicht rankommen ... Ich habe bis jetzt einmal einen Nazi alleine gesehen, und der hat es von mir auch gekriegt.«

Die Körperlichkeit wird zu einer aktiven Form der Realitätsaneignung, zu einer Form, der Unterordnung zu widerstehen (vgl. Becker/May 1985, 170). Diese stark körperbezogenen Interaktionsformen, wie sie im Milieu erfahren werden, fungieren auch als Medium zur Eingliederung (oder Fixierung) der Jugendlichen in einer von körperlicher Arbeit geprägten Welt: »Hier zeigt sich eine Parallele zu der für die Betriebskultur typischen Umdefinition des Zwanges der Arbeitssituation zur heroischen Konfrontation mit der Aufgabe, indem diese Gefahrenmomente von den Jugendlichen mehr von der Härte ihrer Bewältigung her verstanden werden als von den realen Gewaltverhältnissen, die sie überhaupt auferlegen.« (ebd., 169)

### **Stärken und Schwächen der Unmittelbarkeit**

Die objektiven Verhältnisse im Milieu der Jugendlichen sind von neuen historisch konstituierten Dimensionen bedroht, und dies erfordert eine Restrukturierung des Sinnzusammenhangs. »Die Nazis, die wir vor der Maueröffnung in Berlin hatten, die haben wir unter Kontrolle gehabt ...« »Die [Nazis] sollten nicht rüberkommen zu uns, da gibt's kein' Streit mehr, da ist die Sache aus dem Weg ...« »Ossis« sind es nach Auffassung der Jugendlichen, die Arbeitsplätze und Wohnungen wegnehmen. Sie werden wiederum mit »Nazis« gleichgesetzt, die ins eigene Gebiet eindringen. Das Bestehen darauf, daß »Kreuzberg uns gehört«, ist insofern eine Form, sich gegen die Bedrohung durch Arbeitslosigkeit und soziale Deklassierung zur Wehr zu setzen, indem man sich die Verfügung über ein Territorium erobert. So »müssen auch die Versuche von Jugendlichen, sich einen Rahmen zu schaffen, innerhalb dessen sie ihre Bedürfnisse entfalten und ihre

Erfahrungen zu organisieren suchen, bezogen werden auf diesen, ihre konkreten Reproduktionsinteressen bedrohenden Konflikt« (Becker/May 1985, 165). Der so eroberte Handlungsraum wird jedoch zur Falle: Die in Alex' unmittelbarer Lebenspraxis auftretenden Widersprüche werden gedanklich so reproduziert »als ob sie auch in der unmittelbaren Lebenslage/-praxis ... ihren Ursprung haben und demgemäß auch lediglich hier überwunden werden können (Holzkamp 1983, 387). »Objektive Probleme werden in Persönlichkeitsmerkmale transformiert, als verdinglichte Eigenschaften Gruppen und Personen zugeordnet. Die Ursachen von gesellschaftlichen Mißständen und Konflikten werden in konkrete Personen hineingelegt.« (Leiprecht 1990, 48)

### Die Verwandlung in den Feind

Im ersten Interviewabschnitt erfuhren wir, daß die Nazis selbst daran Schuld sind, daß sie Nazis sind, weil sie sich nicht in die »vernünftige Gemeinschaft« von (West-)Berlin eingefügt haben. Diese Darstellung können wir mit dem Begriff der Normalisierungspraxis (vgl. Haug 1984, 250) fassen. Es wird ein Negativbild konstruiert durch das die eigene Lebensweise zur richtigen wird. »... und wenn sie das nicht lernen, sich bei uns einzuleben ... sie sind halt Außenseiter« (s.o.). Die Ausschließung schließt Alex selbst ein in ein Regelsystem, gegen das er sich an anderer Stelle zur Wehr setzt, wenn er sagt, »Kreuzberg gehört uns«. Der Ausschluß der »Außenseiter« wird unter entfremdeten Verhältnissen zur Selbstverurteilung.

Die Nazis werden zur Ursache des Problems erklärt, so wie vorher die »falschen« Türken, die sich nicht der Ordnung angepaßt haben. Beide sollen abgeschoben, die Nazis geschlagen und vergast werden. Es sei daran erinnert, daß in der Sprache des Nationalsozialismus die Ermordung von Millionen von Juden *Abwanderung*, *Evakuierung*, *Abschiebung* genannt wurde (Craig 1982, 361). »Abschiebung« meinte in diesem Fall »soziale Euthanasie«, also eine »Sozialchirurgie«, deren Ziel es war, das »Krebsgeschwür« auszurotten. Die »Lösung«, die Alex vorschlägt, unterscheidet sich im Grunde nicht von jener der Nazis. Was sich als Gegnerschaft zu den Nazis artikuliert, wird durch die totalitären Mittel, die zu deren Bekämpfung erdacht und zum Teil praktiziert werden (körperliche Gewalt), ins Gegenteil verkehrt, Alex verwandelt sich hier in seinen Feind. Wenn einerseits die Konstruktion des »Feindes« die verbotenen, abzustoßenden Bestandteile des Selbst enthält, so finden wir hier einen spiegelbildlichen Prozeß, in dem Züge des Feindes ins Selbst (zurück)genommen werden.

### Selbstblockierungen: Sich-Einrichten in der Unterordnung

»Irgendwie müßte man eine Lösung finden, von mir aus eine neue Mauer bauen, wo die Nazis drinnen wohnen, ist mir scheißegal ...« Alex glaubt offenbar, ein Zurück sei das einzige Mittel, aus der Sackgasse herauszukommen. Es hat sich herausgestellt, daß für ihn der Wandlungsprozeß nur in regressiver Form existiert: An einer Stelle des Interviews verlangt er nach der Polizei, um mit der Kriminalität in seinem Bezirk fertig zu werden, an anderer Stelle plädiert er für die Sanktionierung der Nazis durch Prügel und Vergasen, wieder ein anderes Mal sagt er, daß »die Ausländerfeindlichkeit (nicht) stattfinden sollte, die sollte irgendwie verdrängt werden«, und jetzt negiert er die Geschichte indem er den Bau einer neuen Mauer fordert. Die einzelnen Elemente seiner Realität scheinen für Alex

nur dann ihren bedrohlichen Charakter zu verlieren, wenn eine Ordnungsmacht sie im Griff hat.

Aber andererseits sind diese Ordnungsmächte selbst höchst unzuverlässig. »... die Politiker hätten dies schon unternehmen können, daß vielleicht eine andere Regierung, die etwas anders ist, denen die Wirtschaft dort aufgebaut hat, und dann die Mauer auf. Das wurde alles einfach zu unkontrolliert, die Maueröffnung ist von einem Tag zum anderen gelaufen .... die Regierung, die hier im Moment ist ... die hätten das beschaffen können, die waren zu blöde dafür ....«

Es scheint, daß der Preis der Einheit jetzt sichtbar wird, jedoch nur als Wirkung einer geheimnisvollen Inkompetenz. Es gibt keinen politischen Willen der Herrschenden. Sie waren »zu blöde«, um einzusehen, daß »wir« in die Pauperisierung geraten. Ökonomische Interessen existieren in dieser Argumentation nicht. Die Politik wird so zu einem völlig autonomen Bereich, gegenüber dem Alex eine resignative Haltung entwickelt. »Wir können nichts dafür, was die Politik oben macht.«

Im Verlauf des Interviews können wir jedoch sehen, daß Alex keineswegs eine eindeutige Position bezieht. Gegen die »Leute da drüben« habe er nichts, sondern gegen die Politik, die betrieben wird: »... irgendwie (müssen) wir doch mit denen zusammenhalten ... und wir geben denen nicht die Schuld, die Regierung ist schuld und wir müssen halt versuchen, so gut wie möglich da durchzukommen und halt zusammen also, wir wollen ja schon alle zusammenhalten ... die sind halt Deutsche, die waren eingesperrt ...«

Dieses »Wir«, das da zusammenhalten soll, scheint für ihn jedoch keine Opposition gegen die politische Funktionalisierung zu enthalten. Er sieht es nicht als politische Kraft, als Form aktiver Opposition, sondern als hermetische Abriegelung, als untere Ebene, ohne Zusammenhang mit dem Ganzen. Es erscheint unter diesen Bedingungen nur als Gegenstand der Instrumentalisierung »von oben«: »Ich meine, das mit den Steuern, die wollen von uns Westberlinern Geld haben, um denen da drüben zu helfen, wie oft müssen wir Westberliner schon für irgendwelche Leute aufkommen, daß wir Steuer zahlen müssen ...« Während eben noch das »Wir« die Ostdeutschen einschloß und sich gegen »die Politik« richtete, sind im steuerzahlenden »Wir« beide die Gegner. Anders die Beziehung in folgender Aussage: »Die aus dem Osten, die haben nun wirklich gedacht, daß die Regierung aus Westberlin die beste ist, weil wir mehr können, wir haben eigentlich mehr, wir sind reicher wie die ...« Wir beobachten hier eine Identifikation mit einem ideellen »Wir«, in dem »die Regierung aus Westberlin« eingeschlossen ist. Dieses »Wir«, in dem »oben« und »unten« enthalten sind, läßt sich nur konstituieren im Gegensatz zu einem Äußeren »Sie«, hier »die aus dem Osten«. Einmal denkt Alex das »Wir« als formelle (passive) Opposition gegen die Macht »von oben« und ein andermal als Aufhebung sozialer Grenzen, d.h. des Gegensatzes von »oben/unten«.

Alex meint schließlich, daß »die Politiker uns nicht genug Entscheidungsmöglichkeit geben, die sagen, wir machen besser und auf dieses Wort 'besser' reagiert der Mensch halt positiv, und wenn der Mensch positiv reagiert, dann wählt er natürlich das Positive und nicht das Negative ... aber wenn er sagt ... wir machen alles besser, und zwar machen die dies und dies, die sagen uns eben, was die machen, dann kann man sich entscheiden ... wenn sie die Wahrheit sagen würden und sagen würden wie, dann könnten wir uns entscheiden und viel größere Entscheidungsmöglichkeit haben ...«

Zunächst einmal steckt in der Forderung nach »Wahrheit« eine Einsicht in die Funktion von Politik: Sie konstruiert eine Wirklichkeit, die es schwer macht, die realen Macht-

verhältnisse und die eigenen Handlungsmöglichkeiten zu erkennen. Aber diese Einsicht bleibt in der »oben/unten«-Abschottung stecken. Politik wird zur Technik der Aufklärung. Entweder sagt sie die »Wahrheit« oder ich bin zur Dunkelheit verurteilt: »... uns wird keine Möglichkeit gegeben, um mal richtig zu überlegen, was wir wollen.« Auf meiner Seite ist die Unwissenheit, die Apathie, der fehlende Wille und die Bereitschaft, meine Rolle als »Opfer« zu bestätigen. Ich existiere nur als »Prädikat« eines anderen Subjektes.

### **Die Beliebigkeit der Feinde und die Dauerhaftigkeit der Struktur**

Zusammenfassend läßt sich sagen, daß das zentrale Element in dem hier analysierten Interviewstück das Herstellen von Beziehungen zu den »Objekten« und ihre Konstruktion in einer neuen situativen Struktur ist. Wenn im vorangegangenen Interview Ausländer und Nazis die Feinde waren, dann sind es hier die »Ossis«, die als Projektionsfläche für Ängste und Abwehr dienen. Für die Frage nach den Ursachen von »Ausländerfeindlichkeit« und Rassismus ließe sich folgende These aufstellen: »Ausländer« werden nicht als bedrohlich empfunden, weil sie so fremd, sondern weil sie innerhalb einer bestimmten politischen Konstellation als Projektionsobjekt geeignet sind. In einer anderen Konstellation können selbst Inländer (»die sind halt Deutsch«) die Funktion von Ausländern übernehmen.

### **Literaturverzeichnis**

- Becker, Helmut, und Michael May, 1985: Unterschiedliche soziale Milieus von Jugendlichen in ihrer Konstitution von Sozialräumen – Zur Entwicklung einer dialektisch-materialistischen Perspektive innerhalb der sozialökologischen Jugendforschung. In: *Verborgenes im Licht. Neues zur Jugendfrage*. Lindner, Rolf und Hans-Hermann Wiebe (Hrsg.). Frankfurt/M.
- Craig, Gordon, 1982: *Über die Deutschen*. München
- Haug, Wolfgang Fritz, 1984: Antisemitismus aus marxistischer Sicht. In: Strauss, Herbert A., und Norbert Kampe (Hrsg.): *Antisemitismus*. Bonn
- Hoffmann, Lutz, und Herbert Even, 1984: *Soziologie der Ausländerfeindlichkeit*. Weinheim, Basel
- Holzmann, Klaus, 1984: *Grundlegung der Psychologie*. Frankfurt/M.
- Leiprecht, Rudolf, 1990: »... da baut sich ja in uns ein Haß auf ...«. Zur subjektiven Funktionalität von Rassismus und Ethnozentrismus bei abhängig beschäftigten Jugendlichen. Hamburg, Berlin
- Willis, Paul, 1982: *Spaß am Widerstand. Gegenkultur in der Arbeiterschule*. Frankfurt/M.



Nora Rätzzel

## Anmerkungen zur Debatte um die Migrationspolitik

In unseren kapitalistischen High-tech-Gesellschaften, in denen ein ausdifferenziertes Netz von Kommunikationssystemen, Kulturen und Subkulturen lebendig ist, kann Konsens nicht durch eine einheitliche Auffassung zu bestimmten Konflikten hergestellt werden. Ins Zentrum der Konsensbildung rückt das Abstecken des Rahmens, in dem über die unterschiedlichsten Lösungsmöglichkeiten gestritten werden kann. Es geht jeweils um die Definition des Problems, durch die das Spektrum von Handlungsmöglichkeiten mitbestimmt ist.

Wie wirksam solche Definitionen sind, läßt sich bei der Diskussion um Asyl- bzw. Migrationspolitik<sup>1</sup> verfolgen. Im dominanten Diskurs lautet das sogenannte Asylantenproblem folgendermaßen: In zunehmendem Maße strömen die Armen der »Dritten Welt«, in den letzten Jahren auch die aus Osteuropa, nach Westeuropa, insbesondere in die Bundesrepublik Deutschland, um am Wohlstand dieser Region teilzuhaben. Dieser unbegrenzte Zustrom ist einerseits ökonomisch nicht zu verkraften, andererseits erzeugt er bei der durch den Schock der Wiedervereinigung noch zusätzlich verunsicherten Bevölkerung Gefühle der Bedrohung und der Angst, die wiederum zu »Ausländerfeindlichkeit« führen. Um diesen gefährlichen Tendenzen Einhalt zu gebieten, muß die Zahl der Einwanderer gedrosselt werden, sei es durch Abschaffung des Grundrechts auf Asyl in seiner jetzigen Form oder durch Beschleunigung der Verfahren sowie durch Beibehaltung und Kontrolle des Anwerbstopps.

Die Zahlen, mit denen in dieser Argumentationskette gearbeitet wird, sind irreführend. Nur um ein Beispiel zu nennen: Zwar sind 1990 nach Aussage des Bundesamtes in Zirndorf 193 000 Flüchtlinge in die Bundesrepublik gekommen, aber auch 680 000<sup>2</sup> Deutsche, wovon man weniger häufig hörte. Aber im gleichen Jahr sind zudem 460 000 Personen (in ihrer Mehrheit Ausländer) aus der Bundesrepublik ausgewandert – wovon man nie etwas hörte. Dennoch hat die Bevölkerung der Bundesrepublik etwa um eine Million zugenommen, woran Ausländer (mehrheitlich aus Osteuropa) jedoch nur einen Anteil von 30 Prozent haben. Bezieht man nur die Flüchtlinge mit ein, und zwar die reinen Zuwandererzahlen, weil es Zahlen über den Fortzug von Flüchtlingen nicht gibt, dann machen sie 18 Prozent der Bevölkerungsvermehrung aus. Daß mit Zahlen, je nachdem, womit man sie ins Verhältnis setzt, die widersprüchlichsten Aussagen möglich sind, ist bekannt: Als zum Beispiel die Zahl der Aussiedler im Jahre 1989 ungewöhnlich anstieg, erschienen in einer von der Bundeszentrale für Politische Bildung herausgegebenen Schrift (1989) Berechnungen, in denen nachgewiesen wurde, daß eine Zuwanderung von 700 000 Aussiedlern bis 1990 gerade den Bevölkerungsverlust seit 1981 wettmachen würde. Die Manipulationsmöglichkeiten von Zahlen stehen im krassen Gegensatz zum Schein der Genauigkeit und unumstößlichen Faktizität, den sie erzeugen. Dennoch liegt das eigentliche Problem nicht in den Zahlen selbst, sondern darin, daß die Diskussion um Zahlen, um ihre Richtigkeit, Verkraftbarkeit etc., unabhängig von der jeweils

vertretenen Position, die anderen, Einwanderer/Flüchtlinge, als Problem definiert und über die eigene Beteiligung an den Fluchtursachen schweigt.

Nun wird man einwenden können, Armut und Verelendung in der »Dritten Welt« und nun auch in Osteuropa würden als Fluchtursachen genannt, ebenso würden von Haider bis zu den Sozialdemokraten Vorschläge entwickelt, wie durch Effektivierung der Entwicklungshilfe die Armut in den entsprechenden Regionen zu lindern bzw. zu beseitigen sei. Solche Vorschläge transportieren jedoch mehr oder weniger explizit das Bild von den armen, unfähigen Völkern, die ohne die Hilfe der zivilisierten Länder lebensunfähig sind. Auch hier verursachen »sie« wieder selbst das Problem, während »wir« lediglich als Geschädigte und/oder Retter erscheinen.

Im linken Spektrum wird der Akzent anders gesetzt. Hier wissen wir, daß die sogenannte Entwicklungshilfe und die Art der geschaffenen Arbeitsplätze die Armut vergrößern, sie zum Teil erst schaffen. Man weiß, daß die Hauptursache der weltweiten Flüchtlingsströme die Weltwirtschaftsordnung ist: Der Freihandel, von dem die reichen Industrieländer profitieren, die Schuldenlast, die Waffenexporte und gemeinsame Waffenproduktionen z.B. von MBB mit Ländern wie dem Irak. Wenn kirchliche Gruppen, *Die Grünen*, PDS oder linke Sozialdemokraten über Migration sprechen, erwähnen sie daher meist diese Zusammenhänge von Weltwirtschaftsordnung und Flucht. Wie kommt es dann, daß sie nicht *im Zentrum* der Diskussionen um eine alternative Asyl- oder Einwanderungspolitik stehen?

Betrachten wir eine Argumentation aus der Debatte innerhalb der *Grünen*, die jedoch auch für andere Diskussionszusammenhänge in der Linken typisch ist:

»Mit Recht ist immer wieder darauf hinzuweisen, daß kein Mensch als AuswanderIn oder Flüchtling geboren wird, sondern daß die herrschende Weltunordnung ihn und sie dazu macht. Von überzeugender Bedeutung ist daher, den Beitrag deutscher Politik bei diesen das Menschenrecht verletzenden Prozessen zu analysieren, ins Bewußtsein der Öffentlichkeit zu heben und eine Änderung der deutschen Außen-, Wirtschafts- und Militärpolitik zu reklamieren. (...) Gleichwohl wäre es unredlich, so zu tun, als handle es sich bei einer Korrektur der politischen und ökonomischen Weltordnung um kurzfristig zu erreichende Prozesse, gar um Prozesse, die konfliktfrei ablaufen – Konflikte aber zwingen Menschen wiederum zu Auswanderung und Flucht. Also: die beiden Forderungen – nach globalen Änderungen der Politik und nach Regelungen im Interesse der Einwanderungswilligen – lassen sich nicht gegeneinander ausspielen.« (Geiger 1991, 14)

Wenn die Weltwirtschaftsordnung als langfristiges, die Regelung der Einwanderung hingegen als kurzfristig zu erreichendes Ziel definiert werden, liegt es nahe, sich auf dieses kurzfristig zu erreichende Ziel zunächst unabhängig von dem langfristigen zu konzentrieren. Genau durch diese Konzentrierung klinkt sich diese Argumentation in die herrschende Definition der Einwanderer und Flüchtlinge als Problemverursacher ein. Vor dem Hintergrund einer dominierenden Diskussion um Zahlen und Begrenzungen macht die vorübergehende Entkoppelung von Ursache und Wirkung die Wirkung zur Ursache, und die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* kann mit Recht den Sieg des herrschenden Paradigmas verkünden:

»Das unermüdliche Aekern der Unionsparteien in der Frage der Asylpraxis hat an einer Stelle den Grund gelockert, die bisher besonders hart und abweisend war. Sogar die Grünen ... haben eingestanden, daß der Zustrom der Eindämmung bedarf. Ihr Festhalten am Asylrecht ist Parole, ihr Beschluß, daß ein Einwanderungsgesetz notwendig sei, hingegen eine unüberschbare Marke dafür, wie hoch selbst in den Reihen der staatsfernsten Partei die Sorge gestiegen ist über die Zuwandererzahlen und deren öffentlichen Widerhall.«

Solange die politische Diskussion sich also auf die Art der Regulierung konzentriert, ist es relativ gleichgültig, ob zusätzlich das eine oder andere Mal über die Weltwirtschaftsordnung als Ursache der Migration gesprochen wird.

Aber was wäre die Alternative? Denn sicherlich ist es richtig, daß die Änderung der Weltwirtschaftsordnung nicht nur ein sehr langfristiges Ziel ist, sondern daß eine Hilflosigkeit darüber herrscht, wie überhaupt in dieser Perspektive politisch zu handeln ist. Zwar gibt es Vorschläge zu einer »solidarischen und ökologischen Weltwirtschaft« von den *Grünen*, es gibt zahlreiche Gruppen und Initiativen aus den Bereichen »Dritte Welt« (oder »eine Welt«), Ökologie, Menschenrechte, internationale, staatliche und nicht-staatliche Organisationen, die die Ausbeutung der armen durch die reichen Länder analysieren, anprangern, Alternativen entwickeln. Diese Vorschläge werden jedoch weitgehend in spezialisierten Gruppen und unter »Fachleuten« diskutiert und, was uns hier interessiert, es besteht so gut wie kein Zusammenhang zwischen diesen Analysen/Vorschlägen und den politischen Diskussionen, die sich mit dem Asylrecht oder mit Migrationspolitik im allgemeinen befassen. Während der Zusammenhang ständig betont wird, zielen die politischen Vorschläge jeweils auf die eine Seite des Zusammenhangs. Diese Ambivalenz zeigt m.E. die Umbruchsituation, in der wir uns befinden: Es ist unmöglich geworden, eine aussichtsreiche Politik zu formulieren, die sich auf das eigene Land (oder auch auf die größere politische Einheit EG) *beschränkt*, und zugleich ist es noch nicht möglich, politische Forderungen/Vorschläge, die sich auf den Weltzusammenhang beziehen, in die alltäglichen Debatten, in die Alltagspolitik einzubeziehen. Somit bleibt die »Weltwirtschaftsordnung« ein kaum vorstellbares, nur langfristig zu behandelndes Abstraktum, während sich alle Kraft und politische Phantasie auf das Scheinkonkretum Einwanderer-/Flüchtlingszahlen richtet.

Ist es nicht gerade diese Spaltung in konkret hier und heute Machbares und langfristig in der Zukunft Anzuziehendes, die die Forderung nach »Änderung der Weltwirtschaftsordnung« zur Parole verkommen läßt?

Der hegemoniale Diskurs, der die Flüchtlinge und ihre Anzahl zum Problem erklärt, ließe sich nur unterminieren, wenn der Zusammenhang zwischen Flüchtlingsbewegungen in die Bundesrepublik und nach Westeuropa und bundesdeutscher/westeuropäischer Politik konkret gezeigt werden könnte.<sup>3</sup> Erst aus solchen Untersuchungen könnten »kurzfristige« Forderungen entwickelt werden, die in die Richtung des langfristigen Zieles weisen (Änderung der Weltwirtschaftsordnung), *statt ihm zuwiderzulaufen*, wie dies bei der Diskussion um Einwanderungsquoten der Fall ist.

Ähnlich wie Geschichtswerkstätten in konkreten Projekten »am Ort« die Verbindung zur Vergangenheit herzustellen versuchten, ließen sich Projekte oder Seminare in Gewerkschaften, Schulen, Universitäten denken, die erforschen,

wie die eigene Lebenspraxis, der Arbeitsalltag, aber auch Freizeitaktivitäten von internationalen Zusammenhängen abhängig sind. Daraus könnten Kontakte entwickelt werden zu den ProduzentInnen, mit denen man über Produkte, Zugehörigkeit zum gleichen Unternehmen etc. verknüpft ist. Kontakte sind nötig, um gemeinsame Lösungen zu finden.

Es wäre allerdings naiv, sich die Integration einer Weltperspektive in den Alltag und in die alltägliche Politik als harmonische Übung vorzustellen nach dem Motto: »Sprechen erst die Völker selber, werden sie schnell einig sein.« Die Widersprüche sind zu mörderisch, als daß sie allein durch guten Willen aufzuheben wären.

Für eine feministisch-sozialistische Bewegung formulierte Donna Haraway (1982, 209):

»Diese Bewegung *muß* Möglichkeiten einschließen, feste Verbindungen herzustellen zu Menschen, die, obwohl sie außerhalb der Vereinigten Staaten leben, tief in unser Leben eingebaut sind, gewöhnlich zu unserem ausbeutbaren Vorteil. Wie wird eine schwarze, in der Forschung beschäftigte Computeranalytikerin, angestellt bei Intel und die Erste in ihrer Familie mit einer anständigen Ausbildung, fähig sein, wirksame, auf Befreiung gerichtete Verbindungen aufzunehmen mit einer Jugendlichen aus Taiwan, die am Fließband einer Elektronikfabrik steht? Wie können wir Widerstand erwarten gegen die Beherrschung eines so großen Teils des gesellschaftlichen Lebens durch militärische Technologie, wenn unser Alltagsleben in wachsendem Umfang von Arbeitsplätzen abhängt, die von dieser Technologie geschaffen werden?«

Zusätzlich zu solchen Widersprüchen muß man davon ausgehen, daß die Ausbeutung der armen durch die reichen Länder ohne einen verringerten Lebensstandard in den reichen Ländern nicht aufgehoben werden kann. Auch dies mag ein Grund dafür sein, daß Fragen der Weltwirtschaftsordnung weitgehend eine Spezialistendiskussion bleiben. Es ist wohl dieses Wissen, vor dem man sich (bewußt oder unbewußt) mit den Diskussionen um Einwanderungsquoten, Abschaffung des Asylparagraphen, Grenzschutz, aber auch um offene Grenzen zu schützen versucht. Aber es ist auch zumindest fraglich, ob unser Lebensstandard erhalten werden kann, ohne die weltweiten Ausbeutungsverhältnisse zu verändern, denn sie untergraben die Grundlagen, auf denen sie beruhen. Die zwölf Millionen Flüchtlinge, von denen nur ca. 700 000 überhaupt den Weg nach Westeuropa schaffen (Zahlen der UN-Flüchtlingskommission von 1989), sind nur das Symptom eines viel tieferen Elends: »Die Zahl der Armen in der 'Dritten Welt' wird von der Weltbank mit über 1,1 Milliarden (1985), die der chronisch Unterernährten von der FAO ... mit über 500 Millionen beziffert.« (Fuchs und Schiel 1991, 55).

Obwohl also das »Herabholen« der globalen Zusammenhänge in die alltägliche Politik, die Aufhebung des Gegensatzes zwischen »ihnen« und »uns« zu Gunsten einer Analyse der Konflikte als »innere« Widersprüche der Weltwirtschaft, keine harmonische Lösung verspricht, hat sie doch gegenüber dem bloßen Regulieren von Einwanderer- und Flüchtlingszahlen den Vorteil, die öffentlichen Diskussion auf die zentralen Ursachen zu lenken. Eine solche Verschiebung des Diskussionsrahmens wäre eines der ersten kurzfristigen Ziele in einer längerfristigen Strategie zur Veränderung der Weltwirtschaftsbeziehungen.

Die Verknüpfung von Konflikten »vor Ort« mit ihren globalen Ursachen hat

auch deswegen eine Chance, weil »die Welt« weniger denn je draußen bleibt und »wir« weniger denn je an unserem Ort.

## Anmerkungen

- 1 Meine Anmerkungen beziehen sich lediglich auf Wanderungsbewegungen, die durch wirtschaftliches Elend oder politische Verfolgung motiviert sind. Darüber hinaus gibt es Migrationsprozesse, die auf Grund der weltweiten Vernetzung zunehmend zum normalen Leben aller gesellschaftlichen Gruppen gehören werden.
- 2 Diese Zahlen wurden beim Statistischen Bundesamt abgefragt. Sie beziehen sich auf das Gebiet der alten Bundesländer.
- 3 Beispielsweise wäre es interessant, dem Widerspruch genauer nachzugehen, daß einerseits vor der Gefahr großer Flüchtlingsströme aus dem Osten gewarnt wird und andererseits mit allen osteuropäischen Ländern Verträge existieren, die es ermöglichen sollen, bei Werkverträgen mit osteuropäischen Firmen, deren Arbeiter in der Bundesrepublik zu beschäftigen (vgl. *Ausländer in Deutschland*, Nr.2/1991). Auf S.II heißt es, daß 1991 ca. 100000 Werksarbeiter beschäftigt werden und ca. 2000 Gastarbeiter, Arbeiter, die eine 1- bis 2jährige Ausbildung bekommen.

## Literaturverzeichnis

- Bundeszentrale für Politische Bildung (Hrsg.), 1989: Aussiedler, Deutscher als Wir. Nr. 56, Bonn, März
- Fuchs, Manfred, und Tilman Schiel, 1991: Migration: Umriss eines Forschungsprojektes. In: Starnberger Forschungsberichte. 2/91
- Geiger, Klaus, 1991: Plädoyer für ein »Einwanderungsgesetz« – Entwurf der *Grünen*. In: Bündnis 90/Grüne (AL)/UFV (Hrsg.): Brauchen wir ein Einwanderungsgesetz?
- Haraway, Donna, 1982: Klasse, Rasse, Geschlecht als Objekte der Wissenschaften. In: Das Argument 132, 200-210
- Institut für Entwicklungsforschung, Wirtschafts- und Sozialplanung (Hrsg.), 1991: Ausländer in Deutschland

# Frauenformen



FRIGGA HAUG (HG.)  
**SEXUALISIERUNG  
DER KÖRPER**

FRAUENFORMEN

In der Reihe *Frauenformen* wird nach der sozialwissenschaftlichen Methode der *Erinnerungsarbeit* untersucht, wie Frauen sich in unseren Verhältnissen vergesellschaften. Die beiden Worte *Frauen* und *Formen* wurden zu einem Begriff zusammengesetzt, der auf die fertigen Formen verweist, welche die einzelnen Individuen in jeder Epoche vorfinden und in die hinein sie ihre Persönlichkeiten entfalten können und müssen. Damit sind die eigenen Aktivitäten ebenso in die Untersuchungen einbezogen wie die Bedingungen, die die einzelnen ergreifen: *Formierung* ebenso wie *Selbstformung*. Die Reihe *Frauenformen* umfasst mittlerweile 6 Bände.

Frigga Haug (Hg.):

## Erziehung zur Weiblichkeit

AS 45, 208 S. DM 18,50 (15,50 f. Studierende)  
Vollständig überarbeitete und aktualisierte Neuauflage

Alltagsgeschichten und Entwurf einer Theorie weiblicher Sozialisation. Das Buch mit dem (nicht nur) die Opfer-Täter-Debatte begann.

## Sexualisierung der Körper

AS 90, 208 S. DM 18,50 (15,50 f. Studierende)

»Ein ungemein kluger und nachdenklich machender Bericht über den kollektiven Versuch, die weibliche Sexualität historisch und gesellschaftspolitisch zu definieren.« (Psychologie heute)

F. Haug/K. Hauser (Hg.):

## Subjekt Frau

Kritische Psychologie der Frauen 1  
AS 117, 192 S. DM 18,50 (15,50 f. Studierende)

Frauen müssen die Familie stürzen, um ihre Persönlichkeit durchzusetzen.

## Der Widerspenstigen Lähmung

Kritische Psychologie der Frauen 2  
AS 130, 176 S. DM 18,50 (15,50 f. Studierende)

Untersucht wird, wie Frauen ihren Protest gegen Eltern, Schule, Freunde und schließlich gegen sich selbst richten.

## Küche und Staat

AS 180, 166 S. DM 18,50 (15,50 f. Studierende)

Wie werden Frauen »politisch« und was hindert sie daran?

## Die andere Angst

AS 184, ca. 286 S. DM 18,50

Frauen schreiben über Angsterfahrungen, diskutieren Theorien der Angst und formulieren den Vorschein auf eine andere Welt, die für Frauen bewohnbar wäre.

# Argument

Rentzelstraße 1 2000 Hamburg 13

Kornelia Hauser

## Castor – die Lebensgeschichte eines feministischen Bibers

### Deirdre Bair: Simone de Beauvoir. Eine Biographie\*

In Erinnerung an alte »existenzialistische«  
Zeiten ist der Text Cornelia A. gewidmet.

»Ich habe versucht, eine feministische Arbeit zu schreiben ...«, sagt die Autorin im Vorwort und »Trotz allem war ich bemüht, dieses Buch ohne jede vorgefaßte Theorie oder These zu verfassen, und das beschriebene Leben nach und nach in der Weise Gestalt annehmen zu lassen, wie sie es gelebt hatte ...« Das hört sich sympathisch an – so ganz ohne Vorurteile, fast wie ein dienendes Verhältnis zur Hauptperson. Aber auch zu unkompliziert, denn wer etwas in eine Form preßt, muß das Material der Form schon angeben, und gerade Feminismus ist ohne Theorien über die Unterdrückung von Frauen nicht zu haben. Deirdre Bair ist verheiratet und hat drei Kinder; sie schrieb bisher eine Biografie über Samuel Beckett und arbeitet an einem Buch über Colette. Simone de Beauvoir waren Ehe und Kinder verhaßt, sie lebte den größten Teil ihres Lebens allein und war es – mit einer Ausnahme – nie.

Was für eine Frau: intellektuell und praktisch, produktiv und leidenschaftlich, Frauen und Männern zugetan, diszipliniert und versoffen. Das war das erste, was mir merkwürdig aufstieg: bis auf den letzten Punkt verkörpert Sartre für Bair immer nur die erste Seite der Gegensätze – für deren Gegenpol hielt er sich Frauen (und gegen Ende seines Lebens junge Männer).

### Das Paar

Es war in den sechziger und siebziger Jahren bei jungen Intellektuellen soviele Überschwang mit dem Idealpaar Beauvoir/Sartre verbunden wie Herablassungen über Simone geäußert wurden. In den Augen einer mit Muff und Autoritätsgläubigkeit kämpfenden Studentenbewegung hatten sie es geschafft: sie waren sich Gefährten ohne Ehe, liebten beiher noch viele andere, lebten das wilde Leben in den Cafés und Bars von Paris und schrieben unermüdlich. Hatte nicht Juliette Gréco auf dem Tisch für Sartre getanzt und für ihn das von ihm verfaßte Chanson gesungen (leider fehlt diese Szene in dem Buch)? Ach und die kunstvoll geschwungenen Turbane der Simone – jetzt werden wir schlau gemacht, daß sie sich nicht »pflögte« und ihre Haar so dünn war, so daß sie es verstecken mußte. Und dann die kaum nachzuahmenden intellektuellen Diskussionen über Philosophie und Kunst, Politik und Sex – keine Arbeitsteilungen wie Wissenschaften und Leben sie sonst nahelegen, oder Trennungen wie die von öffentlich und privat wurden eingehalten und der gelebte Existentialismus, den Simone in ihren

\* Aus dem Amerikanischen von Sabine Lohmann, Uda Strätling und Sonja Hauser. Albrecht Knaus Verlag, München 1990 (Ln., 895 S., 58,- DM)

vier Memoirenbänden beschrieb, klang fröhlich bewegt, aktivierend und hauptsächlich aufregend; anders auf jeden Fall als der bloß gezeigte in schwarzen Rollkragenpullovern, der dunklen, fast raunenden Stimmung bei den Nachempfíndern eines Generationsgefúhls.

Es ist ein Verdienst von Deirdre Bair, daß sie einiges der Arbeit an der eigenen Menschwerdung bei Simone zeigt, den Druck, den sie brauchte, um sich zu entwickeln und um zu werden, was sie wollte. Nach einem Jahr allein in Marseille (1932 als Lehrerin) trifft sie wieder auf Sartre und es wird ihr klar, daß sie »keine neuen Erfahrungen gesammelt hatte, die sie in ihre Beziehung mit Sartre hätte einbringen können. Sie hatte das Jahr in fast vollständiger Stagnation verbracht ...« (217) Während sie noch überlegt, das Leben schreibend auszudrücken, schreibt er schon; sie fühlt sich einer vorher nicht gekannten »Überwachung« ausgesetzt (218); sie vermochte es – zunächst – nicht, ihre »Begeisterungsfähigkeit auf irgendetwas anderes als Sartre zu lenken.« (229) Als Sartre 1939 zum Militär muß, rät er seiner Gefährtin, alles aufzuschreiben, sich selbst auszu-leuchten, sich über ihre Regungen Rechenschaft abzuliefern; »doch während Sartres Tagebuch ihm als Rettungsanker diene, mündeten all ihre Bemühungen, ihr Innenleben und ihre Situation zu durchleuchten, nur in tiefer Depression« (266). Sie will, aber sie kann nicht in seiner Individualitätsform produktiv werden. Sie trinkt viel, sitzt von Weinkrämpfen geschüttelt im Café. Der Krieg verspricht ihr »unendlich, unerträglich langweilig« (271) zu werden. Bei Frankreichs nichtkommunistischen und nichtsozialistischen Intellektuellen der dreißiger Jahren gehörte die Zurkenntnisnahme von Politik nicht zum Stundenplan. Der Clan, in dem Simone (und zuvor Sartre) lebten, beschäftigte sich mit sich selbst, den Intrigen, den sexuellen Verhältnissen. Bair führt dieses Leben kritisch vor.

1940 unterschrieb Simone – wenn auch widerwillig – eine eidesstattliche Erklärung, weder jüdischer Herkunft noch Freimaurerin zu sein. Als Sartre im März 1941 nach Paris zurückkehrt (u.a. eine »nette kleine Theorie über die Freiheit und das Nichts« in der Tasche) bezichtigt er sie des »Verrats«, weil sie diese Erklärung unterschrieben hatte, auf dem Schwarzmarkt Lebensmittel besorgte und nichts über den französischen Widerstand zu berichten wußte. Simone »hatte das Gefühl, in einer Prüfung versagt zu haben ...« (300) Sie war seinen Forderungen nachgekommen, für die »Familie« (überwiegend die Geliebten von Sartre) zu sorgen. »Hätte er noch mehr verlangt, wäre sie seinen Wünschen sicher nachgekommen.« (301) Mit der Anwesenheit von Sartre sollte das Leben für Simone weitergehen, wie es erträumt war: miteinander lesen, schreiben, Ruhe und Abgeschiedenheit. Den Gefährten aber drängte es in den Widerstand. Er gründete eine eigene Gruppe, in der – nach Bair – »zwar viel geredet und geplant, aber wenig getan« (310f.) wurde. Für die schon vorhandenen anderen Gruppen gab er eine komische Figur ab, die gemieden wurde. Er machte sich der Kollaboration mit dem Feind verdächtig, da er – trotz deutscher Zensur – unentwegt veröffentlichen konnte (u.a. schrieb er auch für die Kollaborationszeitschrift *Comoedia*). Deirdre Bair nutzt die Gelegenheit – unabhängig von jedweden politischen Kontext –, die Kommunistische Partei des Rufmords und der Anprangerung Abtrünniger – in diesem Fall Nizan und Sartre – zu bezichtigen (315).



Simone setzte sich mit eindeutigen Urteil über ihre Wirklichkeiten hinweg, indem sie behauptete, daß all ihre KollegInnen an der Schule sich ausschließlich für ihr Gehalt interessierten. Tatsächlich war ein Großteil von ihnen im aktiven Widerstand.

»Die Intrigen, Bündnisse und Querelen innerhalb der Gruppe wurden von allen mit einer Ernsthaftigkeit diskutiert, die keiner von ihnen für die Beschäftigung mit der weltpolitischen Lage aufbrachte.« (321)

Was band Sartre und Beauvoir aneinander? Nicht Erotik, so die Auskunft von Deirdre Bair, eher Austausch und Kritik. Auffällig ist, daß Sartre – der sich in männlicher Gesellschaft (mit wenigen Ausnahmen) langweilte – sich bis zu seinem Tod mit jungen Frauen umgab, die niemals als Gleiche unter Gleichen wahrgenommen werden konnten. Simone schlief beiher mit Männern, die im Gegensatz zu Sartres Freundinnen, keine Rolle in der Gruppe spielten (sieht man von mehrjährigen Geliebten wie Bost und Lanzmann ab). Ihr Sexual-Leben war unabhängig vom Clan; das seine bestimmt durch ihn. War er nicht fähig, sich einer Geliebten zu »entledigen«, übernahm Simone dies.

Deirdre Bair läßt sich das Material von unbedachten Männlichkeits-Weiblichkeitsmustern zurechtlegen. Olga – eine ehemalige Geliebte von Sartre – habe kaum Affären gehabt, vor allem wegen ihrer »seit der Tuberkulose der Kriegsjahre angegriffenen Gesundheit« (625). Für Sartre setzte Bair andere Maßstäbe: Selbst als er den Urin nicht mehr halten kann, das Essen nicht alleine bewerkstelligt und kaum noch ein Bein vor das andere setzt, beschreibt die Biographin ganz selbstverständlich die weitere Ansammlung von Geliebten. Die auf Breite und Flächigkeit angelegte Biographie begnügt sich mit der behaupteten Zentralität von Sarte in Simones Leben. Es erschließt sich kein Warum – und wichtiger noch: kein Wie. Ein wenig wird am Mythos gekratzt, zumeist mit Ressentiment: »... aus der Sicht Sartres muß Simone de Beauvoir all das verkörpert haben, was er einst gewesen war, aber nicht das, was er noch zu werden hoffte.« (733) Das ist die Zusammenfassung von Deirdre Bair zu den Distanzen in den letzten Lebensjahren Sartres, als er blind, ohne die Möglichkeit noch zu schreiben, Jugend um sich herum versammelte, sein Werk »Das Sein und das Nichts« bereitwillig revidierte; während Simone sich bemühte, ihn so selten wie möglich zu sehen, auch um den Verfall nicht mit ansehen zu müssen. Für sie wird hingegen – zu dem gleichen Sachverhalt – resümiert, daß sie den »Einfluß auf die jüngere Generation« (780) gesucht habe. Sartres körperlicher Verfall wird genau beschrieben: Wenn Simone ihn aufforderte, »sich das Kinn abzuwischen oder sich das Fleisch kleinschneiden zu lassen, packte ihn die Wut eines Zweijährigen im Kinderstuhl« (712). Im Amerikanischen gibt es einen guten Begriff für diese Infantilisierung: ageism. Aber daß Sartre am Ende seines Lebens als schreckendes Kind mit nicht nachvollziehbarer Eigenwilligkeit dargestellt wird, ist spontaner Gedankenform geschuldet, die das Genie als Kind zeigt, das mit der Wirklichkeit nicht fertig wird bzw. mit genau der Wirklichkeit, nach der ihn hungerte. Simone betrachtete »ihre Stellung in der Welt vor allem im Licht ihres Verhältnisses zu Sartre« (469), und »Anfang der sechziger Jahre war bereits der Mythos des Gespanns Sartre-Beauvoir zum bestimmenden Lebensentwurf Beauvoirs geworden ...« (460) Mit Leben werden diese Sätze nicht gefüllt, da werden die

umfangreichen Reisen der beiden genannt, die Aufgaben der Simone, sich um die Freundinnen von Sartre zu kümmern, ihre Versuche und Kämpfe, die Kontrolle darüber zu behalten und – je eingespielter die Beziehung wird – wie sehr sie ihn schützte, d.h. eigentlich, sein Werk. Simone agierte wie eine Milchglasscheibe zwischen Sartres Wahrnehmungen und der Realität – so zumindest beschreibt es Deirdre Bair. Das erhält durch die Konstruktion der Biographin fast manische Züge. Simone hielt »Lévi-Strauss – mit Barthes, Derrida und Lacan – für Ursupatoren [sic] der Führungsrolle im geistigen Leben Frankreichs« (668). Das war 1968 – lange nach der Hochzeit des französischen Existentialismus (Ende der 40er bis Mitte der 50er Jahre), als die Zeit der neuen Mandarine von Paris schon angebrochen war und – was in dem Buch ganz und gar unterschlagen wird – Frankreichs Intelligenz sich öffnete für Theorien, die nicht französisch waren (nachzulesen z.B. in Althussers Band: Für Marx). Dennoch scheint wahr, daß Simone das Werk von Sartre »retten« wollte – allerdings für sich. Und dieser im guten Sinne selbstbezogene Sinn ihrer Handlungen hätte es der Biographin erlaubt, aus dem Kind Sartre einen Mann mit bestimmten Unfähigkeiten werden zu lassen. Hier zwei Deutungs-Vorschläge von mir aus den Materialien: Bis zu dem Buch »Das Sein und das Nichts« war Simone theoretisch mitgegangen, hatte daran festgehalten, es in Literatur und philosophische Essays »übersetzt«, gefüllt, der Philosophie ihren eigenen Zug gegeben. Ihre Kritik an der »Kritik der dialektischen Vernunft« wurde von Sartre nicht eingearbeitet. Simone wußte, daß Sartres Position aus den vierziger Jahren überarbeitet war und behauptete, die Kritik ... nicht verstanden zu haben. Ihre unbewegte Sicht auf den Gefährten, so wie sie ihn sich vorstellte und wie er sich aus den Teilen zusammensetzte, die sie für seine besten hielt, ermöglichte ihr selbst zu glauben, sie »übersetze« seine Ideen. Der konkrete Sartre ermöglichte ihr ein Festhalten an alten Positionen, die er schon nicht mehr teilte, an einem Lebenskonzept, das ihr Rahmen für Produktion und Überleben war. Deirdre Bairs Buch legt mit seinen Materialien die Differenz der Geschlechter in ihren intellektuellen Individualitätsformen vor, selbst wenn sie dasselbe Material wieder verschüttet. Ihrem Buch ist zu entnehmen, daß Sartre auf die sich wandelnde Realität intellektuell reagierte; jene war ein Kopfprodukt, so einfach zu verändern, wie das Philosophieren über sie. Simone legte sich eine existentialistische Haltung zu; sie war weitaus »langsamer« in Bewegung zu bringen, da von den Wirklichkeiten abhängig. Für ihn fungierte Simone als Punkt, von dem aus seine eigene Bewegung für ihn sichtbar blieb, er war für sie die Bestätigung ihrer Haltung in Verkenennung seines Anders-Geworden-Seins. Die gemeinsame dritte Sache war eine produktiv imaginäre. Und weiter ist für die Geschlechterverhältnisse zu lernen, daß es Simone gelang, ihre bürgerlich privilegierte Situation tatsächlich zu nutzen, indem sie sich bewußt einen Mann suchte, der sie forderte. Sie hätte auch nichts tun können (außer Lehrerin zu sein); die gesellschaftlichen Bedingungen waren für sie Verhinderungen, sie enthielten keinen Aufruf, aus »sich« mehr zu machen als das Möglich-Scheinende. Die Beziehung zu Sartre war antreibendes und schützendes Element zugleich. Nur unter heutigen Bedingungen, wo es möglich ist, sich solche ausgreifenden Lebenspläne anzumessen, liest sich die Befreiung aus einengenden Verhältnissen durch einen Mann wie ein Unterwerfungsakt. Aber er war für Simone ein Weg ins Offene.

## Die Politik des Berichtens

Deirdre Bair mag das Feld des Politischen nicht und das marxistische schon gar nicht. Dennoch zieht sie Realitätsdimensionen zusammen zu Urteilen, die in ihrem andeutelnden Tonfall als Gestus des »wir wissen schon, was wir davon zu halten haben« durch das Buch ziehen. Beginnen wir bei einer einfachen Fehlinterpretation: »Es ist aufschlußreich, daß niemand Beauvoir drängte, eine Position zu beziehen, die Führung zu übernehmen oder öffentliche Erklärungen bestimmter Art(?) abzugeben, und entlarvend [sic], daß ausnahmslos Splittergruppen daran interessiert waren, Sartres Stimme und seinen Einfluß zu nutzen, während aber keine seine geistige oder politische Führung wünschte.« (671) Bair sagt nicht, worüber dies Aufschluß gibt (aber wir wissen, daß es Aufschluß über Sartre und Simone und nicht etwa über die »Splittergruppen« geben soll) oder was entlarvend war (aber wir wissen, daß es das Splitternde [= nichts Ganzes, Großes] bei den Gruppen war). Es ist die Zeit der Studentenbewegung: Paris, Mai 68. Die maoistischen Gruppen kamen zu Sartre und Daniel Cohn-Bendit; sie suchten Rat und nicht Führung. Die US-Amerikanerin Bair – die sich beibrachte, daß links mit Führung etwas zu tun haben muß – möchte nicht wissen, daß hier andere Demokratiekonzepte und ein Generationswechsel politisch artikuliert wurden. Übersetzt auf die BRD 1968 hätte das geheißen, daß Dutschke zu Bloch geht, um ihm die Führung anzutragen. In der Rechtspresse hieß das später »geistige Führerschaft« von Bloch, Marcuse, Horkheimer, Adorno; die Artikulation von Herrschaftsinteressen war gegen die andere Politik formuliert.

Ein anderes Beispiel: Der gefühlte, nicht mitreflektierte, Anti-Kommunismus. Sartre und Simone besuchten sieben Mal die UdSSR und Deirdre Bair kommentiert: »Die Besuche Sartres nutzten zweifellos der sowjetischen Propaganda.« (650) Für/ gegen was? »Sartres deutlich werdende Anlehnung an den Marxismus und Politik in Reinkultur [sic] langweilte« Simone (582) – warum? Warum fragt die Nacherzählerin von Leben nicht nach? Warum unterwarf sich Simone hier nicht dem Wunsch Sartres? Innerhalb der Biographie stellt das Verhalten eine Abweichung da. Statt dessen wird in einer Anmerkung lapidar behauptet, Beauvoirs China-Eindrücke, »die sie lange nach der Reise verfaßte, als sie glaubte, ihre Eindrücke in eine marxistische Sicht kleiden zu müssen, die Bauernrevolution kritiklos unterstützte, sind besonders stark ideologisch gefärbt« (855). Wir lernen mühsam den Unterschied: Eine Frau, die ihr ganzes Leben lauthals existentialistisch schreibt und explizit behauptet, daß ein guter Roman auf einer Idee, einer bestimmten Philosophie begründet sein müsse (vgl. 280) schreibt nicht ideologisch; ergreift sie in »marxistischer« Weise Partei, tut sie es. Wenn Beauvoir »marxistisch« schreibt, unterwirft sich sie bei Deirdre Bair: »Wie auf vielen ihrer späteren Auslandsreisen beurteilte Beauvoir die gesellschaftlichen Verhältnisse aus der marxistischen Perspektive, die in den Anfangszeiten die ... Doktrin von Les Temps Modernes darstellte.« In Portugal ist sie z.B »beeindruckt« von dem »Kontrast zwischen Armut und Reichtum«. Aber: »Trotz dieser simplifizierenden Darstellungsweise klingt ihre Empörung und ihre Betroffenheit jedoch echt.« (368) Das Dumme an diesen Sätzen ist nicht die fehlende Kenntnis des Marxismus bei Deirdre Bair, sondern daß sie Simone

diskreditiert für einen kleinen Hieb in Richtung Marxismus / Sozialismus. Beauvoir war eine sorgfältige Geistesarbeiterin, z.B. eine vorzügliche Kennerin von Kant (obwohl Sartre ihn ihr ausredete), Hegel und Spinoza – aber Marx / Engels u.a. hat sie nur cursorisch studiert. In Abwesenheit der Kenntnis der politischen Situation in Europa wird Holger Meins von Deirdre Bair schlicht zum »deutschen Revolutionär« erklärt (720). Vielleicht macht diese Bemerkung die fehlende Recherche deutlich.

Um die Sichtweise der Negativdeutung »linker« Positionen von Simone beizubehalten, wird zur Unterschlagung gegriffen. Immer wenn Simone sich in den Interviews anders zu bestimmten Themenkomplexen äußerte, wird die entsprechende Stelle in den Memoiren freundlich und kommentarlos zitiert oder auf sie verwiesen. Nicht bei dem scharfen Thema »linke Theorien / Politik«. »Auf die Frage, welches ihrer Werke sie als Grundlage für jegliche [sic] Interpretation und Beurteilung ihre œuvres ansah, antwortete sie prompt: »Die beiden Essays Phyrhus et Cinéas und Pour une morale de l'Ambiguïté ...« (329) Die beiden Essays (dt. in dem Sammelband: Soll man de Sade verbrennen? [1983]) entstanden 1944 und 1945. Unterschlagen wird von der Biographin, daß Simone sich bereits 1946 von ihnen als schwer begreiflichem Idealismus distanzierte. So heißt es im Lauf der Dinge (dt. 1974): »Warum schrieb ich 'konkrete Freiheit' statt 'Brot' und ordnete den Willen zum Leben dem Sinn des Lebens unter?« Die Antworten wären interessant gewesen – statt dessen heißt es: »'Phyrhus et Cinéas' bietet in knapper, klarer Form eine Erklärung der Grundprinzipien des Existentialismus.« (330) Vom Nescafe bis zum Nestext (Substanz: ein philosophisches System) scheint es der US-Amerikanerin nur ein kleiner Schritt.

### Zuviel Arbeit, Alkohol und Zigaretten

Beauvoir und Sartre starben an denselben Symptomen: Leberzirrhose, Flüssigkeitsstau, Lungenödeme. Bei guter Konstitution konnten beide die ganze Nacht trinken (bis zur Besinnungslosigkeit, schreibt Deirdre Bair), morgens schluckte Sartre Pillen, um sich mit Feuereifer für eine Rede am Nachmittag vorzubereiten, Simone kommt ohne solche Hilfsmittel aus. Sartre sah dem Sterben gleichgültig entgegen, er akzeptierte den körperlichen Verfall und er hatte ein ironisches Verhältnis dazu; für ihn gab es deshalb keinen Grund, die 40 Zigaretten und die 3/4 Liter Scotch aufzugeben. Simone haßte Krankheit und vorhersehbaren Tod. Beide brauchten freundliche Menschen um sich herum, die ihnen aus Fürsorge den Whisky mit Wasser verdünnten. »Ende 1985 hatte der jahrelange Alkoholkonsum ihre [Simones] Leber so zerstört, daß ihr Bauch stark aufgebläht war; so stark, daß Beauvoir nicht mehr aufrecht stehen konnte.« (773) Die systematische Selbstzerstörung wird von Deirdre Bair nicht nach ihren Begründungen befragt. Beauvoir hatte negative Erfahrungen mit dem Alkohol zuhauf gemacht; sie verlor die Fassung, sie wurde fett und mochte sich nicht, sie war beim Arbeiten gestört, sie schlief in betrunkenem Zustand u.a. mit Koestler, der sie die ganze Nacht mit Kommunistenhatz beschwatzte, so daß sie resümierte »letztlich widerte er mich an« (389). Ihre eiserne Alkohol-Ration in ihrer Wohnung betrug kurz vor ihrem Tod »drei Wodka- und vier Whiskyflaschen« (775).

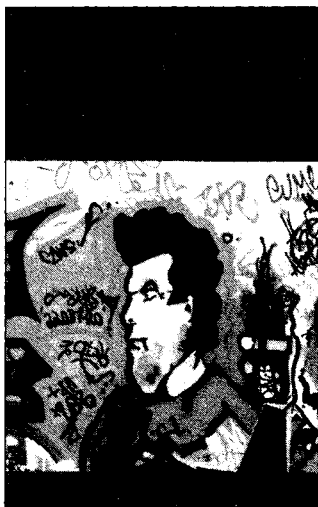
Deirdre Bair findet es eine Ironie, daß Sartre und Beauvoir, an »den gleichen Ursachen und fast am gleichen Tag [6 Jahre Differenz; Anm. d. Verf.] gestorben waren« (777).

Die Zusammenfassung der Lebensweise in ihren zerstörerischen Dimensionen lautet bei Deirdre Bair »ungepflegt«; eine ähnlich gute Kategorie wie »arm« und offensichtlich der Grund, warum sich ihr keine Frage über die Lippen drängten, die nach Erklärungen verlangten. »Sie war eine bildschöne Frau, die sich ihrer Erscheinung und Wirkung nicht bewußt war; sie war aber auch oft linkisch und ungepflegt. Sie teilte oft mehr Hiebe als Liebe aus, und ihre vielgerühmte Ehrlichkeit konnte vernichtend sein ... sie war, im allerbesten Sinn der Bezeichnung, 'unser aller Mutter'.« (779) Warum muß Simone – nachdem sie es ein ganzes Leben lang geschafft hatte, nicht einmal schwanger zu werden – die Mutterschaft angehängt werden; einer Frau, die die Sehnsucht nach Gleichheit in verschiedenen Variationen praktisch werden ließ. Nur eine tote Mutter ist eine gute Mutter – sagt ein altes feministisches Sprichwort. Aber gute Freundinnen werden von den Lebenden vermißt – auch wenn sie nur in antizipierten Erfahrungen – wie Bücher sie darstellen – nah waren.

 <p><b>Sieger und Besiegte im Fünfhundertjährigen Reich</b></p> <p>Bären          Gasco, N. Chomani          H. Demirel, G. Fink, W. Rau          S. Moninger, Bären, K.D. Tangemann</p> <p>Emanzipation und lateinamerikanische Identität: 1492 – 1992</p>	 <p><b>DAS FÜNFHUNDERT-JÄHRIGE REICH</b></p> <p>3. Auflage</p> <p>Emanzipation und lateinamerikanische Identität: 1492 – 1992</p>	<p>In Ihrer Buchhandlung oder direkt beim  <b>Pahl-Rugenstein Verlag Nachf.</b>  <b>Breite Str. 47 5300 Bonn 1 Tel. 0228/63 23 06</b></p>
<p><b>Sieger und Besiegte im Fünfhundertjährigen Reich</b>              Emanzipation und lateinamerikanische Identität: 1492 - 1992.              24,80 DM ISBN 3-89144-040-5</p> <p>Mit dem Ende des kalten Krieges ist der permanente heiße Krieg gegen die "Dritte Welt" noch lange nicht eingeläutet. Die Metropolen streben anläßlich des halben Millenniums zum Endsieg über die Hoffnungen der "Verdammten dieser Erde".</p>	<p><b>Das Fünfhundertjährige Reich</b>              Emanzipation und lateinamerikanische Identität: 1492 - 1992              19,80 DM ISBN 3-89144-000-6</p> <p>1492 entdeckt Columbus die von Indios bevölkerte Neue Welt. So steht es in den Geschichtsbüchern. In Wirklichkeit handelte es sich weder um eine "Neue Welt", noch wurde sie von Columbus "entdeckt", noch gab es "Indios" in ihr.</p>	

---

# Kultur als Überlebensstrategie



Paul Willis

## Jugend-Stile

Zur Ästhetik  
der gemeinsamen Kultur  
Aus dem Englischen  
von Thomas Laugstien  
200 S., br., DM 24,-

»Die Institutionen der hohen Kultur haben mit dem Leben der meisten Jugendlichen nichts zu tun. In diesem Buch wird gezeigt, daß es im Alltagsleben selbst eine pulsierende symbolische Lebendigkeit und Ausdruckskraft gibt — auch wenn sie meist nicht sichtbar ist oder von oben herab betrachtet wird. Das Leben der Jugendlichen ist voll von Ausdrucksweisen, Zeichen und Symbolen, durch die Individuen und Gruppen ihre Identität und ihre Bedeutung erarbeiten, erforschen und ausprobieren. Das ist die Sphäre der lebendigen, gewöhnlichen Gemeinkultur.«

(Aus dem Vorwort)

Diese Studie, die überkommene Auffassungen dessen, was unter Kultur zu verstehen sei, in Frage stellt, basiert auf einer breit angelegten Forschungsarbeit, die von Paul Willis und seinen Mitarbeitern (Simon Jones, Joyce Cannan und Geoff Hurd) in verschiedenen englischen Städten zwischen 1987 und 1988 durchgeführt wurde. Sie zeigt auf, wie sich die symbolische Kreativität von Jugendlichen in den kulturellen Medien, der Musik, der Mode und im Alltagsleben schlechthin äußert. Sie tritt dem weit verbreiteten Vorurteil entgegen, die Jugendlichen seien kulturlose Wesen, die am liebsten in Fußballstadien Randalen veranstalten. Diese selektive Wahrnehmung wird durch Willis' Forschungen auf eindrucksvolle Weise widerlegt.

Das Buch wendet sich an Kultur- und Gesellschaftswissenschaftler, sowie an alle, die im Bereich der Kulturpolitik und/oder mit Jugendlichen arbeiten.

### Über den Autor

Paul Willis war von 1968 bis 1982 Mitarbeiter am *Centre for Contemporary Studies (CCCS)* in Birmingham und lehrt jetzt an der »School of Humanities and Social Sciences« in Wolverhampton. In Deutschland bekannt wurde vor allem seine Studie über Formen schulischen Widerstands (*Learning to Labour*, 1977; dt.: *Spaß am Widerstand*). Ferner veröffentlichte Willis Arbeiten über die subversiven Stile in der Jugendkultur (*Profane Culture*, 1978) und zur sozialen Lage der britischen Jugend (*The Youth Report*, 1988).

---

## Argument

Rentzelstraße 1 2000 Hamburg 13

---

Walter Grode

## Deutsche Okkupationspolitik in der Sowjetunion

### Rassenideologische Destruktion und »traditionelle« Herrschaftskonzepte auf dem Höhepunkt faschistischer Vernichtungskraft

Angesichts der mildtätigen »Hilfe für Rußland« übersteigt es in der Tat unser Fassungsvermögen, daß deutsche Soldaten und Polizisten während des Raub-, Eroberungs- und Vernichtungskrieges gegen die Sowjetunion Säuglinge zerschmettert und bajonettiert oder russische Menschen am lebendigen Leibe verstümmelt haben sollen.

Nun ließen sich all diese Grausamkeiten vielleicht noch einigermaßen in das Kriegsgeschehen einordnen, wären sie – wie es der Autor Paul Kohl in seiner kürzlich erschienenen Studie zu den Aktivitäten der deutschen Heeresgruppe Mitte nahelegt – von den Resten einer erschöpften, ausgebluteten Armee ohne warme Kleidung und ohne ausreichende Versorgung begangen worden (1990). Doch das geradezu Gespenstische liegt darin, daß der größte Teil dieser »Massenmorde im Akkord« nicht in einer militärischen Paniksituation im Winter 1941/42, sondern bereits bis zum November 1941, also auf dem Höhepunkt militärischer Kampfkraft begangen wurde.

Dies mag mit dem spezifischen Charakter der deutschen Kriegsführung in der UdSSR während des gesamten Jahres 1941 zusammenhängen, die nicht auf instrumentelle, gewissermaßen »traditionelle« Eroberung, sondern tendenziell auf umfassende, rassenideologisch geprägte Vernichtung und die vollständige Zerstörung der Wirtschafts- und Sozialstruktur der besetzten Gebiete zielte (vgl. Geyer 1986).

### Faschistische Vernichtungspolitik in der Sowjetunion

Als Vorbild für eine solche Vorgehensweise konnte dabei die deutsche Okkupationsherrschaft in Zentral- und Ostpolen, dem sogenannten »Generalgouvernement«, dienen. Dort waren von den deutschen Besatzern bereits seit 1939/40 entsprechende Maßnahmen ergriffen worden, die zur völligen Zerstörung der Wirtschafts- und Sozialstruktur dieses Gebiets geführt hatten (vgl. Grode 1991).

Alle diese Maßnahmen vollzogen sich in der Sowjetunion in einem kumulativen Prozeß. Daß der geplante Eroberungskrieg zugleich ein furchtbarer Ausrottungskrieg werden würde, begann sich im Februar 1941 abzuzeichnen, als die NS-Führung daran ging, die Ziele »Vernichtung des Bolschewismus« und »Beherrschung des Lebensraumes« im Detail zu planen. Von da an bis Anfang 1942 entwickelte sich ein Radikalisierungsprozeß, in dem der Kreis der möglichen Opfer ständig ausgeweitet wurde, mit der Folge der zunehmenden Zerstörung der Struktur der sowjetischen Gesellschaft.

War es im Februar 1941 »nur« die Absicht gewesen, die »bolschewistischen Führer zu erledigen« (Streit 1980, 61), so waren im Mai/Juni 1941 schon alle militärischen und zivilen Parteifunktionäre – auch auf unterer Ebene – in den

Kreis der Opfer einbezogen. Diese Entwicklung spiegelt sich in einem Komplex von »verbrecherischen Befehlen«, die den Einsatz der Wehrmacht in der Sowjetunion vorbereiten sollten.

Zentral waren in diesem Zusammenhang insbesondere die »Richtlinien für das Verhalten der Truppe in Rußland« und der sogenannte Kommissarbefehl. Die »Richtlinien« vom 19. Mai 1941 (ebd., 49f.) erweiterten den Kreis der Opfer von den »bolschewistischen Führern« hin zu *sämtlichen* »Träger(n) der zersetzenden Weltanschauung des Bolschewismus«, zu denen nunmehr auch »Hetzer«, Freischärler, Saboteure und Juden gezählt wurden. Insbesondere sollte dies für die »asiatischen Elemente« unter ihnen gelten, die als in ganz besonderem Maße »undurchsichtig, unberechenbar, hinterhältig und gefühllos« angesehen waren.

Eine weitere Eskalation erfolgte durch den am 6. Juni 1941 an den Wehrmachtsführungsstab übersandten »Kommissarbefehl« (ebd., 44ff.), in dem nicht nur die Unterscheidung zwischen Militär- und Zivilpersonen faktisch beseitigt, sondern darüber hinaus die Gesinnung zum entscheidenden Kriterium für die Vernichtung erhoben wurde. So richtete sich der Befehl zwar in erster Linie gegen die Truppenkommissare, schloß aber bereits zivile Kommissare jeder Art und Stellung mit ein, sobald sie nur des Widerstandes, der Sabotage oder Anstiftung hierzu *verdächtig* wurden. Lediglich »nicht feindselig auftretende« zivile Kommissare – was immer darunter auch zu verstehen war – sollten nicht sofort exekutiert, sondern zur »Überprüfung« an den SD übergeben werden. Bei der Frage ihrer »Schuld« sollte grundsätzlich der persönliche Eindruck von der Gesinnung und Haltung des Kommissars höher bewertet werden als der vielleicht nicht zu beweisende Tatbestand. Diese Vorgehensweise bedeutete das direkte Anknüpfen an die Prinzipien des »Polenstrafrechts« in den »eingegliederten Ostgebieten« (vgl. Majer 1981, 720ff.).

Gewissermaßen flankiert wurden die beiden Befehle durch den sogenannten »Kriegsgerichtsbarkeitserlaß« vom 13. Mai 1941 (vgl. Streit 1980, 33ff.), der »Straftaten feindlicher Zivilisten« der Zuständigkeit der Kriegs- und Standgerichte entzog und Verbrechen von Wehrmachtangehörigen gegenüber der sowjetischen Zivilbevölkerung »unter keinen Verfolgungszwang« mehr stellte. Damit zielte der Erlaß zudem auf die völlige Unterwerfung der *gesamten* Zivilbevölkerung.

Mit Beginn des deutschen Überfalls – am 22. Juni 1941 – wurden diese konzeptionellen Vorbereitungen der Wehrmacht in die Tat umgesetzt. Zudem waren bestimmten Heeresverbänden vier sogenannten »Einsatzgruppen« der SS zugeteilt worden, die hinter der Front operierten und den Kreis der Opfer weiter ausweiteten. Die SS-Einsatzgruppen waren den Heeresverbänden »hinsichtlich Marsch, Versorgung und Unterkunft« unterstellt worden (Hillgruber 1972, 144) und arbeiteten mit ihnen auch in fast jeder Hinsicht einvernehmlich zusammen (vgl. Streit 1980, 109ff.).

Dieser etwa 3 000 Mann starken SS-Truppe war von Reinhard Heydrich, dem Chef des SS-Reichssicherheitshauptamts (RSHA), zunächst mündlich und am 2. Juli 1941 schriftlich der Befehl erteilt worden, in den besetzten sowjetischen Territorien »alle Funktionäre der Komintern (wie überhaupt alle kommunistischen Berufspolitiker schlechthin), die höheren, mittleren und radikalen unteren



Funktionäre der Partei, des Zentralkomitees, der Gau- und Gebietskomitees, Volkskommissare, Juden in Partei- und Staatsstellungen, sonstige radikale Elemente (Saboteure, Propagandeaure, Heckenschützen, Attentäter, Hetzer usw.)« zu exekutieren (Drobisch 1975, 277).

Wenig später, am 17. Juli 1941, schloß das RSHA mit dem Oberkommando der Wehrmacht ein Abkommen, das den Kreis der Opfer noch weiter ausdehnte: Die SS-Einsatzkommandos sollten unter den sowjetischen Kriegsgefangenen alle »politisch untragbaren Elemente« »aussondern« und erschießen. Als »untragbar« galten nunmehr nicht nur alle Arten von Parteifunktionären, sondern auch alle »Intelligenzler« und – alle Juden (vgl. Streit 1980, 87ff.).

Doch blieb es auch in den Kriegsgefangenenlagern nicht bei der Vernichtung der »Träger der jüdisch-bolschewistischen Weltanschauung«. Auch hier wurde die Absicht der totalen Destruktion der sowjetischen Sozialstruktur offenbar. Denn von 3,9 Millionen Soldaten der Roten Armee, die bis zum Februar 1942 in die Gewalt der Wehrmacht gerieten, waren bis zu diesem Zeitpunkt zwei Millionen umgekommen oder umgebracht worden (ebd., 128). Nach dem Krieg erklärten die verantwortlichen Generäle, dieses Massensterben sei nicht vermeidbar gewesen, da man nicht in der Lage gewesen sei, die immensen Gefangenenmassen zu versorgen. Schon 1940 hatte man aber in Frankreich und Belgien binnen sechs Wochen mehr als zwei Millionen Gefangene versorgen müssen. »Von diesen Gefangenen starben bis Kriegsende 15 300 – so viele sowjetische Gefangene starben im Herbst 1941 an einem einzigen Tag« (Streit 1987, 1294).

Etwa zum gleichen Zeitpunkt – Mitte August 1941 – begannen die SS-Einsatzkommandos erstmals auch jüdische Kinder und alle jüdischen Frauen zu erschießen, nachdem vorher 90 Prozent der Opfer Männer gewesen waren (vgl. Streit 1980, 109ff.). Die Folge war, daß allein in den ersten zehn Monaten der deutschen Okkupationsherrschaft von den Einsatzgruppen der SS über 500 000 (insbesondere jüdische) Menschen ermordet wurden (vgl. Henkys 1964, 113).

Der letzte – geteilte – Schritt in diesem Radikalisierungsprozeß war schließlich die Entscheidung, *alle europäischen* Juden zu ermorden, die im Januar 1942 auf der sogenannten »Wannsee-Konferenz« gefällt wurde (vgl. Poliakov/Wulf 1983, 116ff.). Demgegenüber ließ im Frühjahr 1942 das Massensterben der sowjetischen Kriegsgefangenen allmählich nach. Der Grund lag vor allem in der Erkenntnis der deutschen Führung, daß die Arbeitskraft dieser Gefangenen in der deutschen Kriegswirtschaft dringend gebraucht wurde (vgl. Streit 1980, 192ff.). Forciert erfolgten nunmehr – nach dem Scheitern der deutschen Blitzkriegsstrategie im Winter 1941/42 – die gewaltsame »Erfassung« der Ernten, die die Landbevölkerung selbst ohne Nahrung ließ und regelrechte Sklavenjagden zur Beschaffung von Zwangsarbeitern für die deutsche Kriegswirtschaft.

So waren allein vom April bis zum Dezember 1942 1,4 Millionen zivile Arbeitskräfte aus der Sowjetunion als sogenannte »Ostarbeiter« nach Deutschland deportiert worden. Sie waren so rechtlos wie die sowjetischen Kriegsgefangenen und wurden fast ebenso schlecht behandelt und ernährt. Auch unter den sowjetischen Zwangsarbeitern wurden die »politisch Untragbaren« von SS-Einsatzkommandos liquidiert. Und auch sie schickte man beim geringsten »Fehlverhalten« in die Konzentrationslager (vgl. Herbert 1986).

## Kolonisierungs-, Germanisierungs-, Deportations- und Ausrottungsplanungen

Neben der – rassenideologisch dominierten – Perspektive der ersten Monate nach dem Überfall bestanden »traditionelle« Konzepte primär ökonomischer Unterwerfung, die auf alten imperialistischen Traditionen basierten. Diese Konzeptionen lagen bereits vor dem Überfall fertig in der Schublade. Insbesondere die Vorstellungen der Agrarplaner sollen im folgenden näher beleuchtet werden, da gerade die Ausplünderungsvorhaben im landwirtschaftlichen Bereich im direkten Zusammenhang mit Vorhaben standen, die Bevölkerung bestimmter Territorien der Sowjetunion systematisch zu reduzieren und die sowjetische Gesellschaftsstruktur zu zerstören. Somit kann gefolgert werden, daß »traditionelle« Konzepte des Eroberungskrieges und die »rassenideologisch« dominierte faschistische Praxis des Vernichtungskrieges keineswegs in einem unauflöshchen Widerspruch zueinander standen.

Mit der Erarbeitung von Konzepten zur ökonomischen Ausbeutung der UdSSR war bereits im Herbst 1940, also mehr als sechs Monate vor Beginn des militärischen Überfalls begonnen worden (vgl. Czollek 1968, 146). Kurze Zeit später – Anfang Januar 1941 – stellte General Georg Thomas, Chef des Wehrwirtschafts- und Rüstungshauptamtes des OKW auf Weisung Görings einen »Arbeitskreis Russland« zusammen (vgl. ebd., 143ff.), aus dem heraus sich, unter Einschaltung »zuverlässiger Persönlichkeiten deutscher Konzerne« (IMG I 1984, Bd. 3, 390) im Laufe des Frühjahrs 1941 der sogenannte »Wirtschaftsführungsstab Ost« entwickelte (vgl. Czollek 1968, 148f.).

Diese Leistungsgruppe legte im Juni 1941, noch vor dem Einfall in die UdSSR, das zentrale Programm für die Ausraubung der sowjetischen Territorien, die »Richtlinien für die Führung der Wirtschaft in den neubesetzten Ostgebieten« vor, die sogenannte »Grüne Mappe Görings« (vgl. IMG II 1990, Bd. 28, 3ff.). Gemäß den in dieser »Grünen Mappe« festgelegten grundsätzlichen Richtlinien war es die oberste Maxime, »die sofortige und höchstmögliche Ausnutzung der besetzten Gebiete zu Gunsten Deutschlands herbeizuführen«, wobei dieses sich »in erster Linie auf den Gebieten der Ernährungs- und Mineralölwirtschaft vollziehen« sollte (ebd., 6).

Vor allen anderen industriellen Zielen wurde der Beschaffung von Mineralöl in den Richtlinien »unter allen Umständen der Vorrang« eingeräumt (ebd., 8). Für die Durchführung der auf dem Mineralölgebiet, insbesondere in Kaukasien, zu treffenden Maßnahmen wurde eine am 27. März 1941 unter maßgeblichem Einfluß der Deutschen Bank und der IG-Farben gegründete Monopol-Gesellschaft, die »Kontinentale ÖL AG« eingesetzt (vgl. Czollek 1968, 150).

Ähnliches Gewicht wie der Mineralölwirtschaft kam in den Planungen des »Wirtschaftsführungsstabs Ost« lediglich noch der Ernährungswirtschaft zu (vgl. IMG II, Bd. 28, 6f.). Die Ausplünderungsziele auf dem Agrarsektor waren im einzelnen in den bereits Ende Mai 1941 fertiggestellten »Wirtschaftspolitischen Richtlinien für die Wirtschaftsorganisation Ost, Gruppe Landwirtschaft« (vgl. IMG II, Bd. 36, 135ff.) festgelegt und in der »Grünen Mappe« lediglich noch einmal summarisch aufgeführt worden (vgl. IMG II, Bd. 28, 7). Das »Minimalziel«

des Programms der »Gruppe Landwirtschaft« war die »Versorgung der Wehrmacht aus Feindesland im dritten und evtl. weiteren Kriegsjahr« (IMG II, Bd. 36, 148) und die Aufstockung der Lebensmittelrationen und -reserven in Deutschland (vgl. Boberach 1984, Bde. 8 und 9) mit der weitgesteckten Absicht, den europäischen Teil der Sowjetunion auf den Status einer Agrarkolonie herabzudrücken und die volkswirtschaftliche Struktur von 1909/13 oder möglichst sogar diejenige von 1900/02 wieder herzustellen (vgl. IMG II, Bd. 36, 140).

Das strategische Ziel der Richtlinien war die »Autarkie« des »europäischen Großwirtschaftsraumes«. Um dieses Ziel zu erreichen, sollte das Problem des Ersatzes der Übersee-Einfuhren durch »Einfuhren aus dem Osten ... unter allen Umständen, selbst durch rücksichtsloseste Drosselung des russischen Eigenkonsums«, gelöst werden, »wobei unterschiedlich gegenüber der Konsumzone und der Produktionszone verfahren werden« müsse (ebd., 157).

Diese unterschiedliche Vorgehensweise, so wurde in den »Wirtschaftspolitischen Richtlinien« erklärt, sei im Gegensatz zu den bisherigen besetzten Gebieten auch deshalb praktikabel, weil es sich in der Sowjetunion nicht um eine »Gemengelage« handle, sondern das »Hauptüberschußgebiet« vom »Hauptzuschußgebiet« räumlich scharf getrennt sei (vgl. ebd., 138). Die »Überschußgebiete« lägen im »Schwarzerdegebiet« im Süden und Südosten, während sich die »Zuschußgebiete« auf den sogenannten »Podsolböden« in der »Waldzone des Nordens« befänden (vgl. ebd.).

Gemäß den Planungen der »Gruppe Landwirtschaft« sollte in den südlichen Territorien des europäischen Teils der UdSSR mit einer »Erzeugungsschlacht« nach deutschem Muster, aber mit kontinentalen Methoden, in der Art einer Plantagenwirtschaft begonnen werden. Aus diesem Grunde wurde auch in den »Wirtschaftspolitischen Richtlinien für die Wirtschaftsorganisation Ost« ausdrücklich darauf hingewiesen, daß jeder Versuch, die bestehenden landwirtschaftlichen Großbetriebe aufzulösen, mit härtesten Mitteln zu bekämpfen sei (vgl. ebd., 146).

Das angestrebte Resultat der Ausraubungsaktion sah für 1941/42 bereits genau berechnete Mindestanforderungen vor: 4,5 bis 5 Mio. Tonnen Ölsaaten (das entspricht 400 000 bis 500 000 Tonnen Öl und 1 Mio. Tonne Ölkuchen) für die »Ausfuhr« nach Deutschland (vgl. ebd., 149f.).

Den deutschen Zugriff auf die Überschüsse der »Schwarzerdegebiete« wollten die Autoren der »Wirtschaftspolitischen Richtlinien« durch systematische Abriegelung dieser Territorien von den übrigen Teilen der Sowjetunion sicherstellen (vgl. ebd., 138). Die Konsequenz dieser Absicht, so verkündeten die Planer, würde die »Nichtbelieferung der gesamten Waldzone einschließlich der wesentlichen Industriezentren Moskau und Petersburg« (ebd.) sein. Die Bevölkerung dieser Gebiete, insbesondere der Städte, so hieß es weiter, würde »größter Hungersnot entgegensehen« müssen (ebd., 114). Da man davon ausging, daß später, wenn der Hunger einsetzte, in diesen Gebieten nichts mehr zu holen sein würde, schlugen die Planer vor, in höchster Beschleunigung alles Vorhandene an Getreide, Vieh, Öl- und Faserpflanzen usw. in den »Zuschußgebieten« schlagartig zu requirieren (vgl. ebd., 151). Am zweckmäßigsten scheine es deshalb, die Einwohner frühzeitig in den sibirischen Raum »abzulenken«, was allerdings in

den Augen der Autoren ein »schwieriges Problem« darstellen würde, da ein Eisenbahntransport »nicht in Frage« käme (vgl. ebd., 141).

Auf gar keinen Fall dürften Teile der industriellen Struktur der »Zuschußgebiete« erhalten bleiben, und dieses gelte insbesondere mit Blick auf die »fernere Friedens Zukunft Deutschlands«; in Zukunft müsse »Südrußland das Gesicht nach Europa wenden« (ebd., 144). Denn die Nahrungsmittelüberschüsse dieser Territorien würden, so blickten die Autoren der landwirtschaftlichen Ausplünderungspläne voraus, nur bezahlt werden können, wenn »Südrußland« seine industriellen Verbrauchsgegenstände aus Deutschland bzw. dem »europäischen Großwirtschaftsraum« bezöge und deswegen die »russische Konkurrenz« der »Waldzone« vorher vernichtet worden sei (vgl. ebd.).

»Aus all dem folgt«, so schließt der Abschnitt über die geplante Behandlung der nördlichen und mittleren Gebiete der UdSSR, »viele 10 Millionen von Menschen werden in diesem Gebiet überflüssig und werden sterben oder nach Sibirien auswandern müssen. Versuche, die Bevölkerung dort [in den sog. »Zuschußgebieten«, Anm. d. Verf.] vor dem Hungertod dadurch zu retten, daß man aus der Schwarzerdezone Überschüsse heranzieht, können nur auf Kosten der Versorgung Europas gehen. Sie unterbinden die Durchhaltungsmöglichkeit Deutschlands im Kriege, sie unterbinden die Blockadefestigkeit Deutschlands und Europas« (ebd., 145).

Das Massensterben der sowjetischen Bevölkerung gehörte also nicht nur zum kurzfristigen militärischen Herrschaftskalkül der Besatzungsbehörden. Es war auch grundlegend für »traditionelle« Konzepte ökonomischer Unterwerfung, wie die zitierten »Wirtschaftspolitischen Richtlinien«, und bildete zudem den Ausgangspunkt für die Absichten Himmlers als »Reichskommissar für die Festigung deutschen Volkstums« (RKF) und des »Ministeriums für die besetzten Ostgebiete«, wie sie im berüchtigten »Generalplan Ost« dokumentiert sind. Dieser wiederum war die Ausarbeitung und Präzisierung von Himmlers »Denkschrift über die Behandlung der Fremdvölkischen im Osten« vom Mai 1940 (VfZ 1957, 194ff.). Der »Generalplan Ost« seinerseits war ein detailliertes Dreißig-Jahres-Programm zur Besiedlung der künftigen Ostkolonien, zur »Germanisierung« des Raumes zwischen Weichsel und Ural. Darin wies Himmlers Planungsamt der sowjetischen Bevölkerung den Status von Sklavenarbeitern im Dienste der »germanischen Wehrbauern« zu. »Die Deutschen müßten die Stellung der Spartiaten, die aus Letten, Esten u. dgl. bestehende Mittelschicht die Stellung der Periöken, die Russen dagegen die Stellung der Heloten haben« (VfZ 1958, 296). Ihre Zahl sollte zunächst um 31 Millionen Menschen verringert werden. 14 Millionen »Gutrassige«, die vorerst als Arbeitskräfte gebraucht wurden, sollten in Reservaten gehalten und allmählich abgeschoben werden.

Doch selbst diese Größenordnungen wurden von Teilen der NS-Eliten als noch zu gering eingestuft. So übte das Ostministerium z.T. massive Kritik am RKF-Plan, indem es zwar die Zielrichtung grundsätzlich billigte, jedoch den geplanten Umfang der Umsiedlungs- und Deportationsmaßnahmen als keineswegs ausreichend erachtete: »Geht man davon aus, daß 14 Mio. Fremdvölkische in den betreffenden Räumen bleiben, wie es der Plan vorsieht, so müßten demgemäß 46 bis 51 Mio. Menschen ausgesiedelt werden. Die Zahl von 31 Mio. auszusiedelnder

Menschen, die der Plan angibt, dürfte nicht zutreffen.« (Ebd., 301) Insgesamt gesehen erscheint der »Generalplan Ost« wie ein gigantisches Deportations- und Ausrottungskonzept, in das der Holocaust an den Juden als *ein* integraler Teil eingebettet war.

Diese verschiedenen Planungen, die den Tod von »zig Millionen Menschen« in der Sowjetunion auch als Voraussetzung für umfassende Strukturveränderungen bezeichneten und billigten, sind dann zwar bedingt durch den Kriegsverlauf nicht mehr zur Durchführung gekommen, haben aber doch erheblichen Einfluß auf die Formen der deutschen Kriegsführung und der Besatzungspolitik gehabt. Das gilt für die Vorgehensweise der Wehrmacht und mehr noch für die Einsatzgruppen der SS, deren Morden durch die oben zitierten »Wirtschaftspolitischen Richtlinien« geradezu inspiriert gewesen zu sein scheint.

So ist aus den täglichen Meldungen der vier Einsatzgruppen an das Reichssicherheitshauptamt – in denen u.a. auch ihre »Ergebnisse« mitgeteilt wurden – ersichtlich, daß die Einsatzgruppen »A« und »B«, in den baltischen Republiken und in »Weißrußland« stationiert, zusammen genommen vom Beginn des Überfalls bis Mitte Oktober 1941 ca. 180000 Menschen ermordeten. Die in der Ukraine operierenden Einsatzgruppen »C« und »D« exekutierten während des gleichen Zeitraumes ca. 90000 Menschen (vgl. Drobisch 1975, 279). Gemessen an der Gesamtbevölkerungszahl der jeweiligen Territorien fielen damit den Einsatzgruppen »A« und »B«, die in den Regionen operierten, die in den »Wirtschaftspolitischen Richtlinien für die Wirtschaftsorganisation Ost, Gruppe Landwirtschaft«, als »Zuschußgebiete« ausgewiesen waren, sechsmal mehr Menschen zum Opfer, als den Einsatzkommandos der Einsatzgruppen »C« und »D«, die im »Hauptüberschußgebiet«, der Ukraine, stationiert waren.

## Fazit

Erst nach dem Scheitern der »Blitzkriegsstrategie« vollzog sich im Umgang mit der sowjetischen Bevölkerung ein allmählicher Wandel, von einer politisch und rassenideologisch geprägten Strategie der Vernichtung hin zu einer »instrumentellen«. Damit begann die zweite Phase des Besatzungsregimes, die bis zum Sommer 1943 andauerte. Sie war vor allem durch das Bestreben gekennzeichnet, alle materiellen und personellen Potenzen der besetzten Gebiete für die deutsche Kriegsführung auszuschöpfen.

Vom Sommer 1941 bis zum Jahresbeginn 1942 jedoch, auf diesem absoluten Höhepunkt faschistischer Vernichtungskraft, war die »fremdvölkische« Bevölkerung Osteuropas – einschließlich der jüdischen Bevölkerung Polens und der Sowjetunion – von den deutschen Okkupanten relativ einheitlich der Maxime rassenideologischer Destruktion unterworfen worden. Eine Vorgehensweise, die jedoch keineswegs in einem unauflöselichen Widerspruch zu »traditionellen«, ökonomisch dominierten Konzepten des Eroberungskriegs stand.

Erst als im Dezember 1941 die deutsche Offensivstrategie »vor Moskau« gescheitert war, wurde damit begonnen, gegenüber der nichtjüdischen Bevölkerung differenzierte Vorgehensweisen zu praktizieren.

Gegenüber der jüdischen Bevölkerung wurde die Strategie der rassenideologischen Destruktion hingegen bis zum Ende fortgesetzt. Diese Strategie, die ab 1942 in der Vernichtung der mittel- und westeuropäischen Juden gipfelte, erscheint jedoch geradezu wie die (durch das militärische Kräfteverhältnis begrenzte) noch mögliche Verwirklichung eines ideologischen Kern- und Restprogramms – mißt man sie an der umfassenden faschistischen Vernichtungspraxis in der Sowjetunion auf dem Höhepunkt deutscher Destruktionskraft und den im gleichen Bewußtsein entstandenen immensen Kolonisierungs-, Germanisierungs- und Ausrottungskonzepten für den gesamten »Ostraum«.

## Literaturverzeichnis

- Boberach, Heinz (Hrsg.), 1984: »Meldungen aus dem Reich«. Die geheimen Lageberichte des Sicherheitsdienstes der SS 1938-1945. 17 Bde., Herrsching
- Czollek, Roswitha, 1968: Zur wirtschaftlichen Konzeption des deutschen Imperialismus beim Überfall auf die Sowjetunion. In: Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte, T. 1, 141-181
- Drobisch, Klaus, u.a., 1975: Juden unterm Hakenkreuz. Frankfurt/M.
- Geyer, Michael, 1986: Krieg als Gesellschaftspolitik. Anmerkungen zu neueren Arbeiten über das Dritte Reich im Zweiten Weltkrieg. In: Archiv für Sozialgeschichte 26, 557-601
- Grode, Walter, 1991: Modernisierung und Destruktion. Regionale Differenzierungen der nationalsozialistischen Vernichtungspolitik im besetzten Polen. In: Wolfgang Schneider (Hrsg.), Vernichtungspolitik. Hamburg, 53-63
- Henkys, Reinhard, 1964: Die nationalsozialistischen Gewaltverbrechen. Geschichte und Gericht. Stuttgart, Berlin
- Herbert, Ulrich, 1986: Der »Ausländereinsatz«. Fremdarbeiter und Kriegsgefangene in Deutschland 1939-1945 – ein Überblick. In: Beiträge zur nationalsozialistischen Gesundheits- und Sozialpolitik 3, 26-32
- Hillgruber, Andreas, 1972: Die »Endlösung« und das deutsche Ostimperium als Kernstück des rassistischen Programms des Nationalsozialismus. In: Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte 20, 135-153
- IMG I, 1984: Der Prozeß gegen die Hauptkriegsverbrecher vor dem Internationalen Militärgerichtshof Nürnberg. 14. November 1945 – 1. Oktober 1946. Fotomech. Nachdruck der Bde. 1-23. München, Zürich
- IMG II, 1989: Der Prozeß gegen die Hauptkriegsverbrecher vor dem Internationalen Militärgerichtshof Nürnberg. 14. November 1945 – 1. Oktober 1946. Fotomech. Nachdruck der Bde. 24-42. Urkunden und anderes Beweismaterial. München
- Kohl, Paul, 1990: »Ich wundere mich, daß ich noch lebe.« Sowjetische Augenzeugen berichten. Gütersloh
- Majer, Diemut, 1981: »Fremdvölkische« im Deutschen Reich. Ein Beitrag zur nationalsozialistischen Rechtsetzung und Rechtspraxis in Verwaltung und Justiz unter besonderer Berücksichtigung der eingegliederten Ostgebiete und des Generalgouvernements. Boppard am Rhein
- Poliakov, Leon, und Joseph Wulf, 1983: Das Dritte Reich und die Juden. Frankfurt/M., Berlin, Wien
- Streit, Christian, 1980: Keine Kameraden. Die Wehrmacht und die sowjetischen Kriegsgefangenen 1941-1945. Stuttgart
- ders., 1987: Es geschah Schlimmeres, als wir wissen wollen. Der Fall Barbarossa. In: Blätter für deutsche und internationale Politik 32, 1287-1300
- VfZ 1957: »Denkschrift über die Behandlung der Fremdvölkischen im Osten«. Dok. in: Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte 5, 194-198
- VfZ 1958: »Der Generalplan Ost«. Dok. in: Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte 6, 281-324

Hanna Behrend

## Ein Werkzeug der Guisen, ein keckentschlossener Schwärmer?

### Zum Feldzug gegen Heinrich Fink

Ist's nicht so? – Mylord. Wo hattet  
Ihr Eure tausend Augen, nicht zu sehn,  
daß dieser Mortimer Euch hinterging?  
Daß er ein wütender Papist, ein Werkzeug  
Der Guisen, ein Geschöpf der Stuart war,  
Ein keckentschlossener Schwärmer, der gekommen,  
Die Stuart zu befreien, die Königin  
Zu morden –

Fr. Schiller, Maria Stuart, 4. Aufzug, 6. Auftritt

Die Infamie hat heute andere Vokabeln: Im Kampf gegen den Rektor der Humboldt Universität zu Berlin Prof. Dr. theol. Heinrich Fink heißen sie z. B.: Speerspitze der Konterrevolution; langjähriger Vorsitzender des stalinistischen, verfassungsfeindlichen Propagandainstruments Christliche Friedenskonferenz; parteiloser bolschewistischer Reisekader; moralischer Schalck (Golodkowski); Nutznießer krimineller Waffenhändler; Stalinismus-Propagandist (Hermann von Berg, Offener Brief an den Studentenrat der Humboldt Universität zu Berlin vom 16.6.91). Solche und ähnliche Epitheta finden sich im *Telegraph* 12/91, 17-19, im *Spiegel* 50/91, 19; im Offenen Brief des Pfarrers Klaus-Dieter Kaiser, des Generalsekretärs der Ev. Studentengemeinden in der BRD (Ost) vom 25. November 1991. Der Verantwortung für das Abtauchen ehemals hoher Stasioffiziere als wissenschaftliche Mitarbeiter, Leiter, Sekretärinnen und Pfortner klagt Sylvia Bork, Mitglied des Personalrats der Humboldt Universität, am 8. Dezember 1991, ebenfalls in einem offenen Brief, ihren Rektor an. Er verhindere die öffentliche Auseinandersetzung mit enttarnten Stasi-Mitarbeitern, unterstütze absichtliches Dilettantentum bei Kündigungen, um den Betroffenen den Wiederzugang zu ihren Stellen nach gewonnenen Arbeitsgerichtsprozessen zu sichern.

Und schließlich, der bisherige Höhepunkt, die Mitteilung des Sonderbeauftragten der Bundesregierung für die personenbezogenen Unterlagen des ehemaligen Staatssicherheitsdienstes Gauck an den Berliner Senator für Wissenschaft und Forschung Manfred Erhardt, Fink sei seit 1969 inoffizieller Mitarbeiter der Staatssicherheit unter dem Decknamen *Heiner*.

Aus der nämlichen Behörde war Herrn Fink auf dessen Anfrage vom 13. Dezember 1990 am 1. Februar 1991 die Versicherung zugegangen, es habe sich in o. a. Akten kein Hinweis auf eine Zusammenarbeit mit der Stasi ergeben.

Senator Erhardt seinerseits ließ keine Zeit verstreichen. In einem Schreiben vom 28. November 1991 sprach er Rektor Fink die fristlose Kündigung aus.

Fink gab sofort eine öffentliche Erklärung ab, in der er dies dementierte und Einsicht in die benannten drei Quellen, die Vorlage seiner Namenskarte und die von Gauck angeführte Anweisung, die Akte »Heiner« zu löschen, forderte.

Bei einem außerordentlichen Konzil der Humboldt Universität am 29. November 1991 traten die Herren Gauck und Geiger auf, die die diesbezüglichen Dokumente aus ihrem Archiv mit- und der Versammlung zur Kenntnis brachten. Das Konzil stellte sich hinter den Rektor, weil die Akten die Mitarbeit Finks als inoffizieller Mitarbeiter der Stasi nicht nachwiesen. Dagegen ergab ein danach erfolgendes Gespräch des Abgeordneten Fischbeck vom Bündnis 90 mit einem Mitarbeiter des ehemaligen Ministeriums für Staatssicherheit, daß es sich bei den Dokumenten um Akten über und nicht aus der Feder von Prof. Fink handle. Der MfS-Offizier erklärte ausdrücklich, »kein Mitarbeiter der aktenführenden Abteilung XX/4 habe direkten Kontakt zu H. Fink gehabt« (Pressedienst Bündnis 90/Grüne/AL/UFV vom 2.12.91).

Auch bei der Anhörung vor dem Wissenschaftsausschuß am 2. Dezember 1991 erklärte Fink ausdrücklich: »Ich habe weder unterschrieben, noch habe ich mich in konspirativen Wohnungen getroffen, noch habe ich konspirative Tätigkeiten gemacht, noch habe ich irgendeinen Bericht abgegeben.« (Sitzung des Ausschusses für Wissenschaft und Forschung des Berliner Abgeordnetenhauses am 2.12.1991, in *Utopie Kreativ. Politische Kultur im vereinigten Deutschland. Der Streit um Heinrich Fink, Rektor der Humboldt Universität zu Berlin*, Dokumentation. Januar 1992, 82-96). Gauck äußerte seinerseits, daß »nach unserer gegenwärtigen Kenntnis für das Anlegen einer IM-Akte die erklärte Bereitschaft, die Kontakte konspirativ wahrzunehmen, konstitutiv gewesen ist«. Er wisse nicht, »in wieviel Prozent der Fälle möglicherweise auch das mißachtet worden ist« (ebd., 95). Gegenwärtig müsse er sich jedoch auf die Position, wie sie aus den Akten hervorgeht, stützen.

Dieser gewissermaßen posthume Sieg der Stasi hat inzwischen noch weitere Opfer gefordert. Selbst der sozialdemokratische brandenburgische Ministerpräsident Manfred Stolpe, der seine dienstlichen Kontakte als Konsistorialpräsident mit der Stasi von sich aus öffentlich machte, wurde Objekt einer arroganten Medienkampagne (ARD-Sendung *Brennpunkt* vom 2.1.92). Auch er wird aller Wahrscheinlichkeit nach nicht der letzte unbequeme Ossi sein, den man mit Hilfe nicht quellenkritisch ausgewerteter Stasi-Akten diffamiert.

Wodurch forderte ein angesehenen Theologieprofessor wie Fink die neuen Machthaber so heraus, daß sie ihn aus seinem Amt, in das er demokratisch gewählt worden war, hinausintriگیerten?

Noch bevor die SED-Führung mit der plötzlichen Maueröffnung der Entwicklung der DDR zu einem wahrhaft demokratischen Staatswesen jede Chance nahm – eine »Wende«, deren Tragweite wir erst jetzt richtig einschätzen können –, hat Heinrich Fink sich beim Sonntagsgespräch vor dem Berliner Roten Rathaus Ende Oktober 1989 zu Wort gemeldet. Er schilderte seine schmerzhaften Erlebnisse mit Sicherheitskräften in der Gethsemanekirche am Abend des 7. Oktober. Vor allem alte Kommunisten und Widerstandskämpfer hätten sich bei ihm für diese Vorfälle entschuldigt, deren öffentliche Untersuchung er forderte. Sein zweites Thema waren die Skinheads und andere faschistische Elemente, denen »kein halber Millimeter Raum in dieser Stadt gewährt werden« solle (*Berliner Zeitung*, 30.10.1989).

Im April 1990, als die Mauer bereits gefallen, die Regierung de Maizière



gewählt und die Weichen auf Anschluß der DDR gestellt waren, wurde Fink durch 341 von 469 Konzilmitgliedern zum Rektor der Humboldt Universität gewählt. Er löste den Chemiker Prof. Dieter Hass ab, der Mitglied der SED-Kreisleitung bis zu deren Auflösung im Dezember 1989 gewesen war. Magnifizenz Hass hatte durch seine allzu eilfertige Anpassungsbereitschaft den Zorn des reformfreudigen Flügels des wissenschaftlichen Personals und der Studenten herausgefordert. Demgegenüber galt Heinrich Fink auch an seiner Sektion als aufrechter und reformfreudiger Theologe und Antifaschist. Diejenigen, die ihm wegen seiner mangelnden Berührungängste den Marxisten gegenüber nicht wohlgesonnen sind, hielten sich zurück. Die demokratischen und reformwilligen Kräfte an der Humboldt Universität standen hinter Fink und waren überzeugt, mit ihm würden sie den Mief stalinistischer Strukturen beseitigen, die für Willkürakte und Menschenrechtsverletzungen Verantwortlichen überführen und von der Alma Mater verweisen können. Sie wollten die Vorzüge einer Volksuniversität erhalten, sie aber zugleich mit demokratischen und leistungsfördernden Strukturen ausstatten. Gegner dieser eigenständigen Entwicklung, Vertreter des Kahlschlags wie Klaus-Dieter Kaiser meldeten sich damals nicht zu Wort.

Auch Heinrich Finks jahrzehntelange Friedensarbeit, »seit 1958 ... erst in der Bewegung gegen die Atombombe, dann in der Christlichen Friedenskonferenz ... und seit zwölf Jahren als Synodaler der Evangelischen Kirchen Berlin/Brandenburg« (BZ, 5.4.90), war zu jenem Zeitpunkt nicht suspekt. »Mein Programm ist die Integration jedes Menschen«, erklärte er. Die Ersetzung der alten Feindbilder durch neue lehnte er entschieden ab. Diese Grundhaltung motivierte den 1935 in Bessarabien geborenen, 1940 »heim ins Reich« geholten und nach 1945 zu einem sehr bewußten Antifaschisten gewordenen Theologen. Wenn er seinen Studenten, aber auch seinen Mitbürgern im allgemeinen Recht verschaffen wollte, ließ er sich durch keinerlei Berührungängste Behörden gegenüber abhalten. Schon im Zusammenhang mit den Auseinandersetzungen zwischen Kirche und Staat vor dem 17. Juni 1953 war er von der Schule relegiert worden. Diese Tatsache wird im Bild vom staatsnahen Stasi-Sympathisanten Fink sorgsam herausretuschiert.

Als Rektor der Humboldt Universität war er für vernünftigen wissenschaftlichen Wettstreit, da dieser erweisen kann, was wo am besten studiert werden könne. Die Profilierungschancen der HUB sah er in der Charité, den Landwirtschaftswissenschaften, der Veterinärmedizin und der Theologie, die, wie er in einem Interview im *Neuen Deutschland* (11.4.90) sagte, seit Gründung der Universität durch den preußischen Reformkultusminister Alexander v. Humboldt 1810 ihre wichtigsten Bestandteile waren. Auch die letzten vierzig Jahre Universitätsgeschichte dürfe man nicht verleugnen.

»Wenn wir in ein vereintes Deutschland hineingehen, dürfen wir nicht verdrängen, was gewachsen ist, sondern müssen uns in die Vereinigung einbringen. Ein vereintes Deutschland wird doch hoffentlich ein verändertes Deutschland sein, nicht eine vergrößerte Bundesrepublik. Muß nicht die Wende in der DDR die Wende in der BRD herbeiführen?« Für die Universität heiße das, neues Denken für Frieden und Gerechtigkeit zu entwickeln. »Leider war die Zeit zwischen dem 7. Oktober und dem 9. November zu kurz. Wir hatten ja angefangen, eine neue Deutsche Demokratische Republik zu entwerfen. Doch dann kam jener faktische Staatsstreich

am 9. November ... Im Grunde ist uns an diesem Tag alles, was wir angefangen hatten zu denken, wieder aus den Händen geschlagen worden. Die Zeit der Demokratisierung war zu kurz. Doch so wenig 1961 die Mauer die Lösung unserer Probleme war, so wenig ist es ihr Abbruch jetzt. Wie schon die Mauer eine Notlösung war, wurde die längst fällige Öffnung wieder eine Notlösung. Wir hätten die Mauer Stein für Stein abtragen müssen – gemeinsam.«

Finks Weigerung, die Abwicklung der Fachbereiche Kriminalistik, Informatik und Wissenschaftsorganisation, des Bauhofs und der ehemaligen Sektion Marxismus-Leninismus hinzunehmen, führte zum ersten offenen Konflikt mit dem Berliner Senat. Er widerstand, klagte beim Verwaltungsgericht und verlor. Die Niederlage der Humboldt Universität in diesem ersten Verfahren nahm er wiederum nicht hin. Die Entfernung aller Mitarbeiter dieser Sektionen, ganz gleich, wo diese inzwischen tätig waren, aus dem Universitätsdienst wollte er nicht zulassen. Die pauschale Ausgrenzung der WissenschaftlerInnen ohne individuelle Anhörung hatte nicht nur den Protest des Rektors hervorgerufen. Ein Mitglied des Akademischen Senats der Humboldt Universität, der Theologe Dieter Kraft, war deswegen sogar von seinem Amt zurückgetreten. Viele Studenten reagierten mit Protestmärschen und Mahnwachen auf die Hochschulpolitik aus dem Hause Erhardt. Im Mai 1991 protestierten sie dann auch gegen den durch ein Ergänzungsgesetz zum Berliner Hochschulgesetz geplanten Eingriff in die 1989 erkämpfte Autonomie der Universität. Akademische Selbstverwaltungsgremien, argumentierte demgegenüber der Wissenschaftssenator, setzen Professoren im Sinne des Hochschulrahmengesetzes voraus. Die Ostberliner Professoren erfüllten nicht die Voraussetzungen für eine Professur nach den im Westen geltenden Gesetzen. Die Erhardtsche Wissenschaftspolitik sah überdies eine Kürzung von 2300 auf 730 Personen des akademischen Personals vor. Die Studienplätze sollten aber von 24000 auf 29200 steigen. Personalkürzungen würde es nur im Osten geben.

Der Protest fügte dem forschenden Wissenschaftssenator eine Serie von Niederlagen zu. Aus dem Ergänzungsgesetzesentwurf strich er »freiwillig« einige der besonders anstößigen Paragraphen. Das alleinige Entscheidungsrecht bei Personalfragen, das er sich vorbehalten hatte, ging nun doch an das Kuratorium der Humboldt Universität über. Dennoch beauftragte der Akademische Senat den Rektor im August 1991, nach Karlsruhe vor das Bundesverfassungsgericht zu gehen, um dem weiter geplanten Eingriff in die Wissenschaftsfreiheit entgegenzutreten. »Ein Element von Dreistigkeit«, war der Kommentar aus dem Hause Erhardt hierzu.

Bereits im Juni erließ das Oberverwaltungsgericht Berlin, an das sich Fink in einem Einspruch gegen den erstinstanzlichen Beschluß des Verwaltungsgerichts zur Abwicklung von fünf Sektionen gewandt hatte, eine einstweilige Verfügung. Nur im Falle der alten Sektion Marxismus-Leninismus blieb der entsprechende Beschluß bestehen. Die Abwicklung der übrigen Sektionen sei verfassungswidrig, da sie nicht aufgelöst, sondern neukonstituiert würden. Erbittert erklärte Senator Erhardt, der Senat würde alle Instanzen bis zum Bundesverwaltungsgericht ausnutzen, um diesen Entscheid umzustößen. Der Erfolg der Bemühungen Finks, der im Sinne behutsamer Erneuerungspolitik stets für Einzelprüfung statt pauschaler Kündigung eintrat, stärkte sein Ansehen unter Studenten und Lehrpersonal. Andererseits traten neue Gegner auf den Plan.

In dem Maße, wie sich das politische Klima in der DDR und später in den neuen Bundesländern durch pauschalisierende Verurteilung des »Unrechtsstaats« und Mythologisierung der Stasi, durch Abqualifizierung der DDR-BürgerInnen im allgemeinen, der Linken und Bürgerbewegten im besonderen auch durch einen Teil der Angehörigen der Letztgenannten selbst verhärtete, mußte jeder Erneuerer und Demokrat in die Schußlinie geraten. Auch im Falle Fink gebührt Konrad Weiß vom Bündnis 90 die Ehre, schon im Frühjahr 1990 den ersten Stein geworfen zu haben, als er die Christliche Friedenskonferenz als SED-gesteuert charakterisierte. Fink erklärte damals:

»Ich glaube, daß wir um des Friedens willen keine Berührungsängste haben dürfen. Gerade die Christliche Friedenskonferenz hat seit ihrem Existieren immer am Ostermarsch mitgewirkt. Sie ist 1958 als Anti-Atombewegung entstanden und kein Geringerer als Martin Niemöller hat sie mitbegründet. Niemöller war geradezu der Schutzpatron des Ostermarsches ... Die CFK ist eine internationale Bewegung. Wenn man einen ihrer Teile anklagt, wie den DDR-Regionalausschuß, klagt man natürlich die ganze Christliche Friedenskonferenz an, von Amerika bis Alaska.« (BZ 28./29.4.90)

Die Attacke von Konrad Weiß galt nicht zufällig einem Mann, der keinen Hehl aus seiner Auffassung machte, daß die sozialistischen Ideen zwar unter dem »realsozialistischen« System bis zur Unkenntlichkeit korrumpiert worden waren, daß aber »Ideen ... nur von Menschen erdacht, kritisiert und reflektiert« werden und sich daher »in der Bewahrung von menschlichem Zusammenleben bewähren« müssen. Deshalb könne »der Wert sozialistischer Ideen nicht im christlichen Abendland entschieden werden«. »Wir werden es erfahren, welche Kriterien der Machbarkeit sozialistischer Ideen bei der bisher noch unter Ungerechtigkeit leidenden Mehrzahl aller Erdenbewohner erfahrbar werden.« (*Junge Welt*, 20.6.90) Dies wies Fink als einen Theologen der Schule mit dem Marxismus Dialogbereiter aus, die antikommunistischen wie stalinistischen Scharfmachern seit den dreißiger Jahren stets ein Dorn im Auge war.

Der »Fall Fink« muß aber in einem größeren Kontext betrachtet werden. Denkmalsstürmerei aller Art hat die bescheidenen Anfänge echter Geschichtsaufarbeitung abgelöst. Bis heute ist kein einziges von Angehörigen staatstragender Apparate begangenes Verbrechen geahndet worden. Das faschistische Phrasen brüllende und prügelnde Wachpersonal aus den Reihen der Ministerien des Inneren und der Staatssicherheit in Bautzen blieb ungeschoren. Die ministerialen bzw. parteiamtlichen Veranlasser von Willkürakten und Menschenrechtsverletzungen, die Sozialisten wie Herrnstadt, Havemann und die vielen weniger bekannten oft bis zu deren Tod verfolgt haben, sind niemals angeklagt worden. Apparatschiks, verantwortlich für die Lügen und Verleumdungen in den Medien oder für die Zulassung strahlenverseuchter Lebensmittel für die Bevölkerung, für den Bau eines Silikonwerks inmitten eines Dresdner Wohngebiets sowie für zahllose andere Verbrechen, blieben unbehelligt. Was die faschistischen Staats- und Regierungsverbrechen anlangt, so hat die politische Klasse in Deutschland die dem Naziregime dienenden Beamten, Universitätsprofessoren, Juristen, Kulturschaffende oder Ärzte fast vollzählig übernommen. Mit Unterstützung großer Teile der Bürgerbewegung wird dagegen der Mythos Stasi zur Keule geformt, mit der unliebsame, d.h. aufrechte, unabhängige, unangepaßte Menschen ausgeschaltet

werden, die sich der auf dem Gebiet der ehemaligen DDR vor sich gehenden barbarischen wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Zerstörung entgegenstellen.

Es geht längst nicht mehr um eine Aufarbeitung der Geschichte *beider* deutscher Staaten; es geht nicht um eine sachliche Analyse der Umstände, unter denen ein alternatives Gesellschaftsprojekt in die Hände einer immer mehr zur verknöcherten Mafia erstarrten Parteiführung geraten war. Es heißt längst nicht mehr »Stasi in die Produktion«. Nicht die rechtsstaatliche Behandlung von Unrecht und Verbrechen gegen die Menschlichkeit steht zur Diskussion. Die DDR wird pauschal zum gesetzlosen Unrechtsstaat erklärt, gleichzeitig wird aber im Grenzerprozeß das dort gefällte Urteil daran festgemacht, daß die DDR-Gesetze die Tötung von Flüchtigen nicht *expressis verbis* vorsahen.

Daß das Volk der DDR sich vom Stalinismus selbst befreit hat, während das Volk der alten BRD sich nicht einmal aufraffen konnte, sich für den Erhalt der weitaus besseren sozialen Leistungen des DDR-Staates und für deren Übertragung auf ganz Deutschland einzusetzen, wird nicht zur Kenntnis genommen. Jede Staatsnähe, von der volle Abstinenz in letzter Konsequenz nur Eremiten möglich ist, wurde den Ostbürgern zum Vorwurf gemacht – ob es ihnen gelungen war, das Abitur zu bestehen und gar an die Universität zu kommen oder ob sie Parteisekretärin in einer Schule gewesen waren, ihre eigene Leistung konnte es in diesem Staat des Unrechts und der Korruption nicht gewesen sein. Nur eine Minderheit all der jetzt durch den Dreck gezogenen und existentiell bedrohten Menschen kann man mit Fug und Recht als Denunzianten bezeichnen, die, beispielsweise aus Karrieregründen, anderen das Wasser abgruben, wie es auch jetzt zahlreiche Wendehälse tun. Zu ähnlichen Heldentaten wurde und wird bekanntlich auch heute von CDU-Organisationen, verschiedenen Behörden und Personalstrukturkommissionen aufgerufen.

Mit der Übergabe derjenigen Teile des vom Apparat der Staatssicherheit gesammelten Mammutmaterials, die weder gleich nach der Wende vernichtet noch an andere Geheimdienste weitergereicht worden waren, an eine Bundesbehörde gelang es den Kräften, die aus guten oder besser schlechten Gründen ein Interesse an der Verhinderung jeder ernsthaften Geschichtsaufarbeitung haben, die Aufdeckung von Verbrechen unmöglich und dafür Pauschalisierung zum Instrument der Verfolgung Andersdenkender zu machen. Dieses Instrument wird genutzt, um die Vergangenheit von Menschen aus Ostdeutschland zu diskriminieren, den dort stattfindenden kulturellen und industriellen Kahlschlag zu legitimieren. Vor allem dient die Stasi-Keule auch dazu, dem rechtskonservativen Konzept der Verhinderung jedes objektiven Herangehens an die deutsche Geschichte des 20. Jahrhunderts den Weg zu ebnen. Deshalb darf es keine ostdeutschen Leitfiguren geben, die durch ihre Person daran erinnern, daß auch der »Realsozialismus« Menschen hervorbrachte, die sich wie Heinrich Fink weder gewendet haben oder in die innere Emigration gegangen sind noch ihre hauptsächlich Beschäftigung in minutiöser Seelenschau sehen, die gleichzeitig mit ehrlicher Vergangenheitsbewältigung Widerstand gegen die neuen, heutigen Verbrechen, Ungerechtigkeit und Menschenrechtsverletzungen leisten. – Am 29. Januar 1992 trat Fink von seinem Rektoramt zurück.

## Kongreßberichte

### Rosa Luxemburg in Tokio

Internationales Rosa Luxemburg Symposium, veranstaltet von der Internationalen Rosa-Luxemburg-Gesellschaft. Tokio, 2. bis 4. November 1991

Die internationale Rosa-Luxemburg Gesellschaft existiert seit 1980. Der im letzten Jahr verstorbene Theo Pinkus (Schweiz) und Narihiko Ito (Japan) waren ihre Begründer. Mehrere Symposien (in Linz, Paris, Berlin) haben bereits stattgefunden. Und jetzt, wo es in Europa seit kurzer Zeit keine nicht-kapitalistische Gesellschafts-Alternative mehr gibt, in Asien jedoch noch drei sozialistische Länder existieren, waren europäische und asiatische WissenschaftlerInnen nach Tokio eingeladen, um laut über die aktuelle theoretische Bedeutung von Rosa Luxemburg nachzudenken. Japan – ein Land marxistischer Theoriebildung? In keinem anderen kapitalistischen Land hat der Marxismus in den Wissenschaften eine so bedeutende Rolle gespielt wie hier in den ersten 20 Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg. Namen wie Watura Hiromatzu und Kiyooki Hirata stehen für akribische und sorgfältige Neuübersetzungen von Gramsci und Marx (vor allem *Das Kapital* und *Die Deutsche Ideologie*). Und nicht zuletzt gebührt dem zu dieser Konferenz einladenden *Narihiko Ito* Achtung: er fand nach langer Suche in New York in einem winzigen Archiv Briefe von R. Luxemburg, die sie in ihrer Jugendzeit verfaßte und übersetzte sie aus dem Polnischen(!) ins Deutsche(!). Besonders die Imperialismustheorien von z.B. Luxemburg, Lenin, Hilferding wurden stark rezipiert. Die Ausbeutung der Kolonien durch die kapitalistischen Länder war das zentrale Thema.

Auf der Machtseite der japanischen Gesellschaft findet sich seit 1955 die ungebrochene Herrschaft einer einzigen Partei (LDP). Weder wirtschaftliche Rezessionen noch Bestechungsaffären (z.B. Lockheed) veränderten das politische Koordinaten-System. Wie paralyisierend eine solche Anordnung auf kapitalismus-kritische Aktivitäten wirkt, zeigt z.B. die Stilllegung der Zeitschrift *Joyko* (dt.: Situationen) für mehr als ein Jahrzehnt. In den Zeiten der Studentenbewegung war sie das theoretische Organ der Linken, hatte als Bewegungs- und Lernzusammenhang gedient. In diesem Jahr erschien sie wieder neu; die erste Nummer beschäftigt sich mit der »mauerlosen Welt« und dem Zusammenbruch der sozialistischen Staaten. Von der vormaligen Auflage von fast 20000 Exemplaren bleiben ihnen nunmehr 2000.

Das Symposium fand zu Rosa Luxemburgs 120. Geburtstag an der Chuo-Universität Tokio statt. Es kamen zusätzlich zu den ReferentInnen ca. 100 Gäste. Die Konferenz-Themen waren auf Aktualität abgestellt: Krieg und nationale Frage, Soziale Umwälzungen und Demokratie, Geschichtsbewußtsein und Revolutionsbild, Krise des Sozialismus. Nur das mehr unter- als eingeschobene Thema Frauenbewegung mußte sich hinter der sattsam bekannten Zweiteilung der Luxemburg als »Frau und Mensch« verstecken. Die WissenschaftlerInnen kamen aus Süd-Korea, China, Japan, Polen, der UdSSR, Griechenland, Schweiz, Österreich und Deutschland.

*Ho-Seong Park* (Seoul) lieferte eine kritische Lesweise der Schriften von Luxemburg zur Nationalitäten-Frage. Er verurteilte das ökonomistisch-deterministisch gefärbte Bekenntnis der Luxemburg zur proletarischen Revolution, das sie hinderte, die Bedeutung nationaler Unabhängigkeitskämpfe vor allem in der imperialistischen Periode zu erkennen. Angesichts der organisierenden Funktion des Weltmarktes sieht Park mit den Analysen der Luxemburg, daß der Wert formal-politischer nationalstaatlicher Unabhängigkeit für die Länder der »dritten Welt« fragwürdig ist. Der

Koreaner, den die Frage nach der Einheit der Nation auch ob der Teilung seines Landes und die darum zerstrittene Linke umtrieb, stritt gegen essentialistische und zumeist manichäisch wirkende Analysen. Die Wertung, inwiefern Nationalismen gegen die Selbstbefreiung gerichtet seien, will er im Kontext der Frage, wer spricht?, beantwortet sehen. Kommen die nationalistischen Töne aus der herrschenden oder der beherrschenden Klasse, aus den herrschenden oder beherrschten Nationen?

*Feliks Tych* (Warschau) arbeitete die Bestimmung des Begriffs der Nation bei Luxemburg gegensätzlich zu der von Park aus und zitierte den anti-ökonomistischen folgenden Satz von 1905: »Der Arbeiterklasse ist die nationale Sache bei uns nicht fremd und kann es nicht sein, es kann ihr die in der Barbarei unerträglichste Unterdrückung nicht gleichgültig sein, da sie gegen die *geistige* Kultur der Gesellschaft gerichtet ist. Zur Ehre der Menschheit in der Geschichte aller Zeiten steht fest, daß die unmenschlichste Unterdrückung der *materiellen* Interessen nicht fähig ist, so fanatischen, flammenden Aufruf und Haß hervorzurufen, wie Unterdrückung im Bereich des geistigen Lebens, wie religiöse und nationale Unterdrückung.« Tych konstatiert, daß Luxemburg die wirtschaftliche Gemeinschaft aus dem Nationen-Begriff eliminiere und an seine Stelle einen Komplex von geistigen Merkmalen und Gütern setze. Einig waren sich beide Referenten in der Kritik der Luxemburgschen Unterschätzung der politischen Durchsetzungskraft von Nationalitäten-Konflikten.

*Annelies Laschitza* (Berlin) – die Mitherausgeberin der Briefe von Luxemburg – kritisierte zwar in milden Worten eigene frühere Lesweisen der Luxemburgschen Masseneinschätzungen (sog. Spontaneitätstheorie) mit ihrer Gegenüberstellung von Führung (Partei) und Masse, blieb aber innerhalb dieser Denkanordnung, indem sie von sozialer Bewegung ausschließlich im Singular sprach bzw. von »außerparlamentarischen Massenaktionen«. Die Vielfachartikulation der politischen Subjekte wurde bei ihr im Massenbegriff verschluckt. Der Hinweis auf die *Stalinisierung* der Lesweisen von marxistischen KlassikerInnen deutet zudem auf das Problem, daß die Analysen über den Leninschen Parteitypus – übersetzt in seine männliche Individualitätsform – kaum erst unter den ehemaligen DDR-WissenschaftlerInnen begonnen haben. Der Hinweis auf Stalin verhindert die Kritik an Lenin.

*Fritz Weber* (Wien) analysierte die Zusammenbruchstheorie Rosa Luxemburgs, indem er deren strategischen Stellenwert für die Politik untersuchte. Die *Möglichkeit*, das Ende des Kapitalismus zu denken, machte die Sozialdemokratie handlungsfähig. Die messianische Endzeiterwartung füllte eine theoretische Leerstelle – die Hoffnung auf die eingreifenden Massen war vielleicht die Hoffnung auf eine politische Antwort für die wissenschaftlich nicht zu beantwortende Frage nach dem »wann genau?«. Der Weg zum Sozialismus kann abgekürzt werden, indem – wie Weber Luxemburg zitierte – »das gesellschaftliche Bewußtsein ... als aktiver Faktor in das blinde Spiel der Kräfte eingreift«. Weber schlug implizit einen produktiven – bei MarxistInnen noch lange nicht selbstverständlichen – Umgang mit Luxemburg vor: Frage nie danach, ob sie die Wahrheit schrieb, sondern frage nach dem, welche Bedeutung ihre Axiome, auch Dogmen, ihre Voraussetzungen in ihrem theoretischen und politischen Handeln hat. Weber kam auf die für die Gegenwart kaum wiederzufindende wechselseitige Funktionalisierung von Wissenschaft und Politik.

Die unter dem Titel Rosa Luxemburg als »Frau und Mensch« zusammengefaßten Beiträge hätten gegensätzlicher nicht sein können. So wurde in einem Beitrag die Wärme und Menschlichkeit Rosa Luxemburgs hervorgehoben. Immer noch zeigt sich bei den Biographen männlicher Unglaube gepaart mit Hoffnung, daß es möglich sei, durch Freundlichkeit die Welt freundlicher zu machen und dies in revolutionären Zeiten. Das Bild des Revolutionärs, wie es in der Literatur der Arbeiterbewegung

zementiert wurde, mit seinen asketischen, autoritären und einsamen Zügen, ist dem idealisierten dem Leben zugewandten Luxemburg-Bild diametral entgegengesetzt.

Im Unterschied zu diesem Zugang suchte *Frigga Haug* (Hamburg) in den Schriften nach Elementen für eine zu erfindende feministische Politik. Sie fand sie sowohl in der Sprache Rosa Luxemburgs als auch in ihren Bildern und dem Umgang mit den individuellen Erfahrungen, die sie in ihren Unterdrückungselementen niemals bloß zur Veranschaulichung dienten, sondern zur Vorführung des Schon-Fast-Möglichen im Noch-Nicht.

Auf Druck einiger Feministinnen war der letzte Konferenztag der strategischen Position »der« Frauenfrage in Gesellschaftsentwürfen gewidmet. Dies führte dazu, daß die männlichen Teilnehmer – mit wenigen Ausnahmen – die Zeit nutzten, um Tokio zu erkunden. Behandelt werden sollte die Frage, ob der Zusammenbruch des Sozialismus mit der Nichtlösung »der« Frauenfrage erklärt werden müsse, und inwiefern das feministische Projekt sich als Menschheitsprojekt erkläre. Es kamen ca. 80 Frauen. Auf dem Podium waren elf Frauen aus Japan (7), China (1), Deutschland (3). Es ist unmöglich, die Beiträge zusammenzufassen: Einige kritisierten die soziale und politische Lage in Japan, andere waren biographisch gehalten, wieder andere schlugen theoretische Rahmen für feministische Politik vor. Für uns Europäerinnen war es schwierig, in die undurchdringlichen Gesichter der Asiatinnen zu sprechen. Die Sprachschwierigkeiten wirkten ebenso wie die orientalische Kultur wie eine Wand. Das Gemeinsame war kaum auszumachen, zumal in der Diskussion ausschließlich Fragen zu Rassismus, Ökologie und allgemeiner Kapitalismus-Kritik, aber nicht im Zusammenhang mit der Frauenfrage gestellt wurden. Die Schreiberin dieses Berichts machte später mit einem Vortrag an der Frauenuniversität in Tokio eine völlig andere Erfahrung: Dorthin kamen feministische Wissenschaftlerinnen, und die Diskussion war lebhaft und thematisch bezogen; die Fremdheit in der Fremde war durch das gemeinsame internationale Feminismus-Projekt gemindert.

Trotzdem scheint mir, daß die Initiierung *internationaler* sozialistischer Diskussionskultur notwendig ist. Verständigung über theoretisch-politische Handlungsmöglichkeiten, die Konkurrenz unterschiedlicher Umgangsweisen mit sozialistischen KlassikerInnen, die wissenschaftliche Formulierung von Aufgaben an die Politik – all dies braucht netzförmige Kommunikationsorgane. Der nächste Kongreß wird 1993 voraussichtlich in Paris unter dem Thema: »Rosa Luxemburg und neue soziale Bewegungen« stattfinden.

Kornelia Hauser (Bielefeld)

## Demokratie und Sozialismus

4. Tübinger Ernst-Bloch-Tage, veranstaltet vom Tübinger Vorbereitungskreis in Zusammenarbeit mit der Gesellschaft für Politische Ökologie, dem Unabhängigen Frauenverband Berlin, der TÜTE-Tübinger Termine, dem Sozialistischen Büro Offenbach und der Fachschaftsrätevollversammlung der Ernst-Bloch-Universität Tübingen. Tübingen, 8. bis 10. November 1991

Während einige romantisierende Bloch-Rezitatoren und abstrakt Radikale einer Linken nachtrauerten, die sich noch einer substantiellen Identität sicher schien, bemühten sich die meisten der 250 TeilnehmerInnen aus Ost- und Westeuropa darum, Leitbegriffe der sozialistischen Tradition diskursiv zu aktualisieren und dadurch das Projekt einer antikapitalistischen Linken auf der Höhe der Zeit zu halten. Abgesehen vom Einverständnis über die wechselseitige Untrennbarkeit von Demokratie und Sozialismus spiegelte sich in den meisten Diskussionen der fünf Arbeitsgruppen der alte Dissens über die Einschätzung des Status der Ökonomie.

Zuvor hatte *Cornelius Castoriadis* im Eröffnungsreferat das Auditorium durch seine Verabschiedung des Terminus *Sozialismus* provoziert, die er, im Unterschied zu einigen TeilnehmerInnen des Arbeitskreises »Utopie, Sozialismus, Demokratie«, nicht pragmatisch mit der realen Diskreditierung des Begriffs begründete. Der Terminus enthalte ein antiindividuelles Bedeutungsmoment, die Dominanz des gesellschaftlich Allgemeinen über das Individuum – eine These, welcher der Tübinger Philosoph *Helmut Fahrenbach* mit einiger Schärfe widersprach. Castoriadis verglich das Geld als notwendige Bedingung der Vergesellschaftung mit der Erfindung des Alphabets und versuchte in einer direkt-demokratischen Phantasie zu zeigen, wie dessen Mißbrauch(!) als Akkumulationsmittel zu verhindern ist. Angesichts des sich ausweitenden Zentralismus, der extremen Verselbständigung des ökonomischen und des politischen Systems sowie der permanenten Aushöhlung der bürgerlichen Demokratien wirkt der mit Modellen dezentraler Räte Demokratie verbundene Anspruch konkreter Utopie, gelinde gesagt, allerdings befremdlich.

Für eine Kombination von Marktregulation und direkter Demokratie votierte in der Arbeitsgruppe »Sozialismus und Markt« auch der Bremer Politologe *Hansgeorg Conert*. Als der ungarische Ökonom *János Kovács* demgegenüber die dysfunktionalen Effekte demokratischer Rechtsstaatsprinzipien für die notwendige Liberalisierung der Ökonomie Osteuropas betonte, wurden die immensen Verständigungsschwierigkeiten zwischen Ost- und Westlinken deutlich. – Da er in der funktionalen Eigenständigkeit der Ökonomie den Grund für den Erfolg des Kapitalismus sah, plädierte der Mannheimer Soziologe *Johannes Berger* in der Arbeitsgruppe über »Innere Veränderungen des Kapitalismus« für eine innerkapitalistische Maximierung von Demokratie und Gerechtigkeit, die leider abstrakt blieb. *Roland Roth* vom »Komitee für Grundrechte und Demokratie« widersprach mit Hinweisen auf die Verelendung der 3. Welt und die globale ökologische Krise. Er interpretierte die auch von Berger angeführten drastischen Veränderungen der Produktions- und Sozialstruktur als noch nicht entschiedene Suche nach einem neuen Akkumulationsregime. – *Günter Frankenberg* ergänzte in der Arbeitsgruppe »Zur Logik demokratischer Institutionen« das Konzept einer sich ständig neu konstituierenden Zivilgesellschaft um Überlegungen zur sozialen Absicherung von Grundrechten. Er forderte auf der Basis ziviler Grundsicherung eine finanzielle und rechtliche Garantie autonomer Sozialinitiativen. – Ein Highlight der Bloch-Tage bildete die vom *Unabhängigen Frauenverband Ost-Berlin* organisierte Arbeitsgruppe »Entmännlichung der Utopie«. Ergänzungsbefürftig erschien mit Blick auf sexuelle und ethnische Unterdrückung die Analyse des ökonomischen Antagonismus von Arbeit und Kapital; heftig umstritten war die Bedeutung der Erwerbsarbeit sowie der Reproduktionstätigkeit für Knechtung und Emanzipation der Frau.

In der abschließenden Podiumsdiskussion zu den Chancen der Demokratisierung nach den Erfahrungen in Osteuropa bewerteten der Tübinger Politologe *Winfried Thaa* und *Miklós Mesterházi* vom Budapester Lukács-Archiv die »von oben« verordnete, kaum verwurzelte Demokratisierung in den meisten osteuropäischen Ländern sehr skeptisch. *Roland Roths* beeindruckend vorgetragener Schilderung der gegenwärtigen politischen Situation, die der parlamentarischen Arbeit allenfalls eine marginale Chance ließ, wußte *Wolfgang Templin* vom Bündnis 90 wenig entgegenzusetzen.

Insgesamt haben die Bloch-Tage demonstriert, wie sich bei aller Pluralität und Differenz, in der sich die Unübersichtlichkeit der gesellschaftlichen Verhältnisse manifestiert, dennoch eine, wenn auch bloß formale, Einheit der Linken aufrecht erhalten läßt: Nicht mehr fraglos geteilte Überzeugungen verbinden, sondern der



gemeinsame Wille, im Diskurs Alternativen für eine adäquate, praxisorientierende Analyse der gesellschaftlichen Verhältnisse und möglichen Konfliktpotentiale kontrovers zu entwickeln. Die Form des dialogischen Streits selbst wird zur Form der Einheit. Ob sich für sie auch eine entsprechende Form politischer Praxis findet?

Johannes Heintges (Tübingen)

## **Ankündigungen**

### **Erinnern, Wiederholen, Durcharbeiten. Zur Psycho-Analyse deutscher Wenden**

Interdisziplinärer Kongreß an der FU Berlin, 13. bis 16. Februar 1992. Anfragen: Brigitte Rauschenbach, Psychologisches Institut der FU Berlin, Habelschwerdter Allee 45, 1000 Berlin 33

### **Lernwidersprüche und pädagogisches Handeln**

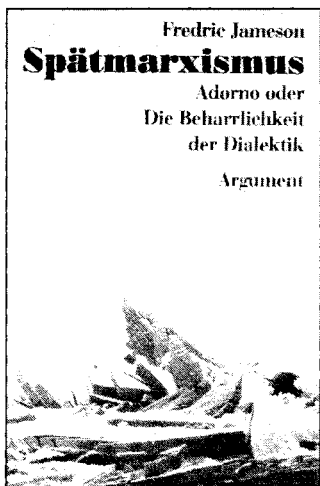
Sechste Internationale Ferienuniversität der Kritischen Psychologie in Wien, 24. bis 29. Februar 1992. Anmeldungen, Informationen, Programm: Organisationsbüro Ferienuni, A-1050 Wien, Stöberg, Telefon (0222) 54 32 44-17

### **Nach dem Zusammenbruch des Realsozialismus: Internationaler Kapitalismus und neue Weltordnung**

Gemeinsame Tagung von IMSF e.V., Redaktion »Sozialismus«, Redaktion »Utopie kreativ« und Redaktion »Z. Zeitschrift Marxistische Erneuerung« in Frankfurt/M., 14./15. März 1992. Informationen und Anmeldung: IMSF e.V., Kölner Straße 66, 6000 Frankfurt/M. 1, Telefon (069) 739 29 34

### **Frauen im Nationalsozialismus: Opfer oder Täterinnen?**

Wochenendseminar der »Arbeitsgemeinschaft Frauen als Täterinnen im Nationalsozialismus« des Aktiven Museums Faschismus und Widerstand in Berlin e.V. und der Frauenakademie Glienicke in Berlin, 27. bis 29. März 1992. Anmeldungen: Heimvolkshochschule Glienicke, Frauenakademie, Königstr. 36b, 1000 Berlin 39



Fredric Jameson

## Spätmarxismus

Aus dem Amerikanischen  
von Michael Haupt

320 S., br., DM 34,—

›Die philosophisch ausgefeilteste Studie über Adorno, die bisher in englischer Sprache erschienen ist.‹

Michael Ferber in *The Nation*

Fredric Jameson ist hierzulande vor allem durch seine Beiträge zur Ästhetik der Postmoderne und zu einer marxistisch inspirierten Literaturwissenschaft bekannt geworden, deren souveräner Umgang mit Texten und Methoden dem Traditionalismus ebenso abhold ist wie postmodernen Dekonstruktionsverfahren. In den USA, wo sein Werk breit diskutiert wird, gilt er längst als Klassiker einer politisch orientierten ästhetischen Theorie.

Umso mehr dürfen wir gespannt sein, wenn Jameson in seiner jüngsten Studie sich mit einem Denker auseinandersetzt, der wie kein zweiter die politische, philosophische und ästhetische Diskussion der westdeutschen Nachkriegs-epoche beeinflusst hat — nämlich Theodor W. Adorno (1903–1969).

Für Jameson ist Adorno der systematische Kritiker der spätkapitalistischen Gesellschaft, dessen Dialektik ein Modell für den weltweit expandierenden Kapitalismus der 90er Jahre sein kann. Adorno nämlich hat sich mit den symbolischen und materiellen Produktionsprozessen der Warengesellschaft nicht arrangiert, sondern sie zum struktiven Moment des Zusammenhangs zwischen Einzelem und Allgemeinem, zwischen individuellen und gesellschaftlichen Formen gemacht. Wie er dabei verfährt und auf welche Weise seine Einsichten für die *condition postmoderne* nutzbar zu machen sind, zeigt Jameson in einer brillanten Auseinandersetzung mit den großen Werken aus Adornos zweiter Schaffensperiode: den *Minima Moralia*, der *Dialektik der Aufklärung*, vor allem aber in der Interpretation der *Negativen Dialektik* und der *Ästhetischen Theorie*.

# Argument

Rentzelstraße 1 2000 Hamburg 13

## Besprechungen

### Philosophie

**Sichtermann, Barbara: Der tote Hund beißt.** Karl Marx, neu gelesen. Verlag Klaus Wagenbach, Berlin 1990 (171 S., br., 16,- DM)

Im Gefolge der revolutionären Umbrüche in Osteuropa wurde nicht nur ein diktatorisches System, genannt Realsozialismus, zu Grabe getragen. Die an den Untergang dieses Systems geknüpften Hoffnungen – auf einen demokratischen Sozialismus, auf eine neue, sozial gerechtere Weltordnung, auf das Ende der gewaltförmigen Austragung von Konflikten und Interessengegensätzen – scheint das gleiche Schicksal zu ereilen. Warum sollte es den Vordenkern einer sozialistischen Gesellschaft besser ergehen als denjenigen, die in ihrem Namen gesündigt haben und gescheitert sind? Ins Grab nun endlich also auch sie, verscharrt gleich toten Hunden. Ihr Name verbannt von Städten, Universitäten, Plätzen und Straßen. Historische Gerechtigkeit auch das. Oder etwa nicht?

Und nun also das: der tote Hund beißt! Und noch immer geht sein Biß (die Kapitalanalyse) »durch bis auf die Knochen« (35). Freilich, auch der Knochen ist nicht mehr der alte. Und das hat er nicht zuletzt dem nicht nachlassenden innovativen Biß seiner Kritiker zu verdanken – um im Bild zu bleiben: »Ein Stück Sozialismus ist in das kapitalistische System eingelassen, die feindlichen Prinzipien existieren nebeneinander und halten einander in Schach.« (42) Eine symbiotische Beziehung also mit klarer Rollenverteilung? Der Sozialismus »nicht aus dem Kapitalismus geboren, sondern in ihn hineinoperiert« (ebd.). Ein »Organtransplantat«, auf das der Kapitalismus mit »Abstoßungstendenzen« (ebd.) reagiert. So jedenfalls sieht es Barbara Sichtermann in ihrer essayistischen Anregung zur Relektüre von Marx, vorangestellt einer den großen kritischen Linien des Marxschen Werkes folgenden Textauswahl.

Gegliedert ist diese Auswahl nach den Schwerpunkten »Geschichtlichkeit« (47ff.), »Gesellschaft und Gemeinwesen« (71ff.), »Die Lage der Arbeiterklasse« (97ff.), »Anatomie der bürgerlichen Gesellschaft« (117ff.) und »Das Kapital und die nichtkapitalistische Welt« (145ff.). Marxkenner werden in diesen Texten Passagen wiederfinden, die ihnen zu recht wichtig sind, etwa aus dem *Kapital*, den *Ökonomisch-philosophischen Manuskripten* oder dem Marxschen Briefwechsel.

Gedacht aber ist diese Auswahl wohl für den Einsteiger. Abgestimmt auf ihn auch die Argumentation der Autorin und Herausgeberin, gerade in diesen Zeiten des weltweiten Siegeszugs des Kapitals zu Marx zu greifen. Mit dem Niedergang des dogmatischen Marxismus sieht sie nun die Stunde gekommen, »Marx' Werk ohne politische Berechnung, dafür mit historischem und sachlichem Interesse neu zu sichten« (15), sich seinem analytischen Scharfsinn, seiner empirischen Detailbesessenheit, seinem historischen Wissen, seiner kritischen Schlagfertigkeit und stilistischen Meisterschaft mit Gewinn auszusetzen. Nicht um eine Neuauflage doktrinärer Exegese also geht es ihr, auch nicht um eine bloße »Rehabilitation des mißbrauchten Denkers« (16), zerrieben zwischen den »Mahlsteine(n) politischer ... Fraktionskämpfe und revolutionärer Umwälzungen« (11), sondern um eine zeitgenössische Neuinterpretation, darauf gerichtet, »die heutigen Zustände der kapitalistischen Zentren in ihrer politischen Lebenskraft und in ihrer apokalyptischen Furcht, in ihrer ökonomischen Blüte und ihrer ökologischen Fäulnis, in ihrem stolzen Reichtum und in ihrer verschämten Armut, in ihren sozialen Ausdifferenzierungs- und Nivellierungstendenzen besser zu verstehen« (16).

Marx war für Barbara Sichtermann vor allem ein Denker mit Gespür für die Dissonanzen seiner Zeit und der Zukunft: für »die Ungleichzeitigkeit von ökonomischem, technischem, wissenschaftlichem Fortschritt und zurückbleibenden Produktionsweisen, Herrschaftsformen, Mentalitäten« (29). An dieser seiner herausragenden Fähigkeit macht sie zugleich eine der aus ihrer Sicht fundamentalen Schwächen von Marx fest: »Daß Brüche, Unsicherheiten, Asynchronizität und krasse Ungleichheit weiterbestehen und sich über die Welt fortpflanzen, und daß für ihre Balance die regulative Funktion von Wahlen, Parteienstreit, Tarifauseinandersetzungen, kurz: die politischen Diskurse unabdingbar sein würden – diese Vorstellung lag ihm fern.« (30)

Was also bleibt von Marx, dem »heroischen Dialektiker« und »sozialpolitischen Reformers«? (38) Zunächst, so die Autorin, wohl das fortbestehende und sich weiter zuspitzende Skandalon seiner Diagnose, vielmehr der ihr zugrunde liegenden Realität der kapitalistischen Ordnung, an der sich zumindest in dieser Beziehung nichts geändert hat: »Wir leben in einer ungerechten Gesellschaft mit einer instabilen Ökonomie, die immer wieder korrigierende Eingriffe braucht.« (Ebd.) Eingriffe, die sich des analytischen Sachverstands von Marx mit Gewinn bedienen können. Damit wird dieser zum unerbittlichen Analytiker und einsichtigen Retter der kapitalistischen Gesellschaft zugleich, zusammengezogen zur unerbittlichen, soll heißen: schmerzlichen und unausweichlichen Einsicht zugleich in die Alternativlosigkeit dieser Ordnung: »Nur wenn wir wissen, wie der Kapitalismus funktioniert, können wir ihn reformieren. Und nur dann können wir ihn retten.« (43) Ob sich Marx freilich an diesem Projekt beteiligt hätte, sei dahingestellt.

Interessierte Zeitgenossen jedenfalls, gleich welcher politischen Couleur, fordert Barbara Sichtermann auf, Marx neu zu lesen (vgl. ebd.). Keine Angst vorm Biß des toten Hundes, so also der überraschend versöhnliche Abschluß eines durchaus selbst bissigen Textes.

Wolfgang Bialas (Berlin)

**Kiefer, Josef: Die Marxsche Theorie als Computersimulation.** Versuch einer systemtheoretischen Explikation des Marxschen Forschungsprogramms. Peter Lang Verlag, Frankfurt/M., Bern, New York, Paris 1991 (189 S., br., 56,- DM)

Vor allem der Untertitel verspricht viel. In Abgrenzung zur bisherigen Marx-Forschung will Kiefer einen Beitrag zur »originären Marxschen Theorievariante des Marxschen Forschungsprogramms« leisten (28). Aber was kommt dabei heraus: Nach cursorischen Durchgängen durch die Geschichte der Marx-Forschung nimmt er einige der von Marx analysierten und benannten Zusammenhänge (Mehrwertate, Profitrate, organische Zusammensetzung usw.) und Größen (Zahl der Kapitalisten, Zahl der Arbeitslosen usw.) und konstruiert daraus ein Modell, das er in mehreren Varianten vom Computer berechnen läßt. Die Ergebnisse der Berechnungen (sowohl als Tabellen als auch als Grafiken) schmücken dann den Hauptteil des Buches. So kann man nachsehen, daß bei konstanter organischer Zusammensetzung nach 50 Zyklen der Gewinn von 100 auf 31 588 gestiegen ist – allerdings beträgt die Größe der Arbeiterklasse inzwischen fast das zwanzigfache der Gesamtbevölkerung.

So anerkennenswert es ist, wenn heute noch Arbeiten über Marx veröffentlicht werden, so problematisch nimmt sich Kiefers Arbeit aus. Gerade an Marx kann man heute – nach den vorangegangenen Jahren der intensiven Marx-Analyse – nicht mehr so frisch-fröhlich herangehen nach dem Motto: jetzt laßt uns mal die Profitrate berechnen. Hier hat beispielsweise G. Stamatis u.a. mit seiner Arbeit über die »spezifisch kapitalistischen« Produktionsmethoden Meilensteine einer analytischen Marx-Interpretation gesetzt. Kiefer führt dessen 1977 erschienene Arbeit ebensowenig an

wie z.B. die von Morishima, Künzel oder Vogt. Und manchmal sollte auch die Frage erlaubt sein, ob der Autor nicht merkt, was er da treibt: Wer Zusammenhänge innerhalb eines Modells postuliert – z.B. zwischen Profitrate und organischer Zusammensetzung –, muß sich doch nicht wundern, wenn die Computergrafiken zeigen, daß es sich wohl um »sehr enge Zusammenhänge« (134) handelt.

Immer wieder geht es vollmundig zur Sache und schnell auf die begriffliche Sandbank: Lakatos' Theorie der »Forschungsprogramme« aufgegriffen – flugs sind die »Aussagen der materialistischen Geschichtsauffassung« der harte Kern des Marx'schen Forschungsprogramms (5f.); Systemtheorie reduziert sich darauf, daß jedes System Inputs, Outputs und Zustände hat, die miteinander in Verbindung stehen (37f.); die gewichtige Diskussion, ob die Marx'schen Bewegungsgesetze den Charakter von Naturgesetzen tragen, endet mit der banalen Lösung, es seien eher Gesetzes-hypothesen (136ff.). Beiläufig streift Kiefer schließlich das für sein Vorhaben entscheidende Problem »der empirischen Quantifizierung der Marx'schen ökonomischen Variablen« (145) – und läßt es fallen. Es wäre schön, wenn Marx-Forscher auch den bisherigen Forschungsstand berücksichtigen würden.

Wilfried Kunstmann (Marl)

**Jamme, Christoph, und Helmut Schneider (Hrsg.): Der Weg zum System. Materialien zum jungen Hegel.** Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M. 1990 (307 S., br., 24,- DM)

Weder ein Vor- oder Nachwort noch eine Einleitung haben die Herausgeber – beide ausgewiesene Spezialisten für den jungen Hegel – dieser Sammlung von Primär- und Sekundärtexten vorangestellt. Eine erste Orientierung stiftet der Klappentext: »Man sieht heute zunehmend deutlicher, daß die theologisch und politisch ausgerichteten Entwürfe aus Hegels Jugendzeit bereits die Grundlage einer metaphysischen Logik und Ontologie enthalten, die man als 'Vorform' der dann in Jena entwickelten 'Dialektik' verstehen kann.« Der Leser darf aber keine zusammenhängende Überblicksdarstellung erwarten und muß die Editionsarbeit an den nicht kommentierten Texten selbst noch leisten. In ihrem Beitrag zur »Geschichte der Erforschung von Hegels Jugendschriften« ziehen *Jamme/Schneider* am Beispiel von »Geist des Christentums« das vernichtende Fazit, »daß die Editionsfrage der entscheidenden Texte außerordentlich unbefriedigend ist« und »die Forschung die Differenz der Fassungen entweder völlig ignoriert oder, bequem sie sich doch einmal zu den Handschriftenbeständen der Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz in Berlin, die Manuskripte falsch oder unzureichend entziffert« (35).

Davon unbeeindruckt entwickelt *Otto Pöggeler* aus der Hypothese (dem »Verdacht«, wie er sagt), Hegel »habe von unphilosophischen Anfängen (von religionskritischen, historischen und politischen Arbeiten) erst zur Philosophie oder doch zur systematischen Entfaltung von Philosophie hinfinden müssen« (103), die These: »Hegels Anfänge sind auch philosophische Anfänge, aber 'philosophisch' nach der spezifischen Auffassung Hegels.« (104) Pöggelers Darstellung des jungen Hegel bewegt sich jedoch stark in Rücksicht auf den späten. Die zum System geformte »Philosophie« liefert den Maßstab zur Beurteilung der »philosophischen Anfänge«, die ihrem Begriff gewissermaßen noch nicht völlig entsprechen. Auch *Heinz Kimmmerle*, der mit seiner Textanalyse einer der Hegelschen Verfassungsschriften (auf 1799/1800 datiert) »die 'Vorgeschichte' der Dialektik Hegels« darlegen will, stellt die so konstruierte Differenz nicht in Frage.

Die Ansätze, die hier vorgreifend als »Vorform« oder »Vorgeschichte« »der Philosophie« bzw. »der Dialektik« verstanden werden, ordneten sich für den jungen Hegel

in den Entwurf einer Volksreligion ein, dem, als einem umfassenden Vernunftmythos, die Philosophie untergeordnet wurde. »Das Gebäude der Vernunft, das Hegel der überlieferten Religion gegenüberstellt«, ist in der Sicht von Pöggeler »jene Philosophie, die in einer moralischen Theologie gipfelt.« (98) Es handele sich um »das Ideal einer Volkserziehung« (84) unter dem Einfluß von Hölderlin. *José Maria Ripalda* verweist auf die ablehnende Haltung des jungen Hegel gegenüber der Spätaufklärung, der damaligen philosophischen Hauptströmung, in der »die Abschwächung der politischen und philosophischen Hintergedanken der [Rousseauschen; Anm. d. Verf.] Behauptung der Volksidentität« (119) die Stimmung beherrscht hat. Das Religiöse wurde also im damaligen Deutschland zu einem spannungsgeladenen Kampffeld der antagonistischen Gruppen, auf dem die revolutionäre Potenz der Aufklärung, die sich auf die Fähigkeiten des Verstandes stützte, zugunsten »der objektiven Religion« entkräftet wurde. Dabei »sickern das gespannte Ahnen einer totalen Krise, die Unerträglichkeit der deutschen Umstände in die vorsichtig dosierte Ausbildung Hegels ein«, um sich in der Gewißheit zu verdichten: »ein neues Volk muß entstehen« (120). Nicht der *Weg zum System*, zum institutionalisierten Philosophieren stand also für den jungen Hegel an, sondern die Suche nach einer Alternative *in der Religion*, die auf das Volk neue Anziehungskraft ausüben sollte.

Diese Konzeption einer Volksreligion als Vermittlungsorgan der Volksbildung erfährt nun unterschiedliche Interpretationen. *Christoph Jamme* erkennt in Hölderlins Vereinigungsphilosophie die »Dialektik der Aufklärung« wieder. Hölderlins »Überzeugung, Aufklärung könne in fundamentaler Verirrung gerade das betreiben, was sie zu verhindern sich vorgenommen hat« (153), habe sich im Verlauf der Französischen Revolution angesichts des Terrors bestätigt. Der Grund sei in der »Naturfeindschaft der Aufklärung« zu finden, welche »die Natur zu beherrschen sucht und Mensch und Natur in einem unversöhnlichen Dualismus sieht statt in versöhnlicher Polarität« (154). Wie Hölderlin erkenne auch Hegel »in der Entzweiung von Mensch und Natur das Prinzip der Herrschaft« (161), wie diesem gehe es ihm um »die Ermöglichung der 'herrschaftslosen Kommunikationsgemeinschaft'« (148). *Clemens Menze* bringt dagegen kritisch die liberale Auffassung in Anschlag, daß »Erziehung nicht länger als Zwangsmittel mißbraucht werden darf, nicht nur frei sein muß von religiöser Inanspruchnahme, sondern auch von einem staatlich politischen Verfügungswillen« (221).

Die genannten Beiträge legen den Akzent auf die von Hegel und Hölderlin beabsichtigte Freilegung der Sinnlichkeit, der polytheistischen Einbildungskraft des Volkes, auf die Ästhetisierung der Religion zugunsten ihrer Massenfähigkeit (»die schöne Religion«). »Wichtiger für die Einschätzung der Hegelschen Kritik ist aber«, wie *Ludwig Siep* geltend macht, »daß diese Stufe der Betrachtung der sinnlichen Welt noch nicht die höchste ist.« (297) Mit diesem richtigen Hinweis auf den Sprengfaktor in Hegels frühem Entwurf wendet Siep sich aber dem gar nicht existenten, dem jungen Hegel untergeschobenen Projekt einer »Gewissensmetaphysik« zu, der es darum gehen soll, »die Kantische Autonomielehre mit der Tradition der Vereinigungsphilosophie zu vermitteln« (299f.). Diese Fokusverengung auf eine moralphilosophische Motivation wird der späteren Entwicklung der Hegelschen Philosophie nicht gerecht. Erst wenn über die Ebene der Moralisierung hinausgegangen wird, eröffnet sich der absolute Idealismus und jene neuartige Vision der Herrschaftsordnung mit dem Philosophen im Zentrum, in der die anfänglichen emanzipatorischen Elemente durch das sich verselbständigende und sich selbst vervollständigende Geistmonopol mit dem Operativ der Dialektik eine dramatische Umgliederung erfahren haben. Als Rahmenbedingung stand die Religion insofern der Philosophie entgegen, der Übergang von jener zu dieser war ohne Diskontinuität nicht möglich.

Der Weg *zum* System erfuhr mithin einen Abbruch, weshalb die Aussagekraft der vorliegenden Texte sich auf nichts anderes als auf den Weg *vor dem* System erstrecken kann. Auch sollte nicht außer acht gelassen werden, daß Hegel nie eine konsequent abgeschlossene Systemdarstellung hinterlassen hat, sondern immer nur Teile, die er noch kurz vor seinem Tod aufarbeiten wollte. Die heutige Hegelforschung darf die Bearbeitung der Texte nicht mit der illusionären Vervollständigung und Abschließung dieses nie vorgelegten Systems verwechseln. Es kommt also nicht darauf an, die vorliegenden Fragmente und Sätze in einen Zusammenhang zu zwingen, sondern in jedem einzelnen Fragment die Fraglichkeit noch einmal zu befragen und die Aktualität erneut zu überprüfen. Yun-Gi Hong (z. Zt. Berlin)

**Jaeschke, Walter, und Helmut Holzhey (Hrsg.): Früher Idealismus und Frühromantik.** Der Streit um die Grundlagen der Ästhetik (1795-1805). Felix Meiner Verlag, Hamburg 1990 (268 S., Ln., 86,- DM)

Es ist ein Gemeinplatz, daß Philosophie und Literatur um 1800 in einer einzigartig engen Wechselbeziehung standen, und doch besteht ein nicht unbeträchtlicher Nachholbedarf bezüglich der genauen Analyse des Diskussionskontextes insgesamt und auch im Hinblick auf einzelne Autoren. Erst in den letzten Jahren hat man sich, unterstützt durch Forschungen im Rahmen großer kritischer Ausgaben, detaillierter und umfassender des Phänomens der literarisch-philosophischen Zusammenarbeit in Klassik und Romantik gewidmet. Vier Bände mit Beiträgen aus Symposien und jeweils ein Quellentextband soll ein Projekt des Meiner-Verlages umfassen, das sich der Diskussion zwischen 1795 und 1848 widmet. Der erste Band hat sich die Ästhetik der Frühromantik und des frühen Idealismus zum Thema genommen.

Die interdisziplinäre Behandlung des Themas erscheint angesichts der oft verzweigten Verwandtschaft der behandelten Texte zueinander wohlbegründet, denn die Fülle des Materials und der einschlägigen Denkansätze dürfte vorerst kaum von einem einzelnen zu rekonstruieren sein. Der Herausgeber W. Jaeschke zielt auf einen Rückblick »mit Bewunderung – wenn auch sicher nicht mit anbetender« (1). Daß Kunst und Ästhetik in der behandelten Zeit ein nie wieder erreichter Stellenwert zukam und das Selbstverständnis der Zeit wesentlich prägten, darf nach Ansicht Jaeschkes nicht verschleiern, daß bereits die spätere Entwicklung der idealistischen Ästhetik erwies, »daß der frühromantische Ruf nach ästhetischer Revolutionierung der Wirklichkeit die Eignung der Kunst zur Vermittlung der Entzweigungen der modernen Welt weit überschätzt habe« (4).

Insgesamt bietet der Band eine sinnvolle Übersicht, indem einerseits einige der einschlägigen Theorien im Diskussionskontext, andererseits auch charakteristische Themen und Fragestellungen der Zeit (Mythos, Fragment und System) in insgesamt 15 Beiträgen behandelt werden. C.A. Scheier unternimmt es, an Hand der gemeinsamen Reflexionskultur die Frühromantik methodisch als Einheit zu verstehen und den Epochenbegriff so wesentlich über die bloße Zeitgenossenschaft hinaus zu erweitern. Aus Schellings Weiterentwicklung des Fichteschen Reflexionsbegriffes, einer »Inversion des Verhältnisses von Subjekt und Substanz« (69), leitet Scheier das spezifisch romantische Verständnis von Reflexion ab, das in der sich aufhebenden Reflexion offener Systeme wie bei Schelling, Hölderlin und Schlegel zum Ausdruck kommt. Als lästige und unnötige redaktionelle Ungenauigkeiten muß man werten, daß von Scheier eingeführte Siglen für verwendete Ausgaben (vgl. 73, 77) nicht im Anhang aufgelöst werden. W. Henckmanns Studie zur Ästhetik Solgers beleuchtet die Genese seines Symbol- und Allegoriebegriffes. Diese Unterscheidung führt direkt zu dem die Epoche prägenden Problem der Einheit von Ästhetik und Kunst-

geschichte. Daß diese Spannung auch F. Schlegels Theorie motiviert hat, weist E. Behler nach, da diese zwar vom Problem der Literaturgeschichte ausgeht, doch im Versuch der Konstruktion einer überhistorischen Bestimmung der Kunst mündete, die jedoch aus der Kunstgeschichte entwickelt sein muß. Doch biegt sich unter dem Gedanken der unendlichen Perfektibilität »die hier begonnene Konstruktion einer absoluten Klassik plötzlich in eine Theorie der Moderne um« (124). Die Mythos-Auffassung des jungen Hegel, zunächst im Kontext der frühromantischen Mythoseuphorie, später die Quelle der Absage an die Kunst als Weise des höchsten Wissens wird von C. Jamme als Bestandteil des Prozesses »der Reflexion der Aufklärung auf ihre Bedingungen und Grenzen« (139) gedeutet, in dem Hegel zunächst durch nationale Mythologie die »Einheit von Ästhetik und Politik wiederherstellen« (142) wollte, bevor er sich von dieser Idee zugunsten der Ausbildung von Logik und Metaphysik verabschiedete. Für die von Jaeschke gestellte Frage nach der ästhetischen Revolution ist die Analyse der Abwendung vom Mythos als Hoffnungsträger dieser Revolution entscheidend.

Die Beiträge folgen keineswegs lediglich der frühromantischen Selbsteinschätzung eines kunstphilosophischen Neubeginns in der gemeinsamen Anstrengung des *Sym*philosophierens, sondern widmen sich auch denen, die scheinbar außerhalb dieses Diskussionskontextes standen. G. Müllers Behandlung der Ästhetik Jean Pauls weist auf eine Position hin, die sich gerade gegen alle idealistischen Voraussetzungen wendet: »Die Fichte-Kritik trifft bei aller Komik ... den springenden Punkt: Die Transzendentalphilosophie spricht vom Gattungswesen, nicht von der 'Existenz' und nicht vom 'Leib'. Jean Paul rächt sich und macht hartnäckig aus dem transzendentalen Ich ein empirisches.« (161) Daß, wie H. Schultz zeigt, den Geschwistern Brentano eine lebendige Aufnahme des philosophischen Diskurses nachzuweisen ist, überrascht in diesem Zusammenhang ebenso wie K. Hammachers Rekonstruktion von Jacobis Romantheorie, weil Jacobi eben nicht über seine Romane, sondern über seine Vermittlung der Lehre des Spinoza die Ästhetik dieser Zeit entscheidend geprägt hat, und lenkt den Blick damit über schon bekannte Fragestellungen der Forschung hinaus. Insgesamt darf dieser Band als verlässliche Informationsquelle zum Thema betrachtet werden, der das Wissen um die wechselseitige Bezugnahme und Beeinflussung der Künstler und Theoretiker dieser Zeit sammelt, sinnvoll organisiert und bereichert.

Stefan Keymer (Köln)

## Sprach- und Literaturwissenschaft

**Mudry, Anna: Gute Nacht, Du Schöne.** Autorinnen blicken zurück. Luchterhand Verlag, Frankfurt/M. 1991 (143 S., br., 14,80 DM)

»Es springen mit dem Wegfall von Mechanismen der Zensur und Selbstzensur eiserne Ringe vom Herzen. Spuren gewaltsamer und selbstgewollter Eingriffe in Lebensläufe, in Geschriebenes und Ungeschriebenes zeichnen sich in diesem Band noch sehr verhalten ab.« So kommentiert Mudry in ihrem Vorwort die versammelten Beiträge. Mit Elke Erb wird noch auf der Umschlagseite geworben, aber sie fehlt in diesem Buch.

Konzipiert war es als Briefwechsel von Frauenpaaren; es hielten sich nur wenige daran. Fast alle Frauen schreiben aus dem Zwischenraum eines Nicht-Mehr und Noch-Nicht. Die Rückschau ist – vor allem bei den Jüngeren (um 1960 Geborenen) – ungenau global: »Ich war keine wirkliche Bedrohung für dieses System, wenn ich bis zum Letzten gegangen wäre, hätte ich nie mein Studium beendet ...« (Annett



Gröschner, 101) Die Verknüpfung von systemischem Sozialismus und Lebenswelt zu Erfahrungen gelingt vor allem zwei Frauen: Brigitte Struzyk beschreibt die widersprüchliche Mehrdimensionalität des gefüllten Lebens. Die Bücher von Ilja Ehrenburg und Lieder wie »Schenkt man sich Rosen in Tirol« fanden in einer Person Platz. Rosa Luxemburg und Radio Luxembourg wurden gleichermaßen mit Sinnen besetzt. Brigitte Burmeister spricht vom »gespaltenen Marxismus« (54), der sich als kommunistische Utopie in ein Dogma und eine Methode teilt. Die Methode erzeugt einen »Überschuß«, eben »jenes Element, das der Anstrengung des Denkens einen über Erkenntnis hinausweisenden Sinn gab« (55). Das Dogma treibt der Erkenntnis – im Zuge der Abwesenheit einer wirklichen Entstalinisierung – die politische Handlungsfähigkeit aus. Burmeister führt das Paradoxon vor, daß es gerade der kritische Marxismus war, der von den politischen Praxen wegführte.

Anna Mudry (Jahrgang 1935) beschreibt erlittene Geschichte. Sie spricht über die einfache Dualität von Widerstand und Anpassung als *zwei* voneinander *getrennten* Handlungen; für sie gibt es kein zusätzliches Erleben als das zentralistisch verordnete; sie leistete Widerstand in den Bahnen der SED-Verordnungen. Widerstand heißt: gegen die Partei zu sein, ohne das Wofür zu füllen. Und selbst der Widerstand ist nicht eigene Tat, sondern verdankt sich den Sozialisationsstaten anderer: »Aber das Wort Gewissen habe ich, sicher auch dank der Erziehung durch die Mutter, nie aus meinem Leben verbannt. In diese Unterwerfung unter die Parteidisziplin habe ich mich, trotz häufiger Werbungen und Versprechungen, nicht hineinreißen lassen, bin nie Parteimitglied geworden.« (73)

Das Buch ist so diffus wie die Zeit, in der es entstand. Es fehlt die *konkrete* Frage an die Erinnerung der Autorinnen. Vieles klingt noch beliebig und einiges wird sich vielleicht später erst aufschlüsseln lassen (auch von westlichen Leserinnen), eben dann, wenn mehr gewußt wird über das Systemische des Sozialismus und seine lebensweltliche Reproduktion.

Neben den genannten Autorinnen schreiben: Kerstin Hensel, Gabi Kachold, Helga Königsdorf, Angela Krauß, Helga Schütz, Gerti Tetzner, Maja Wiens, Rosemarie Zeplin. Kornelia Hauser (Bielefeld)

**Stephan, Inge, Sigrid Weigel und Kerstin Wilhelms (Hrsg.): »Wen kümmert's, wer spricht.«** Zur Literatur und Kulturgeschichte von Frauen aus Ost und West. Böhlau Verlag, Köln, Wien 1991 (229 S., br., 44,- DM)

Acht der 21 Beiträge der »ersten fachwissenschaftlichen Frauentagung mit überwiegend deutsch-deutscher Beteiligung« (IX) stammen aus der BRD, zehn aus der DDR, wo »Frauenforschung sich unter den erschwerten Bedingungen einer rigiden, real-sozialistischen Wissenschaftspolitik durchsetzen mußte« (ebd.); eine Tschechoslowakin und zwei US-Amerikanerinnen äußern sich ebenfalls. Ob und unter welchen Erschwernissen die nicht aus der DDR kommenden Kolleginnen arbeiten, wird nicht erwähnt.

Viele Beiträge stammen von Germanistinnen und beschäftigen sich mit der Vorstellung und Bewertung weiblicher Schreibleistungen um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert. Die Titel der Unterkapitel entsprechen nur zum Teil dem in den Texten tatsächlich behandelten. Im Abschnitt »Geschlechterverhältnisse in der politischen Kultur der DDR« geben Hildegard Maria Nickel und Irene Dölling vom soziologisch-kulturtheoretischen Ansatz Auskunft über die Geschlechtersozialisation in der DDR. Ursula Heukenkamp handelt vor allem ab, welches Frauenbild in der damaligen Literatur abgebildet wurde und welche Rolle schreibende Frauen in den kulturellen und literarischen Institutionen spielten. Es geht um das von den

»Trägern der antifaschistischen Umgestaltung« (10) propagierte Frauenbild, das zur Beförderung vor allem des Friedenskampfes die Mütterlichkeit der Frauen ansprach. Die als Ausnahme bezeichnete Stellungnahme war indes so ungewöhnlich nicht: Viele junge Frauen forderten in jenen ersten Nachkriegsjahren berufliche Gleichstellung, Sozialeinrichtungen und politische und betriebliche Mitbestimmung.

In »Anmerkung zum Verschwinden des Autors und zum Erscheinen der Autorin« streift Genia Schulz das Problem der Integration von Frauenforschung in den Herrschaftsdiskurs (61). Die Frage nach dem Weiblichen müsse sich daran messen lassen, »ob sie eine Störung statt Ergänzung sein kann«. Die Titelfrage interpretiert sie dahingehend, daß »Pluralismus Gleichberechtigung der Diskurse von Frauen, Männern, Weißen, Farbigen, Zugehörigen zu diesem oder jenem Land« (62) bedeutet.

Weitere Beiträge stammen von Irene Selle (Simone de Beauvoirs und Elisabeth Badinters Beiträge zur Überwindung des Mythos vom Ewigweiblichen), Gisela Ecker (Der Kritiker, die Autorin und das »allgemeine Subjekt«) und Marianne Schuller (Wenn's im Feminismus lachte). Insbesondere Eckers Auseinandersetzung mit Hynes' patriarchaler Handhabung einer Würdigung Rebecca Wests ist ein Modell feministischer Metakritik. Unter »Geschlechterverhältnisse in der Literaturgeschichte« werden Sigrid Weigels kulturgeschichtliche Studie »Zur Weiblichkeit imaginärer Städte« sowie Beiträge zur deutschen und englischen Literatur der o.g. Periode vorgestellt.

Zur »Rekonstruktion einer Literaturgeschichte von Frauen« werden »Portraits historischer Autorinnen« vorgelegt, so Jítka Mísová's Aufsatz über Milená Jesenská, die nicht nur die Freundin Franz Kafkas war, sondern als Übersetzerin und Journalistin hervorgehoben zu werden verdient. Weitere Beiträge setzen sich mit Caroline de la Motte Fouqué, Elisa von der Recke, Caroline Schlegel-Schelling und Sophie La Roche und damit mit nicht kanonisierten Genres auseinander. Dorothea Böck beklagt, daß Caroline de la Motte Fouqué, »anstatt ... sich einzugestehen, als 'Frau' Einfluß auf die Gesellschaft haben zu wollen, ... ihr ... Talent ... in die Schnürbrust aristokratischer Konventionen preßte ... und das als 'natürlich' empfand« (147). Bei Heidi Ritter (zu Sophie La Roche) wird ebenfalls nicht gezeigt, daß auch im Angepaßten das Unangepaßte, Verpönte, vielleicht sogar sozial Gefährdende liegen kann. Annegret Pelz aus Hamburg würdigt Elisa von der Reckes Reisebeschreibungen, »die geschlechtsspezifische Dimension der Perspektive« (156), die sich nicht »in traditionell männlicher Weise auf die Fremde als einem Objekt« (149) orientiert. Unter »Frauenliteratur in Ost und West« behandelt Marie Luise Gansberg die westdeutsche lesbische Dichterin Christa Reinig.

Eva Kaufmann schreibt über das Komische, als »Ausdruck von Not und Kraftmobilisierung« (183f.) bei Helga Königsdorf. Zwei US-Amerikanerinnen äußern sich über Anna Seghers und Christa Wolf: Gertraud Guthmann geht auf die Brüche, Widersprüche, Ambivalenz im Werk der älteren Schriftstellerin ein; Christiane Zehl Romero zeigt bei Christa Wolf das Neue in der Thematisierung des Scheiterns und Versagens in der »realsozialistischen« Gesellschaft – »daß in schwierigen Umbruchzeiten Scheitern eine tiefere Hingabe an das Leben und die Gesellschaft bedeuten könne als 'gesunde' Anpassung.«

Man vermißt Beiträge über die Frauen*bewegung*, die Situation ausländischer Frauen sowie etwas aus der anglistischen Forschung zur anglo-amerikanischen feministischen Theorie, zur modernen feministischen Literatur, speziell schwarzer und farbiger Autorinnen.

Hanna Behrend (Berlin)

**Gerhardt, Marlis (Hrsg.): Irmtraud Morgner.** Texte, Daten, Bilder. Luchterhand Literaturverlag, Frankfurt/M. 1990 (220 S., br., 18,80 DM)

**Soden, Kristine von (Hrsg.): Irmtraud Morgners hexische Weltfahrt.** Eine Zeitmontage. Elefanten-Press, Berlin 1991 (144 S., br., 29,80 DM)

Irmtraud Morgner ist die bekannte Unbekannte unter den Autorinnen der DDR. Anders als etwa Christa Wolfs Texte wurden ihre Romane, vor allem »Leben und Abenteuer der Trobadora Beatriz« (1974) und »Amanda« (1983), vornehmlich von der Frauenbewegung rezipiert. Den jetzigen Streitern wider die DDR-Literatur ist Irmtraud Morgner nicht einmal der Erwähnung wert. Und auch die spärlichen Rezensionen zu »Der Schöne und das Tier«, der jüngst erschienenen Veröffentlichung aus dem nachgelassenen dritten Band der Salman-Trilogie, machen deutlich, daß Irmtraud Morgner in den gesamtdeutschen Feuilletons kaum mehr zur Kenntnis genommen wird. Ein Akt des Vergessens, dem die Aufsatzbände von Marlis Gerhardt und Kristine von Soden entgegenwirken wollen.

Gerhardt stellt die Autorin vornehmlich mit ihren außerliterarischen Positionen und in der Rezeption vor. In einem ersten Teil sind Aufsätze, Reden und Interviews Irmtraud Morgners versammelt. Sie vermitteln eindrücklich die politische und poetologische Entwicklung der Autorin von Beginn der sechziger bis Mitte der achtziger Jahre. So wird etwa die werkgeschichtliche Rückschau und biographische Selbstdarstellung in »Apropos Eisenbahn«, einem Essay von 1973, ergänzt durch ein Interview mit Ursula Krechel (1976), in dem Irmtraud Morgner, damals noch recht optimistisch, die Änderung des Geschlechterverhältnisses DDR-spezifisch vor allem auf dessen ökonomische Voraussetzungen bezieht. Der Bezug zu den Texten aus den achtziger Jahren verdeutlicht einen Prozeß der Desillusionierung: In einem Interview von 1984, das sich durch die genaue Werkkenntnis der Gesprächspartnerin, Eva Kaufmann, auszeichnet, befragt Irmtraud Morgner die DDR auf den Zusammenhang von Aggressionspolitik und patriarchalen Herrschafts- und Erkenntnisstrukturen. Zugleich zeichnen sich die Konturen einer Poetik ab, die – vermittelt durch einen recht ungewöhnlichen Begriff von der Androgynität von Kunst – Morgners poetischen Umgang mit männlichen Traditionen deutlich werden läßt und an Hand der Figur des »weiblichen Ketzers« das Moment der Widerständigkeit von Literatur betont. Genese und Weiterentwicklung dieser Aspekte verdeutlichen die Reden über die von Jakob Böhme hergeleitete »Philosophie für Nicht-Fachleute« (1978), die sich auch in der »Amanda« wiederfindet, und über die Gegenwärtigkeit des ketzerischen Potentials der Hrotsvith von Gandersheim (1985). Diese Texte liegen jetzt erstmals in der Zusammenschau vor: Als fortlaufendes Selbstzeugnis der Autorin gelesen, vermögen sie die Voraussetzungen ihres Schreibens in ihrer Entwicklung zu verdeutlichen.

Bei der Sekundärliteratur im zweiten Teil des Bandes beschränkt sich Gerhardt, leider ohne Hinweis auf ihre Auswahlkriterien, auf positive Stimmen zu Morgners Werk. Die Texte von Gerhard Wolf (1975) und Annemarie Auer (1976) können durchaus als repräsentativ für die DDR-Rezeption des »Trobadora-Romans« gelten, da sie die ästhetische Innovativkraft der Morgnerschen Schreibweise und die Thematisierung der Geschlechterfrage betonen, vor der Benennung feministischer Dimensionen aber zurückschrecken. Doch wäre es m.E. auch wichtig gewesen, die durchaus nicht einheitliche kulturpolitische Akzeptanz Irmtraud Morgners in der DDR deutlich zu machen. Die entsprechenden Texte zu unterschlagen, halte ich für unzulässig, auch wenn der sorgfältig recherchierte Aufsatz Eva Kaufmanns (1984) zur werkgeschichtlichen Entwicklung Probleme bei der Publikation und Rezeption in der DDR durchaus benennt. Problematisch ist auch der Überblick über die Rezeption

in der BRD: Als Beispiele führt Gerhardt die durchweg positiven Rezensionen von Nikolaus Markgraf und Monika Speer (»Trobadora Beatriz«), von Gisela Lindemann und Alice Schwarzer (»Amanda«) an. Damit ist zwar ein Spektrum verschiedener Lesarten, von der feministischen bis zur liberal-feuilletonistischen, abgedeckt, doch es fehlen die Aufsätze von Ingeborg Nordmann und/oder Bidy Martin, die mit ihrer strukturanalytischen Lesart, so umstritten deren negativer Befund auch sein mag, Zeichen für eine Lektüre der »Trobadora Beatriz« setzten, die dem Konnex von Form und Inhalt Rechnung trägt. Bidy Martins Aufsatz fehlt gar in der Bibliographie, die zwar erstmals einen Überblick über Primär- und Sekundärliteratur gibt, aber nur als Auswahlbibliographie zu empfehlen ist.

Der Überblick über die bisherige Rezeption wird um drei neue Aufsätze erweitert. Angelika Bammer berichtet von der Rezeption in den USA – ein Unterfangen von zweifelhaftem Wert, da Irmtraud Morgner nicht einmal ins Englische übersetzt, dort mithin nur SpezialistInnen bekannt ist. Eher an thematischen und formalen Kriterien orientiert ist Walter Jens' Rede zur Verleihung des Literaturpreises für grotesken Humor 1989 an Irmtraud Morgner. Er spürt dem Zusammenspiel von realistischen und phantastischen Momenten und deren Verschränkung mit dem politischen Konzept des Gesamtwerks nach und gibt, etwa im Verweis auf Peter Weiss' *Ästhetik des Widerstands*, Impulse für eine differenziertere Lesart der Morgnerschen Texte. An einer solchen Lesart versucht sich auch die Herausgeberin: Im Rekurs auf einen selten positiv besetzten Begriff der »Geschichtsklitterung« sucht Gerhardt das ästhetisch-widerständige Prinzip der Texte Irmtraud Morgners im Widerspiel von struktureller und geschichtsphilosophischer Textdimension zu verorten, gelangt dabei aber über Gemeinplätze kaum hinaus.

Anders als Gerhardt sucht Kristine von Soden in einer Art von Montageverfahren vor allem den zeitpolitischen und biographischen Kontext des Morgnerschen Œuvres zu erschließen. In einer ersten Textgruppe geht es um eine biographische und textanalytische Annäherung an das Werk. Dorothee Schmitz-Köster zeichnet etwa den Prozeß der Radikalisierung nach, der die unterschiedliche Konzeption des »Trobadora«-Romans und der »Amanda« ausmacht, identifiziert dabei allerdings biographische mit poetischen Aussagen. Anders Ursula Heukenkamp: Sie beschränkt sich auf das Motiv der »schlaflosen Frau«. Den üblichen Generalisierungen vorbeugend, verfolgt sie die verschiedenen Spielarten dieses Motivs durch die Salman-Trilogie und spürt damit *in den Texten* Verschiebungen im Zusammenspiel sinnlich-erotischer Dimensionen mit Fragen der politischen Moralität nach. Biographische Reminiszenzen Gerda Juns, einer Psychotherapeutin und langjährigen Freundin Irmtraud Morgners, und die bereits bei Gerhardt abgedruckte Rede Walter Jens' sowie ein Überblick Urte Sperlings über die Rezeption der Salman-Trilogie in der BRD, der die politische Rezeption vor allem durch die Frauenbewegung betont, schließen den werkbezogenen Teil ab.

In einer zweiten Textgruppe wird das frauenpolitische Umfeld der Romane erschlossen. Heidrun Hogan und Ina Merkel zeigen die Differenz zwischen juristischer Gleichberechtigung und dem Fortbestand des traditionellen Frauenbildes in der DDR auf. Susanne Stolt argumentiert differenzierter: An Hand juristischer und ideologischer Verschiebungen von der Nachkriegszeit bis in die Gegenwart weist sie die zunehmende Vereinnahmung der Frauen- durch die Familienpolitik der SED nach. Kristine von Soden entwirft an Hand einer Kurzmontage von Sexratgebern ein »Sittenbild« reglementierter Sexualität in der DDR von den fünfziger Jahren bis in die Gegenwart und setzt es – allerdings sehr plakativ – gegen das Innovative der erotischen Phantasie Irmtraud Morgners ab.

Die dritte Textgruppe soll das kulturelle und politische Umfeld der Texte erschließen. Es geht um den Wandel des Frauenbildes im DDR-Spielfilm (Harry Blunk), die Arbeit des jüngst gegründeten Unabhängigen Frauenverbandes (Christina Schenk) und die schwierige Situation bildender Künstlerinnen in der DDR (Carmen Lode). So wichtig diese Themen auch sind – der Bezug der öffentlichen Diskursmuster zur poetischen Phantasie der Morgnerschen Texte fehlt.

Die Aufsätze werden eingerahmt von Auszügen aus literarischen Texten und Interviews Irmtraud Morgners, aus Rezensionen und Kulturlexika, die in meist lockerem Bezug zu den Haupttexten stehen. Leider fehlen oft die Quellenangaben und erschwert das Layout die Lektüre beider Textsorten. Zudem stellt sich über ihre Anordnung ein Kommentierungsverhältnis her, das die Romane letztlich auf eine politisch-dokumentarische Funktion reduziert. Auch wenn sie diese unter den Strukturbedingungen der DDR zumindest teilweise gehabt haben mögen, setzt sich in einer solchen Einordnung die Tradition eines projektiven und vereinnahmenden Blicks auf die Literatur der ehemaligen DDR fort. Schade, denn die »Zeitmontage«, genutzt als ein formales Prinzip, das auch Irmtraud Morgners Texten, dort allerdings als poetisches Instrument der Erkenntnis, eignet, hätte die spezifische »Handschrift« der Autorin, die eigenwillige Brechung des Politischen im Poetischen und Imaginären und deren Sprengkraft für die Reflexion weiblicher Lebensentwürfe, erschließen können. So bleibt es, in beiden Aufsatzbänden, bei einer ersten Bestandsaufnahme, die sich vor allem auf die politische Dimension der Texte konzentriert und nur in einzelnen Momenten darauf verweist, wie diese Dimension in das widerständig-reflexive Spiel mit weiblicher Realität und weiblichen Träumen eingelassen ist, das es bei Irmtraud Morgner noch zu entdecken gilt.

Doris Janhsen (Hamburg)

**Faderman, Lillian: Köstlicher als die Liebe der Männer.** Romantische Freundschaft und Liebe zwischen Frauen von der Renaissance bis heute. eco-Verlag, Zürich 1990 (485 S., Ln., 49,- DM)

Faderman offeriert an Hand einer Fülle meist literarischen Materials vorwiegend aus dem angelsächsischen und französischen Raum eine Reise durch die Zeiten und den phallogozentrischen Raum zu jener »seltsamen äolischen Fauna« (Compton Mackenzie) in Leidenschaft verstrickter »romantischer Freundinnen«.

Ihre verblüffendste These lautet, daß über Jahrhunderte die »Beziehung, in der das stärkste Gefühl und die tiefste Zuneigung einer Frau gelten« (16), gesellschaftlich nicht nur akzeptiert war, sondern unter bestimmten Voraussetzungen geradezu gefördert wurde, bis die »deutsche Ärzteschaft« und Freud mit der Pathologisierung solcher Verbindungen dem ein abruptes Ende bereiteten. Diese These beruht auf einem zweifachen Spagat. Dem Begriffs-Spagat der Autorin, die »romantische Freundschaft« und lesbische Liebe gleichsetzt, weil frühere Jahrhunderte mit ihrem umfassenderen Verständnis zwischenmenschlicher Zuneigungsformen Freundschaft und Liebe nicht trennscharf unterschieden hätten, während uns Heutigen das Sexuelle als selbstverständliche Trennlinie gilt. Und dem Vorstellungs-Spagat, den wir zu vollführen haben, wenn es uns schwerfällt, in die häufig ausgemalten funkenstiebend erotischen Szenen nicht mehr hineinzulesen, als dasteht. Ob die Liebenden sich genital verhielten oder nicht, hält Faderman für eine Frage des 20. Jahrhunderts, die unbeantwortbar und letztlich bedeutungslos sei.

Das Ideal der »romantischen Freundschaft« im Sinne reiner spiritueller Liebe ist ein zutiefst »viktorianisches« Paar: die »Ladies of Llangollen«, die 1778 durchbrannten und keusch-romantisch von da an über 53 Jahre ihres Lebens jede Minute miteinander verbrachten. Faderman zeigt an diesem Beispiel, daß die Akzeptanz der

Gesellschaft mit der Außergewöhnlichkeit, der Konservativität und der völligen Geschlechtslosigkeit der beiden Damen korreliert. Für diese wohlwollende Haltung lasse sich ein zeitunabhängig wirksames Bündel von Ursachen ausmachen: 1. Die Annahme, es gebe keine weibliche Sexualität, 2. daher bestehe keine echte Rivalität zur Ehe als Institution und zum Mann als solchem – im Gegenteil würden 3. Zwecken entlastet, ohne daß dem Ehemann Hörner aufgesetzt würden. In diesem Sinne gilt ideelle »sapphische« Liebe als willkommene Einübung in spätere heterosexuelle Beziehungen. Frauenliebe war also immer dann gern gesehen, wenn sie im wohlverstandenen männlichen Eigeninteresse lag. Nicht zuletzt habe ein voyeuristisches erotisches Sonderinteresse an der schwül inszenierten Frauenliebe existiert, wie von Casanovas Memoiren über »Fanny Hill« bis hin zu Strindbergs misogynen Wahnideen nachzulesen sei. Wie langweilig muten gegenüber den Fantasien eines Sini-strari (1700) über die penetrationsfähige Klitoris, die dieser zur Grundlage von Todesurteilen wegen weiblicher Sodomie gemacht haben wollte, die klinischen Analysen sexueller »Perversion« an; wie steril die »echte Inversion« gegenüber Heerscharen leibhaftiger Tribaden, die die Vorstellungswelten der Theologen und Ärzte vordem bevölkerten. Dieses Kapitel über den paranoiden männlichen Blick gehört zu den echten Leckerbissen des Buches.

Immer dann war also der Spaß zu Ende, sobald in Form von Transvestismus und »Penetration« der Primat des Männlichen in Frage gestellt wurde, bezüglich seiner einsamen Verantwortung für die Reproduktion der Gattung oder der Geschlechterhierarchie allgemein. In diesen Fällen drohte Bestrafung mit dem Tode. Die nachaufklärerischen Zeitalter entwickelten andere Sanktionsmöglichkeiten, immer raffiniertere, je weniger die Schimäre weiblicher Asexualität und damit der »Harmlosigkeit« der Freundschaft aufrechterhalten werden konnte. Faderman legt überzeugend dar, daß die Breitenwirksamkeit der Pathologisierung einsetzte, als die »Neue Frau« sich auf Grund größerer finanzieller und gesellschaftlicher Unabhängigkeit den romantischen Traum vom Leben mit der Geliebten in einem hypothenkenfreien Häuschen im Grünen tatsächlich hätte leisten können. Das Aufkommen der Frauenbewegung ist für Wissenschaftler wie von Westphal, Krafft-Ebing, Havelock Ellis und Freud Grund genug, die romantische Freundschaft zur sexuellen Abirrung zu erklären.

Die Literatur leistete Schützenhilfe: Die von Faderman als Vampirromane ironisierten, blutigen Geschichten um lesbische Monster, die Männer ruinieren und naiv-unschuldige, im Grunde heterosexuelle Frauen aussaugen, passen im Verein mit den zu Volksweisheiten gewordenen psychoanalytischen Klischees über Lesben als geistiges McCarthytum in die Zeit der fünfziger Jahre.

Bis eine lesbische Kultur und Selbstbewußtsein entstand, war Faderman zufolge allerdings auch die lesbische Selbstdarstellung nichts anderes als die Übernahme von Klischees. Nicht nur Radclyff Halls »The Well of Loneliness« (1928) zeige, mit welchem Selbsthaß sich lesbische Frauen als schief ins Leben gebaute freak-sisters darstellten, um Mitleid zu erzeugen. Wie selten – bis in die Gegenwartsliteratur hinein – auch nach der Selbstergreifung des lesbischen Subjekts literarisch eine »andere« Qualität lesbischen Lebens und Liebens schon ihren Niederschlag gefunden hat, darüber äußert sich Faderman sehr zurückhaltend. Ihr passionierter Zuspruch gilt den Dimensionen idealer Liebe zwischen Frauen, wie sie im Kapitel über die Boston-Ehe mit abstandsloser Kommentierung skizziert werden. So wird der »köstlichen« Liebe gegenüber dem Ideal der heterosexuellen Leidenschaft – an der sie doch stets gemessen wird – eine eigene Gestalt zugesprochen, weil Frauen wenn vielleicht nicht die besseren Menschen, so doch sicherlich die besseren Liebenden seien.

Hervorgehoben wird der spirituelle Aspekt, der stets wichtiger als der erotische sei. Damit gerät Faderman selbst in die Falle »freiwilliger« Übernahme von Fremdschreibungen.

Neben der Tendenz, die literarischen Klischees des Ideals für das Ideal selbst gelten zu lassen, ist ein genereller Einwand dagegen zu richten, daß eine Trennung von »lesbischer Liebe« und »romantischer Freundschaft« gar nicht erst versucht wird. So entsteht trotz der Erwähnung von Sanktionen der irreführende Eindruck, die tolerante Einstellung hätte für beides über die Jahrhunderte gegolten.

Trotz Wiederholungen, gelegentlicher Weitschweifigkeiten und einem Materialreichtum an Fakten und Namen, der das Gedächtnis angreift, sind in einer Zeit globalen Roll-backs Bücher wie dieses, in denen Spuren einer lebbareren Utopie des Andersseins aufscheinen, wichtig. Faderman müßte allerdings ihr letztes Kapitel neu schreiben. Seit der amerikanischen Erstausgabe von 1980 wird die Verständigung über »lesbisches Schreiben« (was immer das sein könnte) oder die befreiende Selbstdefinition des Lesbianismus von einer wachsenden Gewaltbereitschaft der Gesellschaft an den Rand gedrängt. Finstere Zeiten? Eine Zeit für Gegenwehr – auch in Form solcher Bücher.

Michaela Holdenried (Berlin)

**Schuller, Marianne: Im Unterschied.** Lesen, Korrespondieren, Adressieren. Verlag Neue Kritik, Frankfurt/M. 1990 (223 S., br., 28,- DM)

Titel und Untertitel annoncieren in mehrfacher Weise das Konzept: Im Dialog schärft sich Bewußtsein, wird der »Unterschied« in verschiedener Hinsicht produktiv, etwa als Unterschied zu anderen Positionen: Die Arbeiten der Hamburger Literaturwissenschaftlerin heben sich wohlthuend ab vom modischen Differenzjargon mancher JüngerInnen französischer Theorien und machen diese Theoreme doch auf überzeugende Weise für ihre Untersuchungen fruchtbar. »Im Unterschied« meint hier eben auch die grundsätzliche Vorstellung vom Text als labyrinthischem Netzwerk, in dem die »Differenz« Motor von Bedeutungsgenerierung ist: »Am unsäglichen Ort, sagen wir *im Unterschied*, findet eine Verkehrung statt: das Manifeste, Sichtbare, Präsenze des Textes ist, so läßt die Wendung zu sagen zu, selbst nur Ausschnitt aus einer komplexen Struktur.« (9f.) Das Herausarbeiten dieser Differenz und des darin eingeschriebenen, nicht manifesterweise Gesagten ist mit Schuller zu verstehen als Machtkritik in der »Rekonstruktion des Konstitutionsprozesses« patriarchalen Wissens.

Der Band versammelt 13 Aufsätze, zum Teil hier erstmals veröffentlichte Vorträge, zum Teil an entlegenen Stellen Publiziertes. Der erste Abschnitt »Lesen« bringt fünf Text-Lektüren, die im Theoriefeld 'Literatur und Psychoanalyse' anzusiedeln sind. Gemeinsamer Hintergrund ist die Frage der Darstellbarkeit des Uneindeutigen. Als solches fungiert weibliche Hysterie in männlichen Diskursen der Jahrhundertwende, positiv oder negativ, als Verwerfung transzendentaler Subjekt- und Sinnkonzeptionen qualifiziert. Anhand einlässiger Textlektüre stellt Schuller dar, wie die Literarisierung der Krankheit im Rahmen eines ästhetizistischen Kunstkonzepts sie ihrer rebellischen Funktion entkleidete. Am psychoanalytischen Instrument der »Krankengeschichte« als Vermengung von psychoanalytischer Methode und literarischem Erzählmuster wird das Problem der Darstellbarkeit des Uneindeutigen selbst diskutiert. Die Archivierung der Hysterie, sei sie wie bei Charcot fotografisch, sei sie wie bei Freud literarisch, treffe nicht die Wirklichkeit der Krankheit, sie sei immer ein Artefaktum. In der »Absage an die Abbildfunktion des Diskurses« (91) erscheint aber die Frage nach dem Zusammenhang von psychischen Energien und Text in neuer Schärfe. Am Beispiel einer Lektüregeschichte der Texte Sabina Spielreins zeigt

Schuller, wie durch »eindeutige« Lektüren, so gut sie auch gemeint sein mögen, der weibliche Autor zum Verschwinden gebracht wird. Sie plädiert demgegenüber für eine Lektüre, die das Uneindeutige, Nachträgliche, Wiederholende gerade zum Thema macht.

Um diese Frage drehen sich drei Aufsätze zu Brief und Brieftheorie im 18. und 19. Jahrhundert und ein Aufsatz zu szenischen Arbeiten Heiner Müllers. »Dialogizität« erweist sich in diesen Texten als dasjenige Moment, das das neuzeitliche Autor-Schöpfersubjekt ebenso subvertiert wie die Logik der Repräsentation: »Die Dialogizität spielt sich in der irreduziblen Duplizität der Rede selbst ab: daß jedes Wort die Spur des andern als seine ungewußte/unbewußte Konstitutionsbedingung mit sich führt. Als sein Echo und Wiederhall.« (138) Exemplarisch steht für ein solches Verfahren das Briefwechselformat der Rahel Levin Varnhagen, als Textur, als »Brief ohne Ende«. Indem alle am Briefwechsel Teilnehmenden SchreiberIn, EmpfängerIn und LeserIn zugleich sind, untergräbt dieses Textkonzept nicht nur herkömmliche Autor- und Subjektvorstellungen, sondern auch Geschlechtszuschreibungen.

Befassen sich die beiden ersten Teile des Buches mit Orten des Weiblichen in literarischen Texten, so lokalisiert der dritte und letzte den Ort der Frauen an den »Schaltstellen der Macht«. Nach wie vor prägen fundamental unterschiedliche »Formierungsprozesse« (190) der geschlechtlichen Identität das männliche und das weibliche Subjekt. Das hat Folgen für das jeweilige geschlechtsspezifische Verhältnis zu Macht und Intellektualität. Weibliche Intellektualität, so Schuller, gälte es allererst zu entwickeln. Dies ist jedoch ein ambivalentes Unterfangen, da weibliche Intellektualität, per se labil, weil gängigen Weiblichkeitsmustern widersprechend, einerseits ausgestattet ist mit machtkritischem Potential, andererseits allerdings ein Anerkennungsbedürfnis mit sich bringt, das wiederum Machtstrukturen reproduziert. Eine solche Ambivalenz freilich könnte als »Erfahrung von Differenz als Heterogenität« zu einem widerständigen Potential werden. Schuller sieht dieses Projekt vorerst gescheitert. Gegen Resignation stellt sie – im Rückgriff auf Bachtins Überlegungen zum Lachen als der »Wahrheit des Anderen« (205) – ihren »Wunsch nach Karnevalisierung des feministischen Habitus und der feministischen Diskurse« (208). Die Gleichzeitigkeit von »gebotenem Ernst und unbotmäßigem Lachen« (209) hält die Differenz als Störprozeß im Diskurs offen. Schuller beharrt auch hier auf Differenz um so nachdrücklicher, als sie zu recht die Gefahr neuer Mythenbildung von Weiblichkeit, diesmal im Gewande feministischer Theoriebildung, sieht.

In der gegenwärtigen (Nicht-)Diskussion zu Theorie und Praxis literaturwissenschaftlicher Frauenforschung weist diese Aufsatzsammlung eine Richtung, in die weiterzudenken wäre. Schullers Kritik weiblicher Intellektualität bietet einen Anstoß zur Selbstreflexion innerhalb der Frauenforschung über die Ausbildung kontraproduktiver Machtstrukturen. Nicht nur zur Abwendung eines Feminismus als Weltanschauung könnte ihr Konzept eines »karnevalistischen Diskurses« hilfreich sein. Es ermöglichte zugleich, Festschreibungen des Weiblichen, von welcher Seite auch immer sie vorgenommen würden, zu unterlaufen: »Denn das Lachen könnte die Macht, die als Schrift und Lehre auftritt, zu Fall bringen.« (204)

Daniela Riess-Beger (Berlin)

**Pusch, Luise: Alle Menschen werden Schwestern.** Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M. 1990 (246 S., br., 14,- DM)

Im Unterschied zu WissenschaftlerInnen wie Senta Trömel-Plötz und Fritjof Werner, die schwerpunktmäßig an Hand von Gesprächsanalysen geschlechtsspezifisches Sprachverhalten und Sprechen untersuchen, setzt sich Pusch – als Vertreterin der



»feministischen Systemlinguistik« – seit Anfang der achtziger Jahre mit dem grammatischen Regelsystem der deutschen Sprache auseinander. Ihr Ziel ist es, »Patriarchalisten« und »geronnene Sexismen« (13) aufzudecken, bewußt zu machen und vor allem: abzuschaffen! Durch Regelverletzungen soll Sprache entpatriarchalisiert werden, »damit aus Männersprachen humane Sprachen werden« (ebd.). Voraussetzung für derartige Untersuchungen sei ein Vorgehen, das Sprache von weiblichen und männlichen Lebenszusammenhängen ausgehend analysiert. Damit ist ein Sprachverständnis gesetzt, nach dem durch Sprache gesellschaftliche Wertvorstellungen reproduziert werden. Hier setzt Pusch sich von solchen Linguisten ab, die ihrer Meinung nach sogenannte »Maskulinguistik« betreiben. Sie gehen von einem System Sprache aus, das keinerlei Rückschlüsse und Bezüge zur außersprachlichen Wirklichkeit zuläßt.

In dieser Sammlung von zum Teil schon älteren Aufsätzen, Analysen und Glossen untersucht Pusch beispielsweise die (Männer-)Sprache in dem Roman »1984« von Orwell; welche Klischees AutorInnen in gängigen Zeitungen und Zeitschriften für die Porträtierung von bekannten Frauen und Männern benutzen; und unter dem Titel »Lila Lotta Lesbeton« führt sie zahlreiche Namen von / für Frauen auf, die sich aus der Frauenbewegung heraus entwickelt haben, aber auch Schimpfnamen für Frauen. Pusch führt ihre Thesen und Beobachtungen an vielen Beispielen plastisch vor Augen. Sie löst viele Einsichten aus über die Benachteiligung und den Ausschluß von Frauen im alltäglichen Sprachgebrauch, der nach dem Lesen dieser Texte nicht mehr ganz so selbstverständlich ist. Vor allem durch die Verwendung der literarischen Form der Glosse werden Sinnentstellungen vorgeführt, die durch die Verwendung männlicher Sprache selbst in ureigensten Bereichen von Frauen – wie z.B. Geburt – zustandekommen. Pusch legt besonderen Wert auf den Sprachgebrauch der Frauen selbst, die – aufgewachsen mit und in dieser Sprache – die eigene sprachliche Benachteiligung selbst reproduzieren.

In gesprochener und geschriebener Sprache werden in hohem Maß Personenbezeichnungen verwendet, die neutral in bezug auf das Geschlecht gemeint sind (Archilexeme). Personen- und Berufsbezeichnungen haben im Deutschen aber grundsätzlich die grammatisch männliche Form. Pusch vertritt den Standpunkt, den gewohnten Sprachgebrauch durch eine totale Feminisierung aufzubrechen: Statt in der männlichen sollen Personen grundsätzlich in der weiblichen Form benannt werden. Auf diese Weise würden Männer (und auch Frauen) stärker für ein Problem sensibilisiert werden, von dem Frauen immer schon betroffen waren. So ist in Untersuchungen zum Problem geschlechtsspezifischer Sprache nachgewiesen worden, daß – auch wenn das grammatische Regelsystem anderes vorschreibt – vom Geschlecht abstrahierende Personenbezeichnungen von SprecherInnen und RezipientInnen tatsächlich nicht nur geschlechtlich vorgestellt, sondern auch verwendet werden. So ist in wissenschaftlichen Texten zwar immer die Rede von z.B. »dem Zeitungsleser«; dieser wird aber gegebenenfalls differenziert in »der Zeitungsleser und seine Frau«. Noch deutlicher wird das Problem in dem 7. Gebot der Bibel: »Du sollst nicht begehren deines Nächsten Weib ...« Wird das »du« gemäß der deutschen Grammatik als generisches Pronomen verstanden, dann lassen sich für Frauen zwei Verhaltensregeln ableiten, die dem Sinn des Gebots diametral entgegenstehen: Frauen dürfen die Männer anderer Frauen begehren, sollen aber im Fall einer homosexuellen Beziehung monogam leben. Aus diesen Untersuchungen entwickelte Pusch 1984 die These von der »Asymmetrie der deutschen Sprache«: Das Deutsche verfüge über nur wenige allgemeine Personenbezeichnungen, die wirklich vom Geschlecht abstrahieren. Dies ist nur dann der Fall, wenn für geschlechtsspezifizierte

Formen einer Personen- oder Berufsbezeichnung verschiedene Lexeme zur Verfügung stehen (z.B. der Mensch: die Frau/der Mann). In der Regel ist im Deutschen das Archilexem aber mit der männlichen, geschlechtsspezifisierten Form identisch (die Kundin/der Kunde). Daraus ergibt sich, daß Frauen grundsätzlich weniger Chancen des Gemeint-Seins haben, da sie in der (öffentlichen) Kommunikation nicht direkt mit einbezogen bzw. ausdrücklich ausgeschlossen werden. Dies habe verheerende Konsequenzen für das Selbstbewußtsein und die Bildung der persönlichen Identität.

In »Die Hermaphrodite oder Femininum und Realität« weist Pusch an Hand von Analysen vieler Beispiele aus Zeitungen und anderem Material nach, daß die weibliche Berufsbezeichnung geringer bewertet ist: »Der Professor« ist mit einer höheren Qualifikation konnotiert als »die Professorin«. Zugespißt wird dieses Problem deutlich an Berufsbezeichnungen, bei denen die weibliche und männliche Form sogar auf zwei verschiedene Berufe verweisen: Eine »Sekretärin« ist etwas anderes als ein »(Polit-)Sekretär«. Hier stellt Pusch fest, daß durch die grammatikalische Asymmetrie der Sprache auch außersprachliche Bewertungen reproduziert werden. Sie fordert, daß Frauen ihre Qualifikation nicht durch das Zurückgreifen auf männliche Berufsbezeichnungen adäquat ausdrücken, sondern auf der Aufwertung weiblicher Bezeichnungen bestehen sollten.

Zu kritisieren ist, daß Pusch an manchen Stellen auf eine Weise parteilich ist, die wissenschaftlichen Erkenntnissen widerspricht. So geht sie beispielsweise davon aus, daß »Aids überwiegend durch Sperma übertragen wird« (126) und leitet daraus eine besondere Betroffenheit von Frauen im Gegensatz zu Männern ab. Außerdem legt Pusch durch Behauptungen wie »die wahrhaft Unterdrückten dieser Erde sind bekanntlich die Frauen« (141) nahe, daß die Unterdrückung der Frau als einzig »wahrer« gesellschaftlicher Widerspruch anzusehen sei. Es ist fraglich, ob die Unterdrückung der Frau ausgespielt werden sollte gegen andere Formen der Unterdrückung, von denen Frauen und Männer betroffen sind. Im Unterschied dazu scheint mir der Vorschlag der totalen Feminisierung der Sprache als Provokation überlegenswert zu sein, ebenso ihre Forderung, auf den adäquaten weiblichen Berufsbezeichnungen zu bestehen, um das Selbstbewußtsein von Frauen zu stärken. Das Buch ist auch für Nicht-LinguistInnen geschrieben, wodurch der Anspruch der Sprachpolitik auch auf dieser Ebene realisiert ist.

Barbara Stuhlmann (Hamburg)

**Gräbel, Ulrike: Sprachverhalten und Geschlecht.** Eine empirische Studie zu geschlechtsspezifischem Sprachverhalten in Fernsehdiskussionen. Centaurus Verlag, Pfaffenweiler 1991 (332 S., br., 38,- DM)

Das erste Drittel des Buches besteht aus einem kritischen Überblick über die bisherige Forschung zum Thema Sprachverhalten und Geschlecht. Ganz abgesehen davon, daß es zum Texttyp Dissertation gehört, solche Überblicke anzufertigen, bietet es auch allen AnfängerInnen auf diesem Gebiet ein rasches Fortschreiten zum »state of the art«, ist daher gut für Seminare geeignet.

Während ich die einzelnen Kritikpunkte an den referierten Studien gut nachvollziehbar finde, mißfällt mir die Generalkritik (105), daß es sich bei den meisten bisherigen Arbeiten zum geschlechtsspezifischen Sprachverhalten um ad-hoc-Studien handele, denen die theoretische Grundlage fehle. Wie defizitär die Anwendung des theoretischen Rahmens der ethnomethodologischen Konversationsanalyse auch ausgefallen sein mag, aber er wurde schon häufig bemüht in der linguistischen Geschlechterforschung, z.B. in allen Arbeiten von Candace West und Don Zimmerman

(die sie zitiert). Und da Ulrike Gräbel die Konversationsanalyse als ihre Herangehensweise beschreibt, nehme ich sie beim Wort und formuliere meinen Hauptkritikpunkt: Ihr Vorgehen entspricht nicht dem, was die HauptvertreterInnen dieser Richtung – Emanuel Schegloff, Gail Jefferson, Anita Pomerantz und in Deutschland Jörg Bergmann – dafür ausgeben. Gräbel quantifiziert z.B. Ergebnisse. In der Konversationsanalyse wird aber nicht quantifiziert, da sie sich mit Organisationsprinzipien sozialer Interaktionen beschäftigt, und es ist unüblich, Kategorien vor der Analyse fest vorab zu definieren. Wer die Konversationsanalyse als Methode für sich beansprucht, sollte sagen, wie sie zu diesen und anderen Basispositionen steht, und unbedingt erklären, warum sie von diesen Positionen so weitgehend abweicht.

Gräbels Vorgehen entspricht eher einer in der linguistischen Pragmatik angesiedelten Diskursanalyse. An Hand der Literatur werden Kategorien herausgearbeitet, die dann an die Texte angelegt werden. Sie unterteilt ihre Analysekategorien in vier Gruppen: 1. *Mittel der Gesprächskontrolle*: sprachliche Verfahren, mit deren Hilfe sich Dominanz in Gesprächen herstellen läßt, als da wären Redezeiten, die Anzahl der Redebeiträge einer Person, Redebeiträge ohne Bezug zum Vorhergehenden oder mit Scheinbezug, Unterbrechungsversuche, Unterbrechungen und ständige Wortergreifungen; 2. *Mittel der Gesprächsarbeit*: verschiedene Arten der Bezugnahme auf die GesprächspartnerInnen, der Anrede, HörerInnenaktivitäten, unterstützender Verhaltensweisen; 3. *Merkmale nicht-dominanten Verhaltens in Gesprächen*: Rückversicherungsfragen, Formulierung einer Frage statt einer Antwort, formelhafter Konjunktiv, Modalverben und *verba dicendi*, *verba sentiendi*, Gruppenzuordnung, Synsemantika; 4. *nonverbales Verhalten*: erhobene Zeigefinger als Dominanzgesten, Gesten des Auf-Sich-Deutens als Indikatoren dafür, daß über Persönliches geredet wird, »unpassendes Lächeln«.

Die ersten drei Kategorienbereiche haben in der anglo-amerikanischen Frauenforschung Tradition. Gräbel stellt alle Einzelkategorien vor, diskutiert die auf sie bezogene Literatur und entwickelt eigene Definitionen. Ihre Funktionszuordnungen erscheinen mir in manchen Fällen zu eng zu sein. Warum selbständige Wortergreifungen Mittel der Gesprächskontrolle sind, ist mir nicht klar geworden. Leuten, die kaum angesprochen werden, bleibt nichts anderes übrig. Unterbrechungen wertet Gräbel zwar nicht samt und sonders als gleich starke Dominanzgesten, aber doch tendenziell. Ihre Unterteilungen deuten in die richtige Richtung. Allerdings ist die Diskussion um Unterbrechungen seit einiger Zeit fortgeschritten. Deborah Tannen hat z.B. Unterbrechungen mit Zusatzfragen für die New Yorker Gesprächskultur als Involviertheitszeichen interpretiert. In den meisten Kulturen gibt es Formen der Unterbrechung, die mit Dominanz gar nichts zu tun haben.

Bei einigen Phänomenen wird behauptet, sie würden unsicher wirken, so die Kombination eines Modalverbs mit einem »*verbum dicendi*«. Für kein einziges Sprechphänomen kann kontextfrei angegeben werden, es wirke sicher oder unsicher. Es ist höchste Zeit, daß die linguistische Frauenforschung davon wekommt, eine höfliche, zögerliche oder stark partnerorientierte Sprechweise der Unsicherheit zuzuordnen.

Die fünf Fernsehdiskussionen haben soziale Themenstellungen wie »Schlachtfeld Familie«, »Leihmütter« oder »Heiraten«. Die genannten Kategorien werden in Varianzanalysen und Signifikanztests abgearbeitet, wobei die Geschlechter, ihr Status und ihr Expertentum unterschieden werden. Ich greife einige Ergebnisse heraus: Die Männer reden insgesamt nicht mehr als die Frauen und hatten auch nicht mehr Redebeiträge. Männer stellen weniger Bezüge zu Vorangegangenen her. Sie vereinigen nicht mehr Unterbrechungsversuche auf sich als die Frauen. Weder Status noch

Geschlecht wirken sich auf die Anzahl der tatsächlichen Unterbrechungen aus. Unterstützende HörerInnenaktivitäten geben Frauen insgesamt mehr als Männer, auch als Expertinnen. Statushohe Frauen machen Äußerungen in Form eines Widerspruchs über alle Diskussionen hinweg signifikant häufiger. Satzvollendungen, die Merkmal eines besonders aufmerksamen HörerInnenverhaltens sind, machen Frauen und statushohe Frauen signifikant häufiger als Männer und statushohe Männer. Männer erheben beim Reden mehr ihren Zeigefinger.

Das Buch zeigt, daß generalisierte Behauptungen wie »Männer reden und unterbrechen mehr« nicht für jeden Kontext zutreffen. Der Kontextspezifik bestimmter kommunikativer Verhaltensweisen der Geschlechter kommt es leider kaum auf die Spur; dazu hätte es qualitativer Analysen bedurft. Es bereichert aber auf jeden Fall die magere deutschsprachige Literaturszene zu diskursanalytischen »gender studies«.

Helga Kotthoff (Konstanz)

## Soziologie

**Eagleton, Terry: Ideology.** An Introduction. Verso, London 1991  
(242 S., br. 10.95 £, Ln. 32.95 £)

Terry Eagleton, dessen Berufung zum Dozenten für »Kritische Theorie« nach Oxford kürzlich Aufsehen erregt hat, ist neben Fredric Jameson der wohl prominenteste marxistische Literaturwissenschaftler im angelsächsischen Raum. Mit seinem neuen Buch möchte er nicht nur Klarheit in die verworrene Ideologiediskussion der letzten Jahre bringen, er versteht es auch als politische Intervention zu einer Zeit, da die vormals revolutionäre Linke Konzepte wie Ideologie, Klassenkampf oder Revolution aufgegeben hat zugunsten bescheidener politischer Reformen, »Mikrostrategien und lokaler Dekonstruktionen« (XIII). Dabei erfolgt jene Verkündung vom Ende der Ideologietheorie paradoxerweise zu einem Zeitpunkt, wo überall auf der Welt einflußreiche ideologische Bewegungen zu beobachten sind – islamischer Fundamentalismus, Nationalismus, Neo-Stalinismus, Evangelismus und Thatcherismus, um nur einige Beispiele zu nennen.

Nach Eagleton haben »drei Schlüsseldoktrinen des postmodernen Denkens konspiriert, um den klassischen Begriff der Ideologie zu diskreditieren« (XI). Es sind dies die vorschnelle Ablehnung des Konzepts der Repräsentation als Folge einer berechtigten Kritik an dessen empiristischer Variante, ein epistemologischer Skeptizismus und eine Neo-Nitzscheanische Reformulierung der Beziehungen zwischen Rationalität, Interesse und Macht (XII). Hauptstoßrichtung des Buches ist denn auch eine Historisierung und Diskussion verschiedener Ideologiekonzepte, insbesondere in ihren aus einer Synthese von Marxismus, Linguistik und Psychoanalyse hervorgegangenen poststrukturalistischen Formen. Damit verbunden ist ein entschiedenes Festhalten an der Möglichkeit von Repräsentation sowohl auf linguistischer als auch auf politischer Ebene (hier geht es vor allem gegen die postmarxistischen englischen Soziologen Hindess und Hirst; 203ff.), ein »moralischer Realismus« (17), der es erlaubt, auch moralische Fragen den Kriterien von Wahrheit und Falschheit zu unterwerfen (so daß Bewußtsein, aber auch ein gelebtes Verhältnis zur Realität im Sinne Althusser's falsch sein kann im Hinblick auf Funktion, Ursprung oder Ziel), und schließlich die Ablehnung der Auffassung vom Menschen als völlig von Machtwillen und Selbstinteressen bestimmt. Wird nämlich auf diese Weise Ideologie zum natürlichen Zustand, weil alles eine Sache des Selbstinteresses ist, »vom Schnürsenkelbinden bis zum Sturz von Diktaturen« (10), so verliert der Begriff seinen Sinn, und

Ideologiekritik entzieht sich selber ihre Grundlage. Demgegenüber plädiert Eagleton für einen Rest ideologischer Unschuld, er setzt auf ein »Vertrauen in die gemäßigt rationale Natur des Menschen« und behauptet, »niemand ist jemals völlig verblendet« (XIV).

Im zweiten Kapitel (»Ideologische Strategien«) werden verschiedene Thesen zur Funktionsweise von Ideologien diskutiert, bevor in fünf weiteren Kapiteln (»Von der Aufklärung zur zweiten Internationale«, »Von Lukács zu Gramsci«, »Von Adorno zu Bourdieu«, »Von Schopenhauer zu Sorel«, »Diskurs und Ideologie«) die Geschichte der Ideologietheorie behandelt wird. Dabei benutzt Eagleton immer wieder eine Methode der Historisierung und Isolierung der Konzepte: Erstere stellt ihre Bedeutung und ihren Wert im historischen Kontext heraus, während letztere logisch scharfsinnig, witzig und zeitweilig polemisch die ganze Bandbreite von Theorien und ihren Schlußfolgerungen vor- und manchmal ad absurdum führt. Dabei werden Widersprüche, Auslassungen und Grenzen deutlich, die wiederum historisch verstanden und erklärt werden können.

So ergibt sich aus der Darstellung des in sich widersprüchlichen Ideologiebegriffs der französischen Aufklärung die Notwendigkeit, zwischen einer epistemologischen und einer funktionalen Ideologieauffassung als theoretische Waffe im Klassenkampf zu unterscheiden. Hier wird auch bereits die problematische Beziehung zu Begriffen wie Wissenschaft, Vernunft und Wahrheit aufgezeigt, die sich wie ein roter Faden durch die Geschichte der Ideologietheorie zieht. Ein weiteres Beispiel für Eagletons Methode ist der sehr kurze Abschnitt zu Adorno, in dem letztendlich festgestellt wird, daß jegliche essentialistische Ideologietheorie, die vor allem die homologisierenden Funktionen von Ideologie für deren Konstituens hält, zwar totalitären Systemen durchaus gerecht werden kann, im Hinblick auf die Heterogenität und Widersprüchlichkeit des »postmodernen« Kapitalismus aber verkürzt ist. Spätestens an dieser Stelle wird eine Problematik deutlich, die auch den anderen Kapiteln zugrunde liegt: Wie kann eine Ideologietheorie der Komplexität einer postmodernen Gesellschaft gerecht werden, ohne dabei durch Ideologisierung all ihrer Aspekte an Trennschärfe zu verlieren?

Besonders im letzten Kapitel, in dem nach dem Muster »Zwar ... aber« noch einmal die Ideologietheorien zusammengefaßt und sogleich relativiert werden, zeigt sich, daß auch Eagleton Schwierigkeiten hat, über die Darstellung dieses Problems hinauszukommen. Abrupt und etwas hilflos werden hier am Schluß »ziemlich bescheidene, lokale Formen politischen Widerstands« (242) als Orte gepriesen, an denen sich politisches Bewußtsein transformieren und emanzipieren kann – ein Prozeß, in dem der Ideologietheorie recht zögerlich eine unterstützende Rolle zugestanden wird. Nach gut 200 Seiten Beschäftigung mit dieser und der ironischen Kritik an all denen, die den »politischen Rückzug« (216) von Revolution zu Reform angetreten haben, kommt dies mehr als überraschend.

Die Wende Eagletons erklärt sich zunächst aus seinem Festhalten an einem Bewußtseinsdiskurs innerhalb der Ideologietheorie. Zwar wird im Verlauf des Buches durchaus deutlich, daß Ideologie über die Ausbildung von individueller Identität in antagonistischen Verhältnissen und als Festschreibung von Macht in gesellschaftlichen Praxen und Strukturen verstanden werden kann. Doch werden gleichzeitig immer wieder Begriffe wie »politisches Bewußtsein« oder »Ideen« mit Ideologie synonym benutzt, und es ist dieser Strang, der am Ende dominiert. Wie problematisch die Koexistenz dieser beiden Ansätze ist, zeigt sich auch an einer der wenigen Stellen, an denen Eagleton den politisch-praktischen Wert von Ideologietheorie am konkreten Beispiel zu demonstrieren versucht (33ff.): Die »wahren

Antworten« auf die Frage, wie Thatcher ihre Macht sicherte, seien »wohl sehr viel prosaischer als alles Gerede von hegemonialen Diskursen«. Zur Liste der wahren Antworten gehöre beispielsweise das »exzentrische Wahlsystem Großbritanniens«, die durch massive Arbeitslosigkeit gebrochene Macht der Gewerkschaften, der schwache Zustand der politischen Opposition, der Zynismus und Masochismus einiger Briten und schließlich eine Antwort, die wohl eher als Frage formuliert werden sollte: »Es gelang ihr, die Unterstützung einer politisch entscheidenden Schicht der Arbeiterklasse, nämlich die der Facharbeiter, zu erlangen.« Diese Aufzählung von politischen, wirtschaftlichen, institutionellen und psychologischen Bedingungen zeigt tatsächlich, daß der Thatcherismus »ein gutes Beispiel für die begrenzte Macht des Bewußtseins im sozialen Leben« ist; wenn daraus im nächsten Schritt jedoch geschlossen wird, daß keine dieser Bedingungen auf die Ideologietheorie reduzierbar ist und somit am Ende des Abschnitts die Frage nach dem Wert von Ideologietheorie überhaupt merkwürdig offen bleibt, so liegt das daran, daß wiederum Ideologie gleichgesetzt wurde mit »Ideen«, »Werten« und »Bewußtsein«. Die Wende zur Analyse von Praxen, Institutionen und sozialen Strukturen, die in der neueren marxistischen Ideologiedebatte vollzogen wurde, macht Eagleton nicht mit. Bezeichnend ist, daß er die Forschung des *Centre for Contemporary Cultural Studies* (CCCS) in Birmingham nicht zur Kenntnis nimmt, obwohl dessen Arbeiten beispielsweise zum Thatcherismus seiner eigenen Forderung nach einer angewandten Ideologiekritik durchaus nachkommen. Dagegen herrscht in »Oxbridge«, den beiden elitärsten und konservativsten Universitäten Großbritanniens, die Eagletons akademischen Hintergrund bilden, eine verständliche Scheu, im Zuge einer Ideologiekritik die Rolle von Institutionen kritisch zu untersuchen. Daher kann wohl, trotz aller berechtigten Kritik an allgemeiner Ideologisierung, auch diesem Buch kaum ideologische Unschuld zugestanden werden.

Astrid Franke (Berlin)

**Ritsert, Jürgen: Models and Concepts of Ideology.** Rodopi, Amsterdam, Atlanta 1990 (212 S., br., 65,- HFL)

Zu den Grundfragen der Gesellschaftstheorie hat Jürgen Ritsert zahlreiche Bücher geschrieben, die nüchtern und konstruktiv versuchen, den Modewellen zu widerstehen. Seine auf Englisch geschriebene Einführung in die Ideologietheorie »basiert auf vereinfachten Modellen, die einflußreiche Strukturen der Argumentation innerhalb von Theorien über Ideologie repräsentieren« (4). Um den etwas vagen Begriff »Modell« zu präzisieren, skizziert Ritsert vier Probleme, die für die Ideologietheorien von Bedeutung sind: »das Problem von Wahrheit und Ideologie«, das von »Herrschaft, Interesse und Reflexion«, das von Basis und Überbau und »das Problem des Relativismus«. Die Präsentation der verschiedenen »Modelle« beginnt mit Marx. Hier handelt es sich überraschenderweise nicht um Marx' Gedanken zur Ideologie und zu deren Kontext, sondern um den Nachweis, daß Marx eine Theorie der gesellschaftlichen Reproduktion skizziert. Erst in den nächsten Kapiteln über Karl Mannheim und Max Weber wird auf das eigentliche Thema »Ideologie« eingegangen. Ritsert ist der Meinung, daß ein Modell der Wechselwirkungen zwischen der Basis und den verschiedenen Überbauten »leichter in Max Webers als in Karl Marx' Werk gefunden werden kann« (70). Hier wird eine Art »Versöhnung« zwischen Marx und Weber fortgeführt, die Ritsert schon in seinem Buch *Der Kampf um das Surplusprodukt. Einführung in den klassischen Klassenbegriff* (1988) angestrebt hatte.

Neben Webers methodologischen Schriften sind Ritserts »Favoriten« Adornos »Ausarbeitungen« von Webers Gedanken (2), die er im Schlußkapitel behandelt. Davor finden sich Kapitel über die Wissenschaftssoziologie und über »die Prämissen

der strukturalistischen Wissenssoziologie« (149). Die damit gemeinten französischen Theorien (Althusser, Foucault) werden als »Form von wiederauftauchenden und transformierten Nietzscheanischen Topiken« betrachtet (ebd.). Dabei gehen wertvolle Ansätze dieser Autoren zur Untersuchung konkreter ideologischer Praxen und Diskurse, die Subjekte mit verschiedenen Identitäten produzieren, verloren. Der anregende Beitrag von Gramsci sowie die für die ideologietheoretischen Diskussion grundlegenden Materialanalysen des Projekts Ideologie-Theorie (PIT) und Stuart Halls zum Faschismus und Thatcherismus werden nicht erörtert. Das Buch vernachlässigt also den heutigen Forschungsstand und leidet auch an unnötig technischer Schreibweise, schlechter Textgestaltung und fehlender Korrektur.

Juha Koivisto (Tampere / Finnland)

**Leuschner, Udo: Entfremdung – Neurose – Ideologie.** Eine Studie über Psychoanalyse und die Entfremdungstheorie von Karl Marx. Bund-Verlag, Köln 1990 (408 S., Ln., 48,- DM)

Dem Autor geht es um eine Kritik der Psychoanalyse auf der Basis der Marx'schen Entfremdungstheorie und um die präzisere Fassung der subjektiven Umsetzung und Vermittlung entfremdeter gesellschaftlicher Verhältnisse über den Begriff der Neurose. Dabei durchdringen sich allerdings zwei Bestimmungen der Neurose, die Leuschner einmal als »notwendiger Bestandteil der mehr oder weniger 'bewußten' Auseinandersetzung von Organismen mit ihrer Umwelt«, als allgemeinmenschliche Eigenschaft gilt (21, 387), während er sie ein anderes Mal als individuelle Manifestation eines gesellschaftlichen Konfliktes (43), als Form der Erfahrung entfremdeter Verhältnisse und der Reaktion auf dieselben bezeichnet. Wenn daher die Neurose zugleich eine jeweils individuell spezifische Erfahrungsform entfremdeter Verhältnisse und ein Aspekt bewußter Tätigkeit sein soll, so müssen im bewußten Leben selbst Entfremdungsvorgänge enthalten sein. Dies kann nur so gemeint sein, daß die bewußte Auseinandersetzung mit der Umwelt den Bruch der unmittelbaren Einheit mit einer unreflektierten Natur zur Voraussetzung hat, in welcher das Verhalten determiniert ist, und die daraus resultierende Distanzierung von der Natur Verhaltensunsicherheiten hervorruft. Ebenso wie die Neurose auf diese Weise ein Bestandteil der Bemühungen um eine Neuorientierung des eigenen Verhaltens wäre, müßte sie aber auch mit dem Gelingen dieser Orientierung überwindbar sein.

Die kapitalistische Entfremdung ist unter dieser Voraussetzung als Steigerung der dem bewußten Sein immanenten Entfremdungsvorgänge zu verstehen. Nicht nur unterbleibt hier die Möglichkeit einer institutionellen und gesellschaftlichen Absicherung und Unterstützung bei der Bewältigung solcher Entfremdungsvorgänge, sondern die Verselbständigung des gesellschaftlichen Daseins der Menschen in der Bewegung der Waren- und Geldströme produziert vermehrt Anforderungen an die Menschen, die von diesen die Aufgabe vertrauter und die Entwicklung neuer Verhaltensweisen verlangen (55, 175). Aus einer Entwicklungsphase innerhalb des bewußten Lebens wird damit ein allgemeiner gesellschaftlicher Tatbestand, die vordergründige Überlagerung einer anthropologischen und gesellschaftlichen Bestimmung von Neurose und Entfremdung löst sich dadurch auf. An diesem Tatbestand leiden die Menschen und entwickeln Lösungsversuche und ideologische Deutungsmuster für ihre neurotischen Konflikte (54). Nur der handelnde Geist, der mit der gesellschaftlichen Entwicklung im Einklang lebt und sie vorantreibt, kann dem neurotischen Leidensdruck entgehen (21ff., 54f., 175).

Auf diese Theorie der Neurose gründet sich Leuschners Theorie der Ideologie. Ideologie hat dabei eine umfassende Bedeutung, sie »steht für Ideen, an deren

Entstehung, Verbreitung und Bewahrung sich gesellschaftliche Interessen knüpfen« (16). Nach der Funktion dieser Ideen für die herrschende oder die aufstrebende unterdrückte Klasse unterscheidet der Autor Ideologien im Sinne von falschem Bewußtsein von Ideologien als Utopien. Erstere wollen Herrschaft verschleiern und Entwicklungsmöglichkeiten verbergen, während die Utopien über die herrschenden Zustände hinausweisen und daher kein falsches Bewußtsein derselben produzieren. Mit dieser Bestimmung von Ideologie sieht sich Leuschner im Einklang mit Marx und Engels. Auf die Differenzierung des Ideologiebegriffs in der marxistischen Ideologiediskussion geht er nicht ein.

Dieser Ideologiebegriff wird nun zur oben skizzierten Theorie der Neurose in Beziehung gesetzt. Danach ist die Neurose das »geistig schöpferische Element« (388), denn sie erfordert intellektuelle und künstlerische Anstrengungen zu ihrer Überwindung, die in der Ideologie erstarren. Diese individuellen Anstrengungen können zum Paradigma von Menschen in ähnlicher Lage werden und sich so zu Ideologien entfalten (54). Ihre psychologische Wirksamkeit beruht dabei in einer Symptomverschiebung: Die individuelle Neurose wird Bestandteil einer kollektiven Ersatzneurose, die individuelle Symptomatik der Neurose hebt sich auf, an die Stelle des individuellen neurotischen Konflikts treten ideologische Auseinandersetzungen. Diese vorübergehend (historisch-transitorisch) notwendige Aufhebung der andernfalls ins Unerträgliche sich steigernden Neurose in der Ideologie ist in doppeltem Sinne zu verstehen, nämlich als ihr Verschwinden bei gleichzeitiger Entwicklung in anderer Form. Solange nicht die gesellschaftliche Ursache des neurotischen Konflikts beseitigt wird, können sich nur ideologische Scheinlösungen desselben entwickeln, die dafür den Preis der Provokation weiterer individuell-neurotischer und ideologischer Konflikte zahlen (387f.), den Preis der Verschiebung, Erneuerung und Verdichtung von Neurosen.

Die hier skizzierte Theorie des Zusammenhangs von Entfremdung, Neurose und Ideologie bildet die Grundlage einer Kritik der Psychoanalyse als einer Ideologie, die im ersten Teil der Studie durchgeführt wird. Ihr grundlegender Mangel ist die Ausblendung der gesellschaftlichen Bedingtheit menschlichen Bewußtseins und seines gerade erörterten neurotischen Aspekts, so daß sie, statt die neurotisierenden gesellschaftlichen Verhältnisse zu ändern, eine Anpassung der Individuen an dieselben betreibt (44). Ihre Heilungserfolge sind daher möglicherweise nur Symptomverschiebungen (33), die die Psychoanalyse selbst als kollektive Ersatzneurose erweisen (43).

Indem die Psychoanalyse auf die Veränderung des Subjekts anstelle der gesellschaftlichen Verhältnisse abzielt, führt sie zu einer psychologisierenden Lebenshaltung, einer Mystifikation des Bewußtseins und der Seele, zum Vertrauen auf magische Kräfte und die Allmacht des Geistes (102), schließlich zum Okkultismus (105f.). Inwiefern hierin die Psychoanalyse auf Vorstellungen der Lebensphilosophie beruht, zeigt Leuschner bei seiner Darstellung ihrer historischen Grundlagen an Hand von Herbart, Fechner und Wundt. Dabei versucht er nachzuweisen, daß die Psychoanalyse aus einer Vermengung von Positionen der Lebensphilosophie und des Vulgärmaterialismus besteht, wobei sie letzterem ihre scheinbare Wissenschaftlichkeit und ersterer ihre ideologische Wirksamkeit verdankt.

Im zweiten Teil der Studie, der sich mit der Psychologie der Ideologie befaßt, wird an verschiedenen historischen, literarischen und philosophischen Beispielen der Zusammenhang von Neurose und Ideologiebildung in seiner Dialektik verfolgt. Da Leuschner hier einen weiten Bogen über verschiedenste Gebiete spannt und viele Zusammenhänge nur streift, ist das Fehlen eines Sachregisters dem Gebrauchswert



des Buches abträglich. Dennoch hat es seinen Nutzen darin, die Dialektik von gesellschaftlicher und individueller Entwicklung, von Entfremdung, Neurose und Ideologie in ihren historischen und philosophischen Bezügen zu verdeutlichen und auf diese Weise viele Anregungen und Forschungsperspektiven für unterschiedliche Wissenschaftsdisziplinen zu bieten, für Philosophen ebenso wie für Sozialwissenschaftler, Psychologen oder Historiker.

Georg Loidolt (Wien)

**Weingart, Peter (Hrsg.): Technik als sozialer Prozeß.** Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M. 1989 (258 S., br., 18,- DM)

Der Band ist Ergebnis eines von der DFG geförderten Colloquiums »Versuche zur Grundlegung einer soziologischen Theorie der Technik«. Gemeinsamer Ausgangspunkt der Autoren ist, daß die Technik ein in der Soziologie, insbesondere durch konzeptionelle Dichotomisierungen zum Sozialen, marginalisierter Gegenstand ist. Innerhalb der Problemstellung Technik- vs. Sozialdeterminismus fungiert die Formulierung »Technik als sozialer Prozeß« nun als Chiffre, die die soziologische Erschließungsarbeit der Technik anleiten soll.

In der Einleitung (8ff.) setzt der Herausgeber zwei Aufgaben auf die Tagesordnung: einerseits die »Kluft zwischen solchen Theorien, die vornehmlich auf die sozialen Folgen der Technik abstellen«, und andererseits »solchen, die die sozialen Einflüsse auf die Technikentwicklung thematisieren« (11), zu schließen, sowie der Soziologie den »Zusammenhang von Technikentwicklung und sozialem Wandel« (10) zugänglich zu machen. Diesen Zusammenhang versucht er (174ff.) an Hand des Konzepts der Großtechnischen Systeme (GTS) zu formulieren – als interdependente Veränderungen in den »Konstellationen von Technik und (den) jeweils relevanten sozialen Teilsystemen« (176). Technisches und Soziales verknüpft er konzeptionell durch den Organisationsbegriff: »Technik ist nicht gleich Organisation, aber soziologisch faßbar, weil sozial relevant, ist Technik nur in Verbindung mit Organisation.« (177) Großtechnische Systeme sind nun »reale soziale Systeme, deren organisatorischer Fokus eine spezifische Technik ist« (178). In sich differenziert werden sie nach der Relevanz einer Technik für das System und nach dem Grad der Kopplung zwischen den technischen und organisatorischen Systemelementen (179). Wenn eine existentielle Voraussetzung für GTS ist, »daß zwischen ihnen und ihrer Umwelt eine Paßform hergestellt wird« (182), erlaubt dies Schlußfolgerungen im Hinblick auf deren »Bestandssicherung«, etwa als »Beseitigung von Unsicherheit in der Umwelt«, oder im Hinblick auf die »Expansion des Systems«, etwa »die Widerstände in der Umwelt zu überwinden bzw. die Umwelt nach den eigenen Imperativen zu strukturieren« (181). Techniken befördern den sozialen Wandel durch »Einflußnahme auf ökonomische und/ oder politische Parameter« – wobei »Hindernisse aber ggf. durch Veränderung technischer Parameter überwunden werden« müssen –, sie setzen sich kulturell möglicherweise bereits dadurch durch, »daß die neue Technik in dem Augenblick ihrer sozialen Wahrnehmung beginnt, bis dahin geltende Erwartungs- und Verhaltensstrukturen kontingent zu setzen und neue Erwartungshorizonte zu eröffnen« (189). Weingart arbeitet also am Nachweis der wechselseitigen Vorausetztheit und Beeinflussung von technischen und sozialen Systemen, wobei er allerdings auf deren präzise Definition verzichtet; statt dessen setzt er wie selbstverständlich voraus, daß beide Systemtypen sich wie System und Umwelt aufeinander beziehen (vgl. 178) – »also reziprok, reflexiv und selbstreferentiell« (193).

Den Versuch einer historischen Rekonstruktion der unterschiedlichen Technikbegriffe unternimmt Wolfgang Krohn (15ff.). Ziel ist, damit verschiedene Schichten von Technikauffassungen herauschälen zu können sowie daran anschließend die

Einheit der Techniksoziologie – der es als Teildisziplin immer noch an einem »kognitiven Kern« (Rammert, 128) mangelt – zu konstituieren. Die Leitfrage lautet, »wie die soziale Ausdifferenzierung des technischen Handelns und seiner Handlungsgegenstände *als* technisches Handeln und *als* technische Objekte stattgefunden hat und mit welcher Semantik diese Abstraktions- und Konstruktionsleistungen ausgestattet waren« (18). Die in ihr enthaltenen methodischen Postulate einer notwendigen kognitiven, semantischen und praktischen Abstraktion des Technischen (vgl. auch 17) werden vorausgesetzt und nicht begründend entwickelt. Gegenüber der mit dem Begriff der Ausdifferenzierung suggerierten klaren und einfachen Entwicklungsrichtung bzw. -modalität erweist sich die Darstellung als sperriger und reichhaltiger. Den theoretischen Voraussetzungen entsprechend, markiert Krohn den Endpunkt der Entwicklung im 20. Jahrhundert mit dem Begriff des sozio-technischen Systems: dieser zeichnet sich durch quasi größtmögliche Komplexität und Integrationsfähigkeit aus, da systemische Technik »Organisation materieller wie *nicht-materieller Komponenten*« (37) ist und »*offen* ist für die *Integration psychischer und kognitiver Komponenten*« (38). Die weitere Entfaltung einer Techniksoziologie hält er für »offen, weil die soziologische Theorie selbstorganisierender Systeme noch in ihren Anfängen steckt« (40) – ein Bedingungs-zusammenhang, der wiederum als selbstverständlich vorgegeben wird.

Der Konzeptionalisierung einer soziologischen Theorie der Technik widmen sich vor allem Werner Rammert (128ff.) und Bernward Joerges (44ff.). Rammert schlägt vor, »eine substantialistische und ontologische Technikauffassung durch einen prozessualen und relationalen Begriff der Technisierung abzulösen«, sowie mit einem »medientheoretischen Konzept der Technik« »Technisierungsphänomene in unterschiedlichen Medien« (129) zu erfassen, wobei er »für eine strikte Trennung zwischen Technisierung im Medium sozialen Handelns auf der einen Seite und Technisierung in den Medien von Dingen und Symbolen« (130) plädiert. »Nicht substantialistisch« heißt, daß »das Technische ... nicht in der Materialität der Artefakte«, sondern relational »in der Funktionalität der Verknüpfung von sachlichen und nicht-sachlichen Elementen« zu suchen sei, wobei »an der Organisationsweise« dieses Zusammenhangs zum einen die »*Künstlichkeit*« (133), zum anderen die »*Fixiertheit*« (134) wichtige Unterscheidungskriterien seien; die medientheoretische Grundierung wird konstituiert durch die Begriffsopposition von Medium und Form, was allgemein bedeutet, daß »alle Phänomenbereiche« »Mediencharakter annehmen« können, »sofern sich in ihnen Formen bilden lassen« (159), und spezifischer, daß das Technische Medien und in diese eingelassene Formen umfaßt. Das Medien-Form-Konzept soll nun so angelegt werden, daß es die historisch-sozial »wichtige Unterscheidung zwischen den gesellschaftlichen Wirkungen des Mediums selbst, vor aller Zwecksetzung durch gesellschaftliche Gruppierungen, und den Wirkungen bestimmter Formen, die im Interessenkonflikt der Akteure jeweils als historische Projekte der Technikgestaltung durchgesetzt werden« (160), zu treffen erlaubt. »Unter dem Konzept der Technisierung« fokussiert Rammert »Fragestellungen zur Technikgenese und unter dem Konzept des Mediums die Fragestellungen zu den Technikformen und ihren Folgen im Verwendungskontext« (166). Die soziologische Spezifik verleiht er seinen Überlegungen dadurch, daß er sie an den Kommunikationsbegriff bindet. Dieser Schritt wird erläutert, ohne daß eine eigentliche Begründung geliefert würde: »Als Soziologen interessiert uns am Phänomen der Arbeit nur das, was sich auf die Kommunikation beziehen läßt, und am Phänomen der Technik nur das, was sie zum Medium der Kommunikation macht. Dabei fassen wir den Kommunikationsbegriff so weit, daß darunter alle menschlichen Äußerungsformen fallen, soweit

sie sich auf Sinn beziehen lassen.« (161) Mit diesem quasi selbstverständlichen Rekurs auf »Kommunikation« und »Sinn« – Luhmann läßt grüßen – wird Grundlegendes ausgeschlossen, was theoriekonstruktiv keineswegs zwingend ist: die materiellen Komponenten von Technik bzw. die ökologische Dimension der Transformation und Aneignung von Naturprozessen und -objekten.

Auf das Problem der materiellen und ökologischen Unterbestimmtheit reagiert Joerges' Ansatzversuch einer »realistischen« Techniksoziologie. Konzeptionell fruchtbar erscheint v.a. sein Vorschlag einer empirischen Analytik: das Konzept der Mehrfachintegration von Maschinerien und sozialen Systemen. Dabei werden – allerdings ohne theoretische Herleitung – fünf Modalitäten voneinander unterschieden: ein Akteursaspekt (70f.), technische und nicht-technische Integrationen (71f.), Verwendungs-, Erzeugungs- und Beseitigungskontexte (72f.), die Kopplung von Maschinerien an Maschinerien (73f.) sowie Öko-Kontexte (74f.) – was Joerges im Prinzip erlaubt, ökologische, als auf »*menschliche Körper*« und auf »*nichtmenschliche Ökosysteme*« (74) bezogene Forschung mit technikanalytischer und im engeren Sinne soziologischer Forschung zu verknüpfen. Schließlich ermöglicht das Konzept der Mehrfachintegration, die »Thematik der Verträglichkeit oder Krisenträchtigkeit mehrfacher Integrationen von Sachen« in den einzelnen Dimensionen sowie »Unvereinbarkeiten und Konflikte« (75) zwischen ihnen zu erörtern.

Man kann also festhalten, daß die Zielsetzung der Autoren, zu zeigen, daß die Technik nichts Außersoziales ist, eingelöst wurde. So auch bei Karl H. Hörning (90ff.), der »Technik als dominante materielle Kultur in ihren Bedeutungsstrukturen zu beleuchten« (90) versucht, und bei Gert Schmidt (231ff.), der die soziale Einbettung von Informations- und Kommunikationstechnologien in Industriebetrieben behandelt. Die unter der Losung »Technik als sozialer Prozeß« versammelten Beiträge widmen sich demnach der prinzipiellen Widerlegung des *theoretischen Technikdeterminismus*. Daß es gleichwohl sinnvoll ist, von einem *faktischen Technikdeterminismus* zu sprechen, zeigt Wolfgang van den Daele (197ff.). Indem er auf spezifische gesellschaftsstrukturelle Schranken rekurriert, die es verunmöglichen, über die Entwicklung und Anwendung von Technik, gerade da, wo sie »außer Kontrolle« (198) zu geraten droht, gesellschaftlich wirksam zu verfügen, leistet er auch einen Beitrag zur Frage des Zusammenhangs von technischem und sozialem Wandel. Wenn auch in »politischen Aushandlungsprozessen ... um die Reichweite von Freiheitsdefinitionen, um Wertehierarchien, Risikoverteilungen, Beweislasten und Zurechnungsregeln« (204) gestritten wird, bleibt die Intensivierung regulativer Politik, insbesondere durch »die wertmäßige Absicherung innovatorischen Handelns durch die Gewährung individueller Freiheitsrechte (Gewerbe- und Berufsfreiheit, Forschungsfreiheit ...)« (201) restringiert. »Gefahrenabwehr« als »Ansatz politischer Technikeinschränkung« (214), »die Einbindung der Technikkritik in die Risikothematik führt nicht nur zu politischer Mobilisierung, sondern auch zu Kanalisierung und verfassungsrechtlicher Zähmung« (218). Entscheidend für die Erweiterung des Kreises der »öffentlichen Belange, die man gegen private Ansprüche auf Techniknutzung ins Feld führen kann« (222), sei »kultureller Wandel« (223). Dieser »kann durch positives Recht nicht eingeleitet, aber auch nicht aufgehalten werden« (ebd.). Das Kulturelle – worunter van den Daele begrifflich weit sowohl allgemein die Dimension der Verständigung und Orientierung gesellschaftlichen Lebens als auch die Sphäre der herrschenden Werte (wo etwa die »Innovationsfreiheit« angesiedelt ist) faßt – nimmt nun aber unter den gegebenen Bedingungen technischen Wandels einen prekären Status ein, da neue »technische Möglichkeiten ... auf das Wertbewußtsein« (211) durchschlagen, ja selbst scheinbar unumstößliche Tabus

untergraben dürften, wie er überzeugend anhand der Gentechnologie zeigt. Die soziale Wahrnehmung und kulturelle Einbettung von Techniken kann somit zwischen Höchstrelevanz bzw. Politisierung und »Quasi-Naturstatus«, wenn sie »in den unproblematischen Hintergrund alltäglicher Lebensformen und Erwartungen« (208) gerückt sind, schwanken.

Mit Hilfe von van den Daeles Ausführungen zur gesellschaftlichen Erfahrung eines faktischen Technikdeterminismus lassen sich konzeptionelle Lücken dieses Bandes formulieren. Die vorgelegte Zurückweisung des theoretischen Technikdeterminismus – als Formation ohnehin kaum zu finden – greift insofern zu kurz, als das Soziale derart allgemein gefaßt wird, daß spezifische soziale Formen nicht rekonstruiert werden und so zwischen unterschiedlichen, auch ungesellschaftlich konstituierten, Formen gesellschaftlicher Verfügung über das Sozio-Technische nicht unterschieden wird. Zudem wird die Frage vernachlässigt, welche Eingriffsmöglichkeiten in den verschiedenen Handlungsdimensionen der sozio-technischen Verhältnisse – ausgehend von den empirisch erst zu bestimmenden Charakteristika spezifischer Technikfelder und den vielfältigen Handlungsbeschränkungen – verschiedenen Akteuren theoretisch bzw. politisch zu erschließen und, in der Perspektive der Erweiterung von Handlungsfähigkeit, zu entfalten sind. Daniel Barben (Berlin)

## Soziale Bewegungen und Politik

**Fetscher, Iring: Toleranz.** Von der Unentbehrlichkeit einer kleinen Tugend für die Demokratie. Radius-Verlag, Stuttgart 1990 (95 S., br., 20,- DM)

»Toleranz« gehört zu den Kategorien, die man in politikwissenschaftlichen Lexika und Handbüchern vergeblich sucht. Offenbar wird ihre institutionalisierte Durchsetzung in den pluralistischen Demokratien des Westens seit der Frühen Neuzeit als eine Selbstverständlichkeit angesehen, die ein besonderes politikwissenschaftliches Interesse überflüssig zu machen scheint. Doch vieles spricht dafür, daß der Begriff »Toleranz« heute eine politische Aktualität erlangen könnte, die seiner Bedeutung in den Religionskriegen des 16. und 17. Jahrhunderts in nichts nachsteht. Die auf westlicher Technologie gegründete Weltzivilisation bindet nicht nur die verschiedenen Kulturen in ein immer dichter werdendes Beziehungsnetz und vermehrt damit die Möglichkeit der Reibung und Konflikte zwischen ihnen. Dieser Trend wird noch verstärkt durch den Zusammenbruch der Gesellschaftsordnungen des sowjetischen Typs in Mittel- und Osteuropa, der eine die kulturelle Pluralität radikalisierende Auswanderungswelle erwarten läßt. Die Homogenisierungstendenzen der wissenschaftlich-technischen Entwicklung, die sich für jedermann sichtbar in der äußeren Phänomenologie der großen Städte sowie der Verkehrs- und Kommunikationssysteme niederschlägt, führen zu massenhafter Entwurzelung. Diese hinterläßt ein geistiges Vakuum, das häufig durch die Hinwendung zu einem religiösen, regionalen, ethnischen oder nationalistischen Fundamentalismus gefüllt wird. Nicht zufällig hat angesichts dieses Szenarios der Begriff der multikulturellen Gesellschaft eine, wie es scheint unaufhaltsame Karriere begonnen: eine Formel, in deren Zentrum die Forderung nach Toleranz steht. Sie zum Gegenstand einer ideengeschichtlichen Untersuchung gemacht zu haben, ist zweifellos ein nicht zu unterschätzendes Verdienst der Untersuchung Fetschers.

Zunächst: Was ist unter »Toleranz« zu verstehen? Zu kurz greift sicherlich, wer, wie schon Mirabeau hervorhob, Toleranz auf ein obrigkeitstaatliches Gebot reduziert, wie dies bei Friedrich II. und Joseph II. der Fall war: Sie entspricht in der

sozio-politischen Realität erst dann ihrem Begriff, wenn sie als ein Menschen- und Bürgerrecht dem staatlichen Machtbereich vorgeordnet ist. Aber auch diese Begriffsbestimmung charakterisiert ihren Gegenstand, wie Fetscher zu Recht betont, erst in dem Maße, wie sie die »Anerkennung der Legitimität des anderen in seiner Andersartigkeit« (11) mit enthält. »Anerkennung verlangt ja nicht die Übernahme des Glaubens, der Lebensform, der kulturellen Eigenart des anderen, sondern nur ihre Respektierung als gleichberechtigt« (ebd.). Dies vorausgesetzt, bedeutet Toleranz »nicht die Gleichgültigkeit gegenüber dem Anderen, sondern Anerkennung von dessen Anderssein und seines Rechts auf solches Anderssein. Beides ist mit Anteilnahme und Interesse an ihm verbunden oder sollte doch damit verbunden sein« (8, vgl. auch 12f.). An diesem Kriterium mißt Fetscher die verschiedenen Metamorphosen, denen der Begriff von der frühen Neuzeit bis zur Gegenwart unterworfen war. Sein ideengeschichtlicher Abriss geht nicht nur auf die Entwicklung vom antiken Polytheismus zur monotheistischen Intoleranz ein, wie sie sich insbesondere in den einschlägigen Schriften des Augustinus niederschlug. Darüber hinaus rekonstruiert Fetscher die Ansätze religiöser Toleranz und Intoleranz im Reformationszeitalter, aber auch die Toleranz als Staatsklugheit und um der Gewissensfreiheit willen, auf dem Kontinent sowie in England und Nordamerika. Spannend zu lesen sind schließlich die Kapitel über die Stellung von Hobbes und Spinoza zum Verhältnis von staatlicher Souveränität und religiöser Toleranz sowie seine Ausführungen über die aufklärten Anwälte der Toleranz im 18. Jahrhundert: Montesquieu, Voltaire und die Encyklopädisten. Die letzten vier Kapitel sind den Themen »Liberale des 19. Jahrhunderts und die Institutionalisierung von Toleranz in Verfassungstexten«, »Theologische Fundierung religiöser Toleranz heute«, »Grenzen der Toleranz. Toleranz gegenüber Intoleranten?« sowie »Demokratie und politische Toleranz« gewidmet.

Was den zeitdiagnostischen Rang der Studie ausmacht, ist die Tatsache, daß es Fetscher gelingt, die ideengeschichtliche Dimension der Toleranz nicht nur mit ihrer aktuellen Bedeutung, sondern auch mit einer illusionlosen Analyse ihrer Verwirklichungschancen heute zu verbinden. Toleranz, so hebt er hervor, ist nicht angeboren, sondern das Produkt einer gelungenen Sozialisation (81): Je geringer das Selbstwertgefühl sowohl bei Individuen als auch bei Kollektiven, desto größer die Anfälligkeit für intolerantes Verhalten (9). Auch weiß er, daß es zur Bekämpfung der Intoleranz nicht ausreicht, die psychischen und sozialen Mechanismen, die permanent Feindbilder hervorbringen, zu untersuchen und zu kritisieren. Ebenso müssen moralische Appelle scheitern, Toleranz zu üben, wenn nicht sozio-ökonomische Verhältnisse geschaffen werden, die den verschiedenen ethnischen und religiösen Gruppen ein Mindestmaß an Wohlstand bieten (14, 81f., 85). Zu Recht weist Fetscher in diesem Zusammenhang in Anlehnung an Herbert Marcuse darauf hin, daß Toleranz sich selbst negiert, wenn in ihrem Namen der »Status quo der Ungleichheit« aufrechterhalten wird (82). Verdienstvoll ist auch, daß Fetscher eine weitere Dimension der Selbstgefährdung der Toleranz aufzeigt. Er grenzt sie nämlich vom bloßen Relativismus ab. Toleranz verpflichte uns z.B. keineswegs, »über die Verfolgung der Bahai im Iran zu schweigen oder die Steinigung von Ehebrecherinnen nach islamischem Recht zu billigen« (86). Wenn man so will, ist Toleranz auf einen absoluten, naturrechtlich begründeten Wert bezogen: die Würde des Menschen. Sie bestimmt zugleich die Grenze der Toleranz, wie Fetscher am Beispiel der einschlägigen Argumentation von John Rawls zeigt (74ff.).

Wie ein roter Faden zieht sich durch Fetschers Schrift seine Auseinandersetzung mit dem Verhältnis zwischen Aufklärung und Toleranz. Auf der einen Seite verkennt Fetscher nicht, daß die Toleranz zwischen den Konfessionen und Religionen sowie

zwischen Gläubigen und Atheisten in Europa und Nordamerika eine Errungenschaft der bürgerlichen Aufklärung ist (7). Er betont, daß der rationalistische Universalismus der Aufklärung als Basis religiöser Toleranz »außerordentlich gut geeignet« (10) war. Auf der anderen Seite legt Fetscher aber großen Wert darauf, die Grenzen der Aufklärung in der historischen Entwicklung der Toleranz aufzuzeigen. Er sieht sie in der Annahme einer vernünftigen Natur des Menschen begründet, »der gegenüber all die Besonderheiten und Eigenarten von Religionen und Kulturen letztlich bedeutungslos sind« (89). Diese Linie lasse sich selbst noch im sozialistischen Internationalismus aufzeigen. Eine einheitliche Weltkultur vor Augen, in der die kulturellen Eigenarten der Völker absorbiert sind, habe z.B. Rosa Luxemburg geglaubt, die jiddische Kultur sei zwar zu tolerieren, jedoch nur in der Erwartung, daß sie mit dem Sieg des Sozialismus »absterben« werde (ebd.).

Gewiß, es wäre töricht, diese nivellierenden und homogenisierenden Tendenzen der Aufklärung zu leugnen. Aber ich halte es für falsch, sie mit der Aufklärung insgesamt gleichzusetzen. Diese Identifikation übersieht, daß die Aufklärung wie keine andere Denkrichtung vor und nach ihr stets auch durch das Potential ihrer Selbstkorrektur und -kritik gekennzeichnet war und ist. Niemand hat die nivellierenden Tendenzen der europäischen Zivilisation des 18. Jahrhunderts für die außereuropäischen Kulturen vernichtend kritisiert als der Aufklärer Diderot. Wo immer es für angebracht hielt, prangerte er den ausbeuterischen und arroganten Umgang der Europäer mit den sogenannten »Naturvölkern« an. Vor ihm hatte bereits der Baron de Lahontan die Indianer-Kulturen Nordamerikas nicht nur der europäischen Zivilisation gleichgestellt: er empfahl sie den Europäern zum Vorbild. Diese Tendenz, die einzelnen Kulturen als gleichberechtigte Teile einer Weltkultur anzuerkennen, fand Herder bereits als ein oft übersehenes Erbe der Aufklärung vor, als er sein Konzept der Aktualisierung einer universalistischen Humanität an die besonderen gleichberechtigten Formen und Traditionen der einzelnen Völker und Regionen band. Selbst innerhalb des sozialistischen Internationalismus gab es Positionen, in denen die selbstkritischen Korrekture der Aufklärung nachwirkten. So vertrat der junge Otto Bauer die These, daß es mit dem Sieg des Sozialismus im Weltmaßstab nicht zu einer Homogenisierung, sondern zu einer wachsenden Differenzierung der nationalen Kulturen kommen werde, weil dann die nivellierenden Tendenzen der kapitalistischen Verwertungsstrategien außer Kraft gesetzt wären. Und gegen die These, die Aufklärung werde dem Unbedingten der Religion nicht gerecht, könnte man einwenden, daß es deren große Errungenschaft war, durch die Kodifizierung der Menschen- und Bürgerrechte Rahmenbedingungen geschaffen zu haben, in deren Rahmen sich das Absolute einer jeden Religion überhaupt erst in voller Freiheit zur Geltung bringen kann, ohne die Glaubensgewißheiten anderer Konfessionen zu verletzen.

Richard Saage (Göttingen)

**Leggewie, Claus: Multi Kulti.** Spielregeln für die Vielvölkerrepublik. Rotbuch Verlag, Berlin 1990 (166 S., br., 14,- DM)

»Multi Kulti« ist ein flott und engagiert geschriebenes Buch zu den Perspektiven europäischer Einwanderungsgesellschaften, speziell zu den Möglichkeiten der Überwindung jener großen Lebenslüge hegemonialer deutscher Politik, die besagt: Wir sind kein Einwanderungsland – »dabei übertreffen wir längst die offizielle Immigrations-Quote der Vereinigten Staaten« (18). Gleich eingangs weist Leggewie alle Versuche einer moralischen oder gar utopischen Überhöhung bzw. die spiegelbildliche Praxis radikaler Verwerfung des »sozialen Faktums« multikulturelle Gesellschaft zurück: »Sie ist weder Quell unverdorbenen Solidarität noch institutionalisierter

Rassenkrieg.« (8) Nachdem er den prekären Status der multikulturellen Gesellschaft als einer umkämpften Realität gebührend herausgestellt hat, sucht Leggewie jene diskursiven Orte auf, die an der sozialen Konstruktion oder Reduktion von Multikulturalität beteiligt sind. Er geht vom biblischen Babel-Mythos über zur Realität der modernen Metropolen, streift Musils »Mann ohne Eigenschaften« und seinen Entwurf radikal kontingent gesetzter menschlicher Existenz, passiert die postmodernen Dekonstruktionen eingeschliffener Identitätskonzeptionen, widmet sich eingehend multikulturellen Werbestrategien und diskutiert die in Einwanderungsgesellschaften neu aufgeworfene »religiöse Frage« ebenso wie die unterschiedlichen Formen des neuen intellektuellen und des alten institutionellen Rassismus in den Gesellschaften Europas, letzteren vor allem am Beispiel des von Heiner Geißler so genannten deutschen »Fremdenabwehrrechts«.

Mit dem Projekt »Babel« steht es schlecht am Ende dieses Jahrhunderts, das in so unerwartet hohem Ausmaß vom Zerfall der großen Internationalismen (UdSSR, Osteuropa, teilweise auch USA) und dem komplementären Bedürfnis nach ethnischer Herkunftsvergewisserung gekennzeichnet ist. In solchen Zeiten allgemeiner politischer Regression ist es um so erfreulicher, gute Nachrichten vom Kulturmarkt, worunter vor allem auch die Kultur der »Marktwirtschaft« fällt, vermelden zu dürfen. Slogans wie »The united colours of Benetton« und »Come together and learn to live as friends« nimmt der dem Projekt einer »kommunikativen Marktöffentlichkeit« (31) verpflichtete Politologe Leggewie zum Anlaß, seine Leser in die Philosophien dieser »sich multikulturell engagierenden« Unternehmen einzuführen. Fazit: »Man kann aus der Trickkiste der geheimen Verführer sogar Gewinn für die Sache selbst ziehen.« (28)

Ohne über die für die Politik typischen klassischen Steuerungsmittel (der Dreiklang von Geld, Gesetz und Gewalt) zu verfügen, die unter postmodernen Bedingungen einer kulturellen Ergänzung, wenn nicht gar Substitution bedürfen, muß das neu geschaffene Frankfurter Amt für Multikulturelle Angelegenheiten seine vielfältigen Aufgaben (Konfliktschlichtung, Förderung eines multikulturellen Urbanismus, Unterstützung von Migrantenkulturen, Flüchtlingsbetreuung) wahrzunehmen versuchen: An Stelle der Mechanismen hoheitlicher Erzwingung setzen persuasive politische Programme darauf, »Einstellungen und Verhaltensweisen der Bevölkerung kommunikativ und über Symbole vermittelt [zu] beeinflussen« (49).

Auch wenn Leggewie nicht ausschließt, daß die säkularisierten Einwanderungsgesellschaften des Westens der Gefahr einer religiösen »Wiederverzauberung« mit all ihren politisch-theologischen Konsequenzen erliegen, fordert er die consequente Ausdehnung der *Religionsfreiheit* auf alle nichtchristlichen Konfessionen und warnt vor den Versuchungen einer aus der Ideologie des Laizismus (wie sie sich in Frankreich anläßlich der »Kopftuch-Affäre« von Creil manifestierte) gespeisten militanten Toleranz, die – anders als ihre *republikanische* Variante – unvermeidbare religiöse Konflikte in multikulturellen Gesellschaften nicht zu zivilisieren, sondern präventiv zu unterdrücken versucht. Wie der philosophische Promotor kultureller Gewaltenteilung, Odo Marquard, der in einem Interview zu Wort kommt, empfiehlt auch Leggewie dem Islam eine »Reformation« nach christlichem Vorbild (selbstverständlich unter Abzug ihrer blutigen Aspekte) – sozusagen zur Entschärfung seines vermeintlichen »Fanatisierungspotentials« (83).

In seiner »xenologischen Betrachtung« (97) nimmt Leggewie eine Vermessung jenes Feldes vor, auf dem heute das Fremde, »Alterität«, philosophisch gedacht, aber auch ideologisch verworfen wird – wie man an dem Versuch der französischen *Neuen Rechten* sehen kann, das Denken der Differenz (Derrida, Lyotard) neorassistisch als

Affirmation differenter (kultureller) Identitäten umzuschreiben, die in sich abgeschlossen, homogen und vor »rassischer« Vermischung zu bewahren sind. Kaum appetitlicher sind die vom Pathos eines christlichen Fundamentalismus getragenen Bemühungen deutscher Philosophen (Spaemann, Koslowski) um einen »geläuterten Ethnozentrismus« (108), der den höheren Rang der europäischen Kultur nicht aus ihrer wissenschaftlich-technischen, sondern vor allem aus ihrer *moralischen Überlegenheit* (Erfindung der »Menschenrechte«) ableitet.

Die multikulturelle Gesellschaft mag ein soziologisches, genauer: sozialstatistisches Faktum sein, das keiner Verwandlung in eine moralische Norm bedarf; die im Untertitel des Buches proklamierte, europäische Nationalstaaten ersetzende »Vielvölkerrepublik«, die die politischen und rechtlichen Konsequenzen des multikulturellen »fait social« ziehen würde, ist dagegen sehr wohl noch weitgehend im Projektstadium, besonders in Deutschland, wo die Einbürgerungsbestimmungen immer noch vom geltenden *Blutsrecht* (statt dem in anderen Ländern üblichen *Territorialprinzip*) abhängen und den Einwanderern umfassende politische Beteiligungsrechte weiterhin vorenthalten werden. Über die *kollektiven Akteure*, die die politische und rechtliche Ausgestaltung der multikulturellen Gesellschaft vorantreiben sollen, sowie über geeignete *politische Strategien* schweigt sich Leggewie leider aus. Die Botschaft des Buches ist einfach: Benetton, eine multikulturell aufgeschlossene Politikergarnitur sowie der irreversible Prozeß der europäischen Integration werden es schon richten. Der Rest ist Aufklärung. Der Mangel an politischer Präzision wird nur noch übertroffen durch einen stellenweise schon ärgerlichen und auch nicht mit dem Genre des Essays zu entschuldigenden Hang des Autors zu völliger begrifflicher Beliebigkeit, zu einem theoretischen Potpourri, der wohl das wissenschaftliche Pendant zu der enthusiastisch ausgerufenen postmodernen Kultur des *anything goes* sein soll. So finden wir ein gutes Dutzend völlig heterogener Definitionen unserer Gesellschaften in einem Buch, das sich nirgendwo die Frage nach ihrer Vereinbarkeit stellt. Unbefriedigend auch die allzu feuilletonistisch ausgefallene Konstruktion eines »postmodernen Zeitgeistes« aus ganz heterogenen diskursiven Materialien (Literatur, Philosophie, Werbetexte, Graffiti etc.), der prompt von der jüngsten, durch das Zusammenspiel von offizieller Politik und »schweigender Mehrheit« ermöglichten neorassistischen Eskalation im vereinten Deutschland dementiert wird. Eine fruchtbare *theoretische* Kultur wird auch weiterhin auf die *Kunst der Unterscheidung* angewiesen bleiben.

Friedrich Balke (Bochum/Siegen)

**Bergmann, Werner, und Rainer Erb (Hrsg.): Antisemitismus in der politischen Kultur nach 1945.** Westdeutscher Verlag, Opladen 1990 (348 S., br., 54,- DM)

Hauptthese des Bandes ist, daß sich der »Nachkriegsantisemitismus vom Typus des modernen Antisemitismus vor 1945« signifikant unterscheidet; Aufgabe der Antisemitismusforschung sei es, dieses brüchig-vielschichtige Verhältnis von »Kontinuitäten und Diskontinuitäten« (15) zu untersuchen. Die 16 Beiträge sind nach den vier Themenblöcken »Kontinuität und Diskontinuität des Antisemitismus«, »Ergebnisse der Umfrageforschung zum Antisemitismus«, »Antisemitismus im öffentlichen Diskurs« und »Zur gesellschaftlichen Rolle der Juden im Nachkriegsdeutschland« geordnet. Der selbst im Kontext der Neonazismus-/Rechtsextremismusanalyse bislang eher stiefmütterlich betriebenen Antisemitismusforschung, die auch durch den »Historikerstreit« (1986/87) oder den Streit um die Aufführung von Faßbinders Theaterstück »Der Müll, die Stadt und der Tod« (1985) kaum Auftrieb erhalten hatte, gibt der Band, dessen Herausgeber am neu gegründeten Zentrum für Antisemitismusforschung an der TU Berlin arbeiten, wichtige Anstöße bei der Analyse des



»Formwandels« (12) antisemitischer Äußerungen. – Insofern die Beiträge vornehmlich der Bundesrepublik gewidmet sind, kommt die europäisch-internationale Dimension des Themas zu kurz. Frederick Weils Vergleich von Umfragen (bis 1986) aus den USA, Frankreich, Österreich und der BRD weist – bei allen Ähnlichkeiten – darauf hin, daß z.B. die soziale Distanz gegenüber Juden in Österreich größer, in den USA niedriger sein dürfte; eine bemühte Indifferenz – Sybille Hübner-Funk untersucht dies unter dem Begriff »Versöhnungsrituale« – scheint typisch für die BRD zu sein. Vor allem die internationalen Varianten des dominanten »Ja-Aber«-Antisemitismus bedürfen weiterhin der vergleichenden Analyse. Neben dem Überblick von Weil beschränkt sich diese Sammlung diesbezüglich auf Hinweise zur DDR (332ff.) und zu Österreich (292ff.).

Hervorzuheben sind vor allem die Beiträge von Bernd Estel, Max Miller, Frank Stern und Jürgen Bellers, die sich mit Aspekten des »sekundären Antisemitismus« in der politischen Ideologie Nachkriegsdeutschlands beschäftigen (vgl. bes. 69ff., 180ff.). Als solcher gilt die nicht mehr offen-rassistisch vorgetragene Vorurteilsstruktur, »d.h. ein primär unterschwelliger, sich bisher wohl selten ganz klar werdender Groll gegen die Juden, die 'keine Ruhe' geben wollen« (74). Obwohl solch eine psycho-soziale Latenz in empirischen Untersuchungen kaum thematisiert wird, und vor allem Panel-Untersuchungen fehlen (die Auskunft über eine zeitliche und kontextuelle Änderung der Vorurteilsstrukturen geben könnten), analysiert Bergmann diverse Umfragen des Zeitraumes 1949 bis 1987 auf Anzeichen für einen »neuen« Antisemitismus (bes. 118ff.). Bergmann bestreitet die Existenz eines z.B. den »Grünen« zugeschobenen »linken Antizionismus« und hebt deren situativ-kontextabhängige Bewertung Israels hervor. Aus Sicht der »Grünen« wird Israel die Berechtigung einer besonderen politisch-moralischen Position gegenüber der BRD abgesprochen. Einerseits sollen sich – folgt man der Mehrheitsmeinung in der BRD – die bilateralen Beziehungen zu Israel (und den Juden) »normalisieren«, andererseits zeigt sich eine moderne Vorurteilsvariante darin, daß Israel (und den Juden) keine (staatliche) Normalität zugebilligt wird. Indem Israel moralischer betrachtet wird als der eigene Staat und wichtige (NATO-)Verbündete, spielen ein verbogenes Schuldbewußtsein bzw. das Wissen um die Geschichte der Judenvernichtung unreflektiert immer noch eine vorurteilsträchtige Rolle. Max Miller weist darauf hin, daß eine »Tabuisierung des Antisemitismus« (79ff.) antisemitische Handlungspotentiale nicht auflöst. Bergmann (127) betont, daß der gewünschte Normalität keine Realität entspricht (was alle Beteiligten, gerade aber die Propagandisten der Normalisierung, wissen): »Dieses 'Vorenthalten' der Normalität, diese Verhinderung des 'Schlußstrichs' kann eine stete Quelle für Konflikte und das Fortbestehen antijüdischer Ressentiments bilden – jedenfalls so lange, wie nicht die notwendige Inkongruenz der Perspektiven von Juden / Israelis und Deutschen allgemein akzeptiert wird« (127).

Bergmann unterläßt es, die Konturen solcher Akzeptanz auszumalen. Die Beiträge von Stern und Robin Ostow über die BRD und die DDR zeigen, daß diese Akzeptanz daraus resultiert, daß ein bestimmter Philosemitismus nach 1945 in beiden Deutschland nicht ohne staatlichen Träger verankert worden ist; im Gegensatz zu Österreich ist er vor allem für bundesrepublikanische Eliten typisch. Der populistische Protest gegen »die da oben« läßt sich deshalb leicht (wenngleich nicht offen) mit antisemitischem Tonfall auf; der Protest gegen eine entfremdete Politik wird mit dem Hinweis auf die sozial übermächtigen und politisch protegierten Juden verbunden. Gegenüber dem »verordneten Philosemitismus« (193) kommt deshalb – wie sich am Beispiel des Frankfurter Häuserkampfes und des Streits um die Faßbinder-Aufführung

zeigen ließe – dem öffentlichen Auftreten der jüdischen Gemeinden sowie den 30000 in der BRD und den 2000 in der DDR lebenden Juden eine wichtige Rolle zu. Der Band aber verläßt die Täterperspektive nicht und enthält keine Fallstudie über die politisch-kulturellen Aktivitäten von Juden bzw. einer jüdische Gemeinde. Der Behandlung der »gesellschaftlichen Rolle der Juden im Nachkriegsdeutschland« wird charakteristischerweise das geringste Gewicht beigemessen; dieser Teil zählt nur zwei Beiträge.

Allen Beiträgen ist gemeinsam, daß die konzeptionellen Überlegungen nie rein abstrakt, sondern jeweils auf der Grundlage empirischen Materials vorgetragen werden. Der Sammelband liefert deshalb auch einen Überblick zur Spannweite des Themas und über die Konturen einer sich durchsetzenden Forschungsrichtung. Kritisch sei angemerkt, daß der Band auf sein Thema (trotz der verallgemeinerungsfähigen Hinweise z.B. von Miller auf gesellschaftliche Lernprozesse) als solches fixiert bleibt. Eine Ausweitung der Thematik auf Ausländer- bzw. Fremdenfeindlichkeit wird gar nicht erst erwogen. Gerade wenn der traditionell-rassistische Antisemitismus heute keine dominante Rolle mehr spielen dürfte (worauf Estel, Bergmann und Weil, gestützt auf verschiedene Umfragen, hinweisen – vgl. bes. 69, 119, 158), dann müßte eine kritische Antisemitismusforschung auch untersuchen, ob nicht die Strukturen des modernen Antisemitismus universeller und somit auch übertragbar sind. Indem diese Frage ausgeblendet wird, folgt der Band dem kritischen Tenor im »Historikerstreit« und geht implizit vom Gesichtspunkt der Singularität des Antisemitismus mit Auschwitz als Symbol aus (bes. 52). Die Überprüfung der Optik und der Generalisierung vormals bevorzugt antisemitisch besetzter Vorurteilmuster sollte aber in den Arbeitskatalog der Antisemitismusforschung aufgenommen werden (vgl. 233), ohne daß sich die Kritik des Antisemitismus in die Untersuchung beliebiger Vorurteile auflöst. Es wäre zu prüfen, ob bestimmte Besonderheiten die historische Rolle der Juden übernehmen können. Eine kritische Antisemitismusforschung ist aufgerufen, durch Vergleiche verschiedener Gesellschaften, Entwicklungsstadien und Vorurteilkomplexe den Besonderheiten und historischen Ausformulierungen *der* Antisemitismusfrage nachzuspüren. Obwohl diese Frage offenkundig gewichtig ist und z.B. in West- wie Osteuropa (Pamjat) und in der Weltpolitik (Irak-Israel) eine entscheidende Rolle spielt, entsprechen ihr der Forschungsansatz und -stand nicht. Dieser Sammelband kann deshalb nur einen Anfang markieren.

Eike Hennig (Kassel)

**Klönne, Arno: Rechts-Nachfolge.** Risiken des deutschen Wesens nach 1945. Pappy Rossa Verlag, Köln 1990 (185 S., br., 20,- DM)

Zwei Entwicklungen sind 1991 zu beachten: Die Hochzeit der Republikaner – mit Wahlerfolgen in Baden-Württemberg und Berlin – scheint zu Ende zu sein; die deutsche Einheit hat den deutschen Rechtsradikalen ein wichtiges Thema geraubt. Zum anderen ist durch die Vereinigung in der ehemaligen DDR ein Wust von Verdrängtem und Niedergehaltenem an die Oberfläche gespült worden, dessen Ausmaß noch kaum abschbar ist. Der Ausgangspunkt für den Paderborner Soziologen Arno Klönne ist eine »Problemskizze« des Rechtsextremismus heute. Die Gefahr gehe nicht bloß von rechtsextremistischen Organisationen aus: Viel gefährlicher sei das Vorhandensein von rechtsradikalen Ideologemen in den Köpfen vieler Menschen und das Wirken rechten Gedankengutes in den Reihen der CDU/CSU, aber auch bis in die SPD und Gewerkschaften.

Dies heißt für seine Analyse, über die rechtsradikalen Organisationen hinauszugreifen (»Die 'Suche nach nationaler Identität' hat ihre Varianten in vielerlei

parteipolitischen Farben«; 13), zum anderen historisch auszuholen: »Rechtsextreme Risiken in der deutschen Gesellschaft treten nicht erst dann auf, wenn eine Partei wie die 'Republikaner' die wahlrechtlichen Hürden überspringt; sie sind aber auch nicht bereits ausgeräumt, wenn diese Partei wieder an Wählerschaft verliert.« (25) Klönne befragt deshalb in mehreren Kapiteln die deutsche Nachkriegsgeschichte: Was war für die Identitätsbildung bestimmend, und wo liegen in dieser Identität Anknüpfungspunkte für rechtsradikale Ideologeme heute?

Die deutsche Arbeiterbewegung war innerlich zu zerstritten und zu schwach, um entscheidend einzuwirken: »Traditionen der Arbeiterbewegung haben auf das 'deutsche Wesen', wie es sich nach 1945 herausbildete, nur in sehr begrenztem Umfang Einfluss nehmen können.« (71) Auch sei die Sozialdemokratie in den Nachkriegsjahren oftmals zu wenig konsequent in der Vergangenheitsbewältigung gewesen. Aus wahltaktischem Kalkül heraus nahm auch die SPD Rücksicht auf Vertriebenenverbände und ähnliche Organisationen.

Die Unionsparteien haben es zwar geschafft, rechtsextreme Tendenzen zu integrieren, damit aber auch ein Problem produziert: »Die Politik des Bürgerblocks und des Sammelns nach weit rechts hin hat langfristige politisch-ideologische Risiken erzeugt.« (83) Der Katholizismus stellte nach dem Krieg »staatsbürgerliche, patriotische und wehrhafte Pflichterfüllung als christliche Tugend« (93) zu hoch, um zu einer angemessenen und kritischen Bewältigung der eigenen Vergangenheit zu kommen.

Ein widerstandsfähiges Potential gegen Faschismus – nämlich die Jugendopposition – wurde in der Vergangenheitsbewältigung weitgehend ausgeblendet. Beschränkten sich bürgerliche Widerstandsdarstellungen im Westen und kommunistische im Osten auf die Betonung *ihres* Widerstandes, blieben hier wie dort widerspenstige Formen – wie z.B. die Edelweißpiraten – ausgespart. Der auf antiautoritäre Selbstbestimmung gerichtete Widerstandskampf dieser Jugendgruppen war nicht nur mit autoritären Bildungsidealen des bürgerlichen Widerstandes, sondern auch mit Organisations- und Einheitsvorstellungen im kommunistischen Lager unvereinbar. Zu geringen Einfluss auf die deutsche Identitätsbildung hatten schließlich pazifistische Bewegungen in Nachkriegsdeutschland und bis ins bürgerliche Lager reichende Vorstellungen von einer blockfreien Einheit.

Ausführlich beschäftigt sich Klönne mit Veränderungen in der politischen Kultur der Bundesrepublik. Er begreift die Wirkung rechtsradikaler Tendenzen an den Hochschulen und in Zeitschriften als »Innenseite des Rechtsextremismus«. Viele rechte Publizisten – von Willms bis Diwald – konnten und können nicht nur in ausgewiesenen Rechtsorganen wie *Criticon* oder *Nation Europa* publizieren, sondern wurden auch von *Welt* und *fAZ* hofiert. Hierin sieht Klönne viel gefährlichere, weil folgenreiche Gefährdungen der deutschen Demokratie, als in temporären Erfolgen von Republikanern und NPD.

An der Aussiedlerfrage macht Klönne die Gefahren deutlich, die auch heute Freiheit und Liberalität bedrohen, wenn das »deutsche Wesen« zur Bewältigung solcher Probleme herangezogen wird. »Die Aufnahme der Aussiedler hierzulande dient nämlich, so will es die herrschende politische Meinung, der Vervollständigung des deutschen 'Volkskörpers'; die dauerhafte und staatsbürgerrechtliche Integration der Gastarbeiterschaft oder gar der Asylanten hingegen würde, so wiederum die politische Meinung, die Bundesrepublik in ein Einwanderungsland verwandeln und 'ethnische Homogenität' in Frage stellen.« (137f.) Klönne sieht in der heutigen Aussiedlerpolitik eine »historische Verklammerung ... mit der nationalsozialistischen Vergangenheit.« (143) Er hingegen plädiert für eine andere Einwanderungspolitik,

die sich nicht an der Abstammung orientiert: »... als Kriterium kann nur gelten, daß vorzugsweise denen geholfen werden muß, die in ihren Menschenrechten bedroht sind.« (146)  
Jürgen Blume (Bamberg)

**Stöss, Richard: Die extreme Rechte in der Bundesrepublik.** Entwicklung – Ursachen – Gegenmaßnahmen. Westdeutscher Verlag, Opladen 1989 (273 S., br., 29,80 DM)

Stöss definiert als Rechtsextremismus alle Erscheinungsformen des öffentlichen Lebens, »die sich gegen fundamentale Prinzipien des demokratischen Verfassungsstaates richten. Rechtsextremismus ist Demokratiefeindschaft«. Dies im Unterschied zum Sozialismus, der nicht »grundsätzlich von der Idee her und in seinen Zielen antidemokratisch« ist, sondern nur, »wenn er bürokratisch mißbraucht oder pervertiert wird« (18).

Nach einem Überblick über die antidemokratischen Einstellungen in der Bundesrepublik (39ff.) und der Darstellung des Scheiterns der Entnazifizierung (52ff.) bildet den Hauptteil des Buchs ein nützlicher, auch für Laien gut lesbarer Überblick über die organisatorische Entwicklung der extremen Rechten in der Bundesrepublik (96ff.), wobei die Entwicklung der »Republikaner« besonders ausführlich dargestellt wird.

Diese geschichtlichen Teile sind in einen theoretischen Rahmen eingebettet: Stöss geht davon aus, daß der Rechtsextremismus durchgehender Bestandteil der politischen Kultur der Bundesrepublik ist. Die rechtsextremen Kräfte waren zunächst jedoch nur latent vorhanden, weil die antidemokratischen Potentiale ohne Aufarbeitung der Nazi-Zeit in den Bürgerblock integriert wurden (87). Später wurde die Politik in der Bundesrepublik von einem »Basiskonsens« (Westintegration, 'Soziale Marktwirtschaft', aktive staatliche Sozialpolitik; 90ff.) geformt, der über den bloßen »Verfassungskonsens« (Anerkennung der Teilstaatlichkeit und des Grundgesetzes, Kompromißbereitschaft mit dem politischen Gegner) hinausging. Sobald jedoch die Prosperität und damit die Fähigkeit des sozio-ökonomischen Systems, alle Bedürfnisse möglichst gleichermaßen zu befriedigen, gefährdet ist, wird das Problem des Rechtsextremismus akut (94f.). Der Trend zur Zweidrittel-Gesellschaft, das wachsende Umweltbewußtsein, der Wertewandel zu nicht-materiellen Interessen und die Abschwächung des Ost-West-Gegensatzes, die eine Renaissance nationalstaatlichen Denkens ermöglicht, erzeugen jeweils unterschiedliche, fast unlösbare strategische Dilemmata der beiden großen Parteien, die zu den Wahlerfolgen der Grünen bzw. »Republikaner« führen. Der Basiskonsens kommt so in die »Bewährungsprobe« (178ff.).

Die Entstehung des Rechtsextremismus läßt sich aus dem komplexen Wirkungszusammenhang dieser gesellschaftlichen Krisenerscheinungen mit individuellen Ursachen (autoritäre, vorurteilsbehaftete Charakterstrukturen sowie gesellschaftliche Vereinzelungstendenzen; 231) und den antidemokratischen Traditionen erklären. Bei der individuellen Karriere zum gewalttätigen Rechtsextremen spielen aber auch Zufälle eine starke Rolle. Wirksame Gegenmaßnahmen sieht Stöss hauptsächlich in kollektiven, solidarischen Lern- und Arbeitserfahrungen für Jugendliche, um eine demokratische Alltagskultur zu entwickeln (249ff.).

Stöss' Erklärungsmuster weist argumentative Brüche auf: Die fehlenden Erfolge der nazistischen Strömungen in der Anfangsphase der Bundesrepublik und die Entstehung der rechten Militanz in den siebziger Jahren (Wehrsportgruppen) erklärt er unter Rekurs auf die Entwicklung des Parteiensystems: Integration in den Bürgerblock als anti-nazistische Politik der Union (87) bzw. Radikalisierung des Kampfes der Union gegen die neue Ostpolitik der sozialliberalen Regierung (160). Warum

bezieht er dann bei der Analyse der »Republikaner« Strategien der anderen Parteien nicht mit ein? Auch der Übergang vom nationalen Diskurs (Strategien der Wiedervereinigung) zur Ausländerfeindlichkeit bei den rechtsextremen Parteien, den er nur erwähnt, müsste in diesen Zusammenhang eingeordnet werden.

Vielleicht erklären sich diese Brüche aus der theoretischen Fassung des Zusammenhangs zwischen Parteiensystem und gesellschaftlicher Entwicklung: Der über lange Zeit fixierte »Basiskonsens« prägt nach Stöss das von der gesellschaftlichen Entwicklung relativ abgesonderte Parteiensystem. Wenn die gesellschaftlichen Widersprüche eine bestimmte Quantität oder Qualität übersteigen, wird der Basiskonsens »brüchig« (256), eine Phase der Unsicherheit beginnt. Eine Konsequenz dieser Betrachtungsweise: Rechtsextremismus (genauso wie das Auftauchen der Grünen »auf der anderen Seite«) kann dann – entgegen Stöss' Intention im Vorwort (9) – als eine gesellschaftliche Normalität interpretiert werden: In der Phase der Krise des Basiskonsens ist die Abweichung »normalverteilt« auf beiden Seiten des Parteienspektrums zu finden; die durch den Basiskonsens nur neutralisierte psychische Gestörttheit oder Infantilität des rechten Potentials kann in dieser Phase höchstens pädagogisch kleingearbeitet werden. Eine solche Beschränkung des Handelns könnte aufgehoben werden, wenn der Versuch unternommen wird, das Parteiensystem als Ort der ständigen Artikulation und Reproduktion der gesellschaftlichen Widersprüche zu denken.

Jörg-Michael Vogl (Marl)

**Butterwege, Christoph, und Horst Isola (Hrsg.): Rechtsextremismus im vereinten Deutschland.** Steinton, Bremen 1990 (191 S., br. 19,80 DM)

Entfaltet werden sollte: Eine Analyse der »gesellschaftlichen Ursachen, historischen Quellen und aktuellen Erscheinungsformen des Rechtsradikalismus in Deutschland« – West und Ost –, mit dem Ziel, die Entwicklung zu prognostizieren und zu beeinflussen (so die Herausgeber, II). Anregendes findet sich in diesem Sinne bei Wolfgang Gessenharer, der die zentrale Bedeutung der Freund-Feind-Unterscheidung für Rechtsradikale betont und dies mit Ansätzen von Carl Schmitt zusammendenkt; bei Arno Klönne mit seinen Überlegungen zur Differenz von rechter Ideologie und den Bedürfnissen »rechter Leute«. Weiterführend sind auch Wolfgang Frindtes sozialpsychologische Thesen zu den Ursachen rechtsradikalen Jugendprotests als einer widersprüchlichen Funktion von Identitätsbildung und Generationsabgrenzung; sein Fazit, daß diese Konstellationen *nicht* notwendig zum Rechtsradikalismus führen müssen, schiene mir einer eingehenden differenziert-empirischen Analyse wert. Wilhelm Heitmeyer schließlich arbeitet die »Ungleichzeitigkeiten, Ungleichwertigkeiten und Ungleichwirksamkeiten von individuellen, sozialen, politischen und ökonomischen Faktoren« heraus und verortet, vor dem Hintergrund ungleichzeitiger Modernisierungsprozesse, Rechtsradikalismus im Geflecht einer sich differenzierenden, damit aber auch undurchschaubarer werdenden Welt mit je spezifischeren, je flexibilisierten Verhaltensanforderungen bei entsprechenden Verunsicherungen (122).

Diese Ansätze sind ideologiekritisch angelegt und/oder sie stellen Forschungsprogramme dar. Zugleich verweist das aber auf ein zentrales Defizit: Wie ein roter Faden durchzieht den Band die Warnung vor der Gefahr des aktuellen Rechtsradikalismus, einer Gefahr für die Demokratie, für die politische Kultur usw. (z.B. II). Diese Warnung wird aber nirgends in den Texten empirisch eingeholt, bzw. der einzig empirisch gehaltvolle Beitrag findet sich – im Anhang – im Bericht des Bremer Innensensors Sakuth zum Rechtsradikalismus (163ff.). Dieser Bericht basiert in erheblichem Maße auf Verfassungsschutzberichten, ohne die die Materialdichte zum

Thema sehr viel dünner wäre. Andererseits verfällt der Verfassungsschutz mehrfach, zuletzt noch direkt vor dem Bremer Bericht (Isola, 162), einem moralischen Verdikt: »Der freie, aufgeklärte und politisch aktive Bürger ... ist der beste Schutz für die Demokratie.« Kann man den Verfassungsschutz abschaffen wollen und gleichzeitig dessen Material benutzen, ohne auf die Quelle zu verweisen (Ausnahme: Butterwege, 28)?

Peter Ködderitzsch teilt uns mit, am Neujahrstag (1990?) hätten drei Gruppen von Republikanern 15000 Druckschriften verteilt (wohl in Leipzig, jedenfalls in der DDR), am 8.1.1990 seien innerhalb von einer Stunde in Leipzig 25000 Druckerzeugnisse der REP verteilt worden (82). Was belegt das (ich muß diese Erzeugnisse auch lesen)? Offenbar, daß das viel ist (im Vergleich wozu?); auch, daß das Verteilen des Materials ein Erfolg der REP ist? Oder signalisiert es gar breite Zustimmung der Leipziger zum Rechtsradikalismus? Ohne differenzierende Vergleichsperspektive – zeithistorisch wie regional – sollten solche Aussagen dringend unterbleiben, insbesondere vor dem Hintergrund des Anspruchs dieses Bandes.

Das gilt auch für Peter Krahulec, der die FDJ-Zeitung *Junge Welt* (12/1989?) zitiert, die 1100 Personen zwischen 18 und 26 Jahren als rechtsextrem bezeichnet (100). Seriös sind solche »Untersuchungen« nicht, brauchbare Analysen der rechts-extremen Potentiale in der DDR/den fünf neuen Bundesländern, gibt es erst über ein Jahr später, so als Klaus Liepelt am 19.6.1991 (bei der Vorstellung einer repräsentativen Studie) in der ARD den Prozentsatz rechtsradikaler Jugendlicher mit sieben Prozent der bis 25jährigen beziffert. Das methodische Repertoire läßt in solchen Essays arg zu wünschen übrig. Das gilt im übrigen auch für Michael Schomers Beitrag, dessen eindrucksvolle Schilderung rechter Gewaltbereitschaft nur hätte gewinnen können, wenn er der Frage nachgegangen wäre, ob sich sein Befund verallgemeinern ließe. Man vermag sich des Eindrucks nicht zu erwehren, daß die Lektüre solcher Beiträge dem geeigneten Leser bestätigt, was er sowieso schon weiß, und daß dieses bezweckt ist. Aber der selbstgestellte Anspruch dieses Buches wird so nicht erfüllt – im Gegenteil.

Ärgerlich wird die Lektüre vollends, wenn im abschließenden Beitrag von Horst Isola zu lesen ist: »Zwar haben die REPUBLIKANER bei der Landtagswahl in Bayern am 14. Oktober 1990 ihren spektakulären Erfolg bei der Europawahl 1989 nicht wiederholen können, doch dürfen wir nicht übersehen, daß die Schönhuber-Partei bei den Kommunalwahlen in Bayern überall dort, wo sie antrat, in die Räte, Bezirks- und Kreistage eindringen und somit ihre Position durchaus verfestigen konnte.« (158) Isola suggeriert, die Kommunalwahl folge zeitlich auf die Landtagswahl in Bayern, tatsächlich liegt sie aber sechs Monate *vor* der Landtagswahl (am 18. März 1990); Isola verschweigt im übrigen das »traditionelle« Süd-Nord-Gefälle der REP-Erfolge (vgl. Jaschke 1990, 108; zit. n. 189).

Hier wird Stimmung gemacht, nicht mehr, was um so bedauerlicher erscheint, als es die bedenkenswerten Ansätze im Band tendenziell mit in Zweifel zieht, und weil die Empirie des Rechtsradikalismus in der BRD mindestens seit 1989 genügend korrekte Daten für eine differenzierte politische Analyse liefert.

Andere Probleme mit empirischen Daten hat Christoph Butterwege in seinem von den Herausgebern offenbar als grundlegende Einführung ins Thema gedachten Beitrag; er kommt nahezu ohne aus: keine Mitgliederanalyse, keine der »Kader«, der Wahlergebnisse, der sozialen Basis. Dafür reichen die analytisch-theoretischen Referenzen von Blochs »Ungleichzeitigkeit« über Wahls »Modernisierungsfalle« zu Becks »Risikogesellschaft«, Horkheimer und auch Gramsci. Es handelt sich um einen Habilitationsvortrag, der im Wissenschaftsbetrieb Belesenheit belegt und weiträumige

thematische Assoziationsfähigkeit. Es kann bezweifelt werden, daß dieses den Zielgruppen des Bandes: Lehrer, Erzieher, Betriebs- und Personalräte, Gewerkschafter, engagierte Demokraten, Friedensbewegte (Hf.; warum eigentlich diese?) gerecht wird.

Fazit: Mit wenigen Ausnahmen (s.o.) ist dem Band nichts Neues bzw. Anregendes zu entnehmen, einige Beiträge sind unpräzise, methodisch unreflektiert, zum Teil ärgerlich. Der interessierte Leser wäre gut beraten, sich an Hand des akzeptablen Literaturverzeichnisses (182ff.) anderweitig mit Lektüre zu versorgen.

Manfred Kieserling (Kassel)

**Loch, Dietmar: Der schnelle Aufstieg des *Front National*.** Rechtsextremismus im Frankreich der 80er Jahre. tuduv-Verlagsgesellschaft, München 1990 (175 S., br., 29,80 DM).

Die deutschsprachige Literatur ist im Bereich der Forschungen über die aktuell agierende äußerste Rechte in Frankreich recht dünn gesät. Die Modethemen der Konservatismus-Forscher in den achtziger Jahren lauteten »Neue Rechte« und deren »Denkfabriken«. Dabei hat die Front Jean-Marie LePens die Parteienlandschaft der französischen V. Republik kräftig durcheinandergewirbelt und die Block-Strukturen zwischen Links und Rechts ins Wanken gebracht: Sie ist mittlerweile nach den Sozialisten (PS), den Neogaullisten (RPR) und den Liberalen (UDF) zur vierstärksten Partei vor den Kommunisten (PCF) avanciert und stellt für die beiden gemäßigt konservativen Parteien eine ständige Versuchung zur Koalition dar. Loch formuliert als Erkenntnisziel seiner Magisterarbeit eine »sorgfältige Analyse der Ursachen für den Aufstieg« des *Front National*.

Im ersten Teil wird unter Rückgriff auf die extreme Rechte der IV. und V. Republik die Entwicklung zur 10-Prozent-Partei aufgezeigt: elektorale und organisatorische Aspekte überwiegen hier. »Die Wählerschaft« untersucht das zweite Kapitel: Die globale Wahlgeographie Frankreichs und »Wer wählt LePen« stehen hier als Fragen im Vordergrund. Etwas hochgestochen als »Versuch einer Ätiologie« (Ursachenlehre) ist der dritte Teil überschrieben. Loch trägt hier eine Reihe von Erklärungen zusammen, streift die Faschismus-Diskussion und diskutiert die kausalen Zusammenhänge von Immigration und Rechtsextremismus. Ein vierter Teil (etwa ein Drittel des Buches) gibt einen plastischen Einblick in »Marseille – eine Hochburg des Front National«.

Die Untersuchung des französischen Wahlverhaltens dominiert Lochs Arbeit. Dieses sieht der Autor zum einen begründet in der sozialen Lage bestimmter Bevölkerungsschichten, die er zutreffend mit dem Verlust sozialer Bindungen und Statusinkonsistenzen beschreibt. Die Mittelmeerregion und das Pariser Becken mit ihrem starken Migrationsströmen fallen hier besonders ins Gewicht. Mit »politisches Repräsentationsdefizit« (155) benennt Loch sein zweites Argument für eine Motivation zur Wahl des Front: »Ein zunehmend utopieloses, formalisiertes Politikverständnis und die Vorherrschaft eines *ökonomisch-technischen* Denkens, das die Modernisierung des Landes forciert und die *Verlierer* dabei auf der Strecke läßt.« (157) Neben den Erfolgen der Rechtsradikalen sprechen die hohen Raten der Wahlenthaltung Bände.

Das Buch enthält zahlreiche sinnvoll ausgewählte Schaubilder, Statistiken, Tabellen etc. Ein großes Manko indes ist der weitgehende Verzicht auf eine fundamentale Ideologie-Kritik des Front National. Wie erreichen LePen und seine Ideologen die vom sozialen Bindungsverlust Betroffenen? Was versprechen sie als Gegenrezept zur wachsenden Unwirtlichkeit der Städte? Wie urteilen die französischen Rechtsradikalen

über den Modernisierungsprozeß der Sozialdemokratie à la Française? Mit »Der Front National im französischen Wahlverhalten« wäre die im übrigen verdienstvolle Arbeit treffender umschrieben gewesen. Johannes M. Becker (Marburg)

**Luthardt, Wolfgang, und Alfons Söllner (Hrsg.): Verfassungsstaat, Souveränität, Pluralismus.** Otto Kirchheimer zum Gedächtnis. Westdeutscher Verlag, Opladen 1989 (238 S., br., 38,- DM)

Anlässlich des 80. Geburtstages (und 20. Todestages) von Otto Kirchheimer wurde im November 1985 in Berlin ein Symposium zu seinem Gedächtnis abgehalten. Die im vorliegenden Buch enthaltenen Referate beschäftigen sich mit Themen aus den Hauptarbeitsbereichen Kirchheimers. Aus den Beiträgen *Luthardts* und *Perels* wird deutlich, daß es Kirchheimer in seinen Analysen der Weimarer Republik um deren spezifische Ausformung des sozialen Rechts- und Wohlfahrtsstaates ging. *Luthardt* zeigt, daß Kirchheimer Antwort zu geben suchte auf die Fragen, worin das Formprinzip des Wohlfahrtsstaates in der Weimarer Verfassung bestehe, was seine neue Qualität ausmache und auf welche politischen, sozialen und rechtlichen Widerstände es während der Weimarer Republik gestoßen sei (43). *Perels* betont, Kirchheimer habe in seiner demokratischen Verfassungstheorie Verfassungsexegese, Ideologiekritik konservativer Verfassungsinterpretationen, Klassenanalyse und normative Vorstellung bezüglich des sozialistischen Ziels verknüpft (58-90). *Richard Saage* argumentiert, daß Kirchheimer analytisch prägnant die Transformation der Weimarer Kräftekonstellation von einer »Demokratie des Kompromisses« (zwischen Sozialdemokratie und Bürgertum) in eine »Demokratie der feindlichen Heerlager« (während der Großen Koalition unter Hermann Müller) beschrieben habe. Zunächst war die verselbständigte Bürokratie der Präsidialkabinette der Nutznießer dieses Wandels, dann die offene Diktatur des »Dritten Reiches«. Kirchheimer habe die Macht Hitlers vom Gleichgewicht konkurrierender Oligarchien abhängig gesehen. In der Sicht Kirchheimers habe die »Kooperation« zwischen Partei, Armee, staatlicher Bürokratie und Großindustrie sowie Großgrundbesitz einem erbitterten Machtkampf geglichen, der seine Grenze lediglich in der verbindlichen »Führerentscheidung« gefunden habe (77ff.).

*Alfons Söllner* ruft Kirchheimers Analysen der westdeutschen Nachkriegsgesellschaft in Erinnerung. Der deutsche Konservatismus in seiner parteipolitischen Ausformung als politischer Katholizismus habe, gemäß Kirchheimer, eine politische Stabilisierung in Westdeutschland erreicht, die durch einen »Trend zur Privatisierung, eine Internalisierung der Interessen und eine Konzentration auf private Belange« gekennzeichnet sei. Politik sei in Verwaltung transformiert worden, juristische Verfahren würden für politische Zwecke verwendet. Gleichzeitig habe es Möglichkeiten der aktiven Einflußnahme der Bürger auf den politischen Prozeß nur vermittelt über die Massenorganisation in Parteien und Verbänden gegeben (101ff.). Kirchheimers Beschäftigung mit »politischer Justiz« bietet den Bezugspunkt für drei rechtstheoretische und -politische Referate. *Rüdiger Voigt* beschäftigt sich mit Vorzügen und Nachteilen der »Verrechtlichung der Lebenswelt«, während ein zentraler Gesichtspunkt des Beitrages von *Hans-Peter Schneider* die Analyse des Verfassungsschutzes als Staatsschutz ist. In einem differenziert argumentierenden Beitrag diskutiert *Ulrich K. Preuß* »politische Justiz im demokratischen Verfassungsstaat« (129ff.). Für *Preuß* ist politische Justiz »ein Akt der Grenzziehung und Ausgrenzung aus der Normalität der politischen Ordnung in gerichtlicher Form« (134). Sie definiere »die vorrechtlichen Voraussetzungen der Legalität, indem sie negativ ausgrenzt, was mit den legitimierenden Grundlagen der politischen Ordnung nicht vereinbar ist, und



ihre Sanktionen bestehen in der Illegitimierung von Rechtspositionen« (ebd.). Auf der Grundlage dieser Definition analysiert *Preuß* die Verfassungsgerichtsbarkeit als eine Form politischer Justiz.

*Manfred G. Schmidt* diskutiert Kirchheimers zentrale These, daß sich die großen politischen Parteien der größeren westeuropäischen Länder in der Nachkriegszeit von »Weltanschauungsparteien« auf konfessioneller und klassenstruktureller Basis zu »Allerweltparteien« umgeformt hätten (173ff.). *Schmidt* gelangt zu dem Ergebnis, daß Kirchheimers Analyse der »catch-all-party« defizitär sei. Er habe das Beharrungsvermögen hergebrachter sozialökonomischer und sozialkultureller Konfliktlinien unterschätzt. Diese »cleavages« würden aus Gründen der politischen Mobilisierung von den Parteien »gepflegt« und über spezifische »policies« abgestützt. Feststellbare Unterschiede zwischen christdemokratischen und sozialdemokratischen Regierungspolitiken ebenso wie die Zersplitterung des westeuropäischen Parteiensystems gelten als empirische Belege gegen Kirchheimers These. *Richard Stöss* bemüht sich, Kirchheimer als Parteipolitiker vorzustellen. Diese Theorie bestünde »in einem Set von zusammenhängenden Aussagen über die soziale Basis, über Organisation und Programm und über das Machtstreben von Parteien sowie über die Typen des Parteiensystems und die Perioden seiner Entwicklung« (191). *Joachim Raschke* Beitrag diskutiert die Entstehung der »Grünen« als Partei im Kontext der Integrationsgrenzen des Parteitypus der Volkspartei. Zugleich argumentiert er, daß sozialstrukturelle und organisationssoziologische Vorgaben sowie Restriktionen des Parteiensystems eine grundlegende Systemtransformation durch die neuen Bewegungen/Parteien verhinderten (199ff.).

Roland Axtmann (Aberdeen)

**Edelman, Murray: Politik als Ritual.** Die symbolische Funktion staatlicher Institutionen und politischen Handelns. Campus Verlag, Frankfurt/M, New York 1990 (202 S., br., 19,80 DM)

Bei dem Buch handelt es sich um einen Klassiker der politischen Theorie. Die jetzt wieder veröffentlichte, erstmals in deutscher Übersetzung 1976 vorgelegte Untersuchung über die symbolische Funktion des Politischen ist eine Kompilation aus zwei umfangreichen Monographien des amerikanischen Politologen, die zuerst 1964 und 1971 erschienen sind. In dem für die deutsche Neuausgabe geschriebenen Vorwort kennzeichnet Edelman den spezifischen *approach* seines Unternehmens im Rückblick als Versuch, den von der angelsächsischen analytischen Philosophie ausgehenden *linguistic turn* auf das Feld der politischen Theoriebildung anzuwenden. In der Konsequenz dieses von ihm höchst eigenwillig und unter Inkaufnahme eines nicht immer unproblematischen Eklektizismus durchgeführten »semiotischen Ansatzes« (VII) gelangt Edelman zu einer Serie von fundamentalen Thesen, die seine exemplarischen Analysen so divergenter Politikfelder strukturieren, wie die in den amerikanischen Großstadtghettos aufbrechenden Rassen-Konflikte, die amerikanische Bürgerrechtsbewegung (77ff.), der Ost-West-Konflikt (XIII, 12f., 73), der Vietnamkrieg (150), der staatlich geschürte Antikommunismus in den USA (53f.) und die als Antwort auf die sogenannte Große Depression der dreißiger Jahre konzipierte Politik des New Deal (63f.).

Am Anfang der Untersuchung steht die zentrale Auffassung von der *Symbolizität* aller als politisch wahrgenommenen Ereignisse und Abläufe. In seinem 1990 geschriebenen Vorwort scheint Edelman diese Erkenntnis sogar zu der konstruktivistischen Annahme einer vollständigen *Selbstreferenz* des Politischen zu radikalisieren: »Probleme, politische Führer und Gegner sind gesellschaftliche Konstruktionen, keine Tatsachen. Sie werden fortwährend auf verschiedenste Weise hervorgebracht und

interpretiert, um Meinungen zu beeinflussen. « (X) Der *ritualhafte* Charakter politischer Kommunikation ist eine direkte Folge ihrer Symbolizität: unter Rückgriff auf *informationstheoretische* Axiome sieht Edelman die Leistung von Symbolen im Aufbau einer sich in Mythen und Ritualen artikulierenden, stabilen und hochselektiven *Sinnstruktur*, der es obliegt, das Leben des Menschen, das unter modernen gesellschaftlichen Bedingungen in einem historisch nie dagewesenen Ausmaß dem Zufall, dem Nichtwissen und dem Unvorhersehbaren ausgeliefert ist, kontrafaktisch mit jenen Erwartbarkeiten auszustatten, die es allein führbar machen sollen (92ff.). Im Unterschied zur *Information*, die Komplexität erzeugt (und nicht reduziert), Neues bringt, das sich nicht sofort einer Ordnung einfügt, mit einem Wort: die *über-rascht* und unser Wissen von der Welt verändert, sind *Symbole*, oder wie Edelman auch sagt, *Bedeutungen* weitgehend erfahrungsresistent, gegen empirische Beobachtungen immun, redundant und daher im hohen Maße *voraussehbar*.

Weit davon entfernt, diese mit dem Zwang zur Reduktion von Komplexität begründete »symbolische Funktion« des Politischen als unausweichlich hinzustellen (wie es etwa die gleichfalls mit dieser informationstheoretischen Figur arbeitende *Systemtheorie* tut), unterwirft sie Edelman vielmehr einer rigorosen Kritik. Er findet schärfste Worte der Ablehnung für eine Politik, »die sich für die Mehrheit die meiste Zeit im Kopf ab(spielt), als eine Flut von Bildern, mit der Zeitungen, Illustrierte, Fernsehen und politische Diskussionen sie überschütten« (4). Die Politik als eine »Parade abstrakter Symbole« (ebd.) hat ihm zufolge die hauptsächliche Funktion einer *imaginären Kompensation* berechtigter sozialer Ansprüche der Massen mit dem Ziel ihrer konsequenten Distanzierung von realer Macht. In dem sich die Massen mit großer Leidenschaft der Politik als »Zuschauersport« (ebd.) hingeben, machen sie den Weg frei für jene ausgezeichnet informierten und organisierten gesellschaftlichen (im wesentlichen ökonomischen) »pressure-groups«, die unbeeindruckt von den imaginären Einsätzen und Konfliktlinien der symbolischen Politik geschickt die staatlichen Institutionen für ihre konkret definierten Interessen zu instrumentalisieren wissen.

Buchstäblich keine der Institutionen moderner, sich demokratisch legitimierender Staaten (Wahlen, Parlamente, Gerichte, exekutive Instanzen) nimmt Edelman von dem Vorwurf der Gewährung bloß symbolischer Partizipation des Volkes an der Politik aus; von den öffentlich ausgetragenen Kontroversen einer nicht gleichgeschalteten politischen Kultur bis hin zu den von der staatlichen Offizialpolitik inszenierten patriotischen Feiern erstreckt sich das Spektrum politischer Mythenproduktion. Der Glaube an die Souveränität des Volkes und die demokratische Kontrolle der staatlichen Institutionen, die in Krisenzeiten gesteigerte Bereitschaft zur *Identifizierung* von Feinden (innen- oder außenpolitisch gerichtete Versuche der Personifizierung von als Bedrohung erlebten abstrakten Prozessen) und die komplementäre *Identifikation* mit einer »im öffentlichen Interesse« handelnden politischen Führung, schließlich die massenhafte Bereitschaft zum Selbstopfer (von finanziellen Einbußen bis hin zum kriegerischen Einsatz der eigenen Existenz): das sind für Edelman die wesentlichen Register der mythisch gesteigerten symbolischen Politik, denen er in rastloser Aufklärungsarbeit den wissenschaftlichen Kampf angesagt hat.

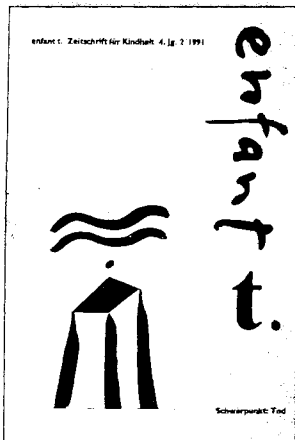
Irritiert wird dieser aufrechte Kampf allein durch den die gesamte Konzeption durchziehenden *Anthropologismus*. Sätze wie »Die Masse will Symbole, keine echten Nachrichten« (7), sind für Edelmanns Diskurs charakteristisch: Was die symbolischen Bedeutungen »determiniert, sind die Bedürfnisse, Hoffnungen und Ängste der Menschen« (2). Die zur *conditio humana* hochstilisierte *Angst* des (modernen) Menschen ist die letzte Ursache und das eigentliche Objekt der symbolischen Funktion

des Politischen: je nach Lage – Edelman operiert hier mit einer strikt *behavioristischen* Psychologie – verstärken oder reduzieren die Register der politischen Mythisierung die unhintergehbaren »Bedrohtheits-Perzeptionen« (II) der Massen, die zwischen Angst und Hoffnung hin und her taumeln. Diese »Massenpsychologie«, der er sich unglücklicherweise verschrieben hat, ist ihrerseits ein klassisches Element der kollektiven bürgerlichen Phantasie über die populären Schichten der Gesellschaft.

Ein noch gravierenderer, auf der Grundlage der von Edelman gewählten letzten begrifflichen Unterscheidungen (Symbol vs. Erkenntnis, Bedeutung vs. Information etc.) jedoch irreparabler Mangel der Theorie liegt in ihrer Weigerung, die symbolische Funktion als eine *unvermeidliche* Dimension politischer und kultureller Auseinandersetzung zu erkennen, in die auch die symbolisch unterworfenen, d.h. (um mit Gramsci zu reden, den Edelman nicht zu kennen scheint) hegemonialisierten Massen in politisch und kulturell verändernder, ja revolutionärer Weise intervenieren können. Diese Weigerung, die elementare Soziokultur als einen Kampfplatz zu definieren, hat dann zwangsläufig eine *instrumentalistische* Auffassung der Funktionsweise politischer Symbolik zur Folge, die Edelman zwar abstrakt ablehnt (Zurückweisung der Manipulationstheorie), der die Durchführung seines Programms aber an keiner Stelle entkommt (vgl. 153, 159).

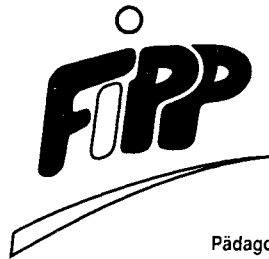
Friedrich Balke (Bochum/Siegen)

FIPP-Verlag · Ortelstr. 34 · W · 1000 Berlin 62 · Tel. 030/784 20 75



**enfant t.**  
ZEITSCHRIFT FÜR KINDHEIT

erscheint zweimal jährlich (Frühjahr + Herbst) mit wechselndem Schwerpunkt zum Thema Kindheit, sowie den Rubriken Kultur, Rezensionen, Psychohistorie.



Verlag für die  
Pädagogische Praxis

**enfant t.** bringt die Themen auf den Punkt ohne wissenschaftliche Abstrakta.

**enfant t.** wird von all denen gelesen, die mit Kindern zu tun haben, aber auch von denen, die sich mit Kindheit beschäftigen.

Einzelheft (ca. 144 S.) DM 21,-  
Bezugsgebühren Jahresabo DM 42,-  
(bei Bestellung über den Verlag zzgl. Versandkosten).

**enfant t.** 1/91 **Geburt**

**enfant t.** 2/91 **Tod**

**enfant t.** 1/92 **Zucht und Ordnung**

**enfant t.** 2/92 **Chaos und Anarchie**

---

Robert Miles  
**Rassismus**

Einführung  
in die Geschichte und Theorie  
eines Begriffs



Argument

Robert Miles

**Rassismus**

*Einführung in die Geschichte und  
Theorie eines Begriffs*

Aus dem Englischen  
von Michael Haupt  
191 S., br., DM 24,-

Weitere Literatur zum Thema:

**Theorien über**

**Rassismus**

Hg. von Otger Atrata, Gerrit  
Kaschuba, Rudolf Leiprecht und  
Cornelia Wolf

Argument-Sonderband AS 164  
176 S., br., DM 18,50

Etienne Balibar/  
Immanuel Wallerstein

**Rasse, Klasse, Nation**

*Ambivalente Identitäten*

Übersetzt von Michael Haupt und  
Ilse Utz

278 S., br., DM 28,-

## *Wer ist denn schon rassistisch?*

Immer häufiger ist im Alltag, aber auch in Politik und Wissenschaft von ›Rassismus‹ die Rede, wobei dieser Begriff häufig genug einen polemischen und moralischen, aber keinen erklärenden Stellenwert besitzt. Oft gehen die Auffassungen so weit auseinander, daß es kaum noch sinnvoll scheint, den Begriff weiterhin in wissenschaftlichen Kontexten zu verwenden.

Demgegenüber hebt Miles hervor, daß man Formen und Funktionen des Rassismus nur dann adäquat begreifen kann, wenn man die Theorien, die zur Ausprägung dieses Begriffs führten, nicht von ihrem geschichtlichen Hintergrund abkoppelt. Er plädiert für ein differenziertes Verständnis von Rassismus, das die historischen wie auch die sozioökonomischen Bedingungen von Rassendiskursen und Diskriminierungspraxen in die Betrachtung mit einbezieht. Anhand von umfangreichen Materialien zeigt Miles, daß der Rassismus sehr vielgestaltige Äußerungsformen besitzt und aus je unterschiedlichen historischen und sozialen Bedingungen heraus entstanden ist.

Eine übersichtliche und klar formulierte Einführung für alle, die am Thema theoretisch und praktisch interessiert sind.

Robert Miles ist Assistenzprofessor am Institut für Soziologie der Universität Glasgow und Direktor der dortigen Forschungsgruppe ›Migration und Rassismus‹. Er arbeitet und publiziert seit über 15 Jahren zu Themen der Migrationssoziologie und Rassismusforschung.

---

## **Argument**

Rentzelstraße 1 2000 Hamburg 13

---

## VerfasserInnen

A: = Arbeitsgebiete, V: = Veröffentlichungen, M: = Mitgliedschaften

*Apitzsch, Ursula*, 1947; Dr.phil., Priv.-Doz. im FB Erziehungs- und Sozialwiss. an der Univ. Bremen. V: *Gesellschaftstheorie und Ästhetik bei Georg Lukacs* (1977). A: Kulturtheorie, Migrationsforschung, Probleme der Arbeit und Bildung – geschlechtsspezifische Fragestellungen

*Axtmann, Roland*, 1956; M.A., Ph.D., Lecturer of Politics, Univ. of Aberdeen. A: Vergleichende politische Soziologie, Politische und soziologische Theorie

*Balibar, Etienne*, 1942; Prof. f. Phil. an d. Universität Paris-I. V: *Das Kapital lesen* (zus. m. L. Althusser, 1965, dt. 1972); *Rasse, Klasse, Nation – Ambivalente Identitäten* (zus. m. I. Wallerstein, frz. 1988, dt. 1990); »Gibt es einen neuen Rassismus?«, in *Argument* 175

*Balke, Friedrich*, 1961; Doktorand am Graduiertenkolleg der Univ.-GH Siegen. V: *Zeit der Ereignisse – Ende der Geschichte?* (Mithrsg., 1992). A: Politische Philosophie

*Barben, Daniel*. 1961; Dipl.-Soz., wiss. Mitarb. am Wissenschaftszentrum Berlin, FS Technik-Arbeit-Umwelt

*Becker, Johannes M.*, 1952; Dr.habil., Lehrbeauftragter an der HU Berlin, JWG Univ. in Frankfurt/M. V: *Ein Land geht in den Westen* (1991). A: Frankreich, Militär- und Abrüstungsforschung

*Behrend, Hanna*, 1922; Dr.sc., Doz. für engl. Literatur i.R. V: *East German Women under the Federal Eagle* (1991). A: Feministische Theorie, Frauenfrage. M: UFV

*Bialas, Wolfgang*, 1954; Dr.sc.phil., Redakteur des *Argument*. A: Kritische Theorie, Klassische deutsche Philosophie, Geschichtsmethodologie

*Blume, Jürgen*, 1960; 1. Staatsexamen Deutsch/Geschichte, Student für Journalistik an der Univ. Bamberg. V: *Die Lektüren des Alfred Döblin* (1991). A: Döblin, Arbeiterbewegung. M: SPD, IG Medien

*Franke, Astrid*, 1968; Studium der Anglistik und Biologie in Berlin und Edinburgh. A: Cultural Studies

*Gallini, Clara*, 1931; Prof. f. Ethnologie an der Universität Rom. V.: *Il Consumo del Sacro* (1971); *La Sonnambula Meravigliosa* (1983); *La Ballerina Variopinta* (1988). A.: Alltagskultur im zeitgenössischen Italien

*Grode, Walter*, 1949; Dr.phil., Politologe. V: »*Modernisierung*« und *Destruction*. Zur Kontroverse um die Ökonomie der »Endlösung« (1990). A: Faschistische Ausgrenzungs- und Vernichtungspolitik, Deutsche Okkupationspolitik in Osteuropa während des Zweiten Weltkriegs. M: GEW

*Haug, Wolfgang Fritz*, 1936; Dr.phil., Prof. f. Philosophie an der FU Berlin. V: *Kritik der Warenästhetik* (1971, 1983); *Vorlesungen zur Einführung ins »Kapital«* (1974, 1975); *Warenästhetik und kapitalistische Massenkultur* (1980); *Der Zeitungsroman* (Realsatire, 1980); *Pluraler Marxismus* (1985/87); *Die Faschisierung des bürgerlichen Subjekts*, AS 80 (1986); *Vom hilflosen Antifaschismus zur Gnade der späten Geburt* (1987); *Gorbatschow – Versuch über den Zusammenhang seiner Gedanken* (1989); *Versuch, beim täglichen Verlieren des Bodens unter den Füßen neuen Grund zu gewinnen: Das Perestrojka-Journal* (1990). M: GEW

*Hauser, Kornelia*, 1954; Dr.phil., wiss. Ass. an der Univ. Bielefeld, Mitglied der *Argument*-Frauenredaktion. V: *Strukturwandel des Privaten?* (1987); *Viele Orte, überall?* (Hrsg., 1987); *Küche und Staat*, AS 180 (Mithrsg., 1989); *Die andere Angst*, AS 184 (Mithrsg., 1991). A: Geschlechterverhältnisse in d. Literatur, weibliche Vergesellschaftung. M: ÖTV

*Heintges, Johannes*, 1965; Studium der Philosophie und Germanistik an der Univ. Tübingen. A: Praxisphilosophie, Gesellschaftstheorie und Rationalitätskritik, Subjekttheorie

*Hennig, Eike*, 1943; Dr.phil., Prof. für Politikwiss. an der GH Kassel. V: *Die Republikaner im Schatten Deutschlands* (1991) A: Faschismusanalyse, Neonazismus/Extremismus

*Holdenried, Michaela*, 1957; Dr., wiss. Mitarb. an der FU Berlin, FB Germanistik. V: *Im Spiegel ein anderer* (1991). A: Autobiographik, Romantheorie, Literatur des 20. Jahrhunderts

*Hong, Yun-Gi*, 1957; M.A., Studium der Philosophie an der FU Berlin. A: Philosophie, Politologie, Soziologie

*Janhsen, Doris*, 1961; Studium der Germanistik/Amerikanistik in Hamburg, arbeitet als freie Übersetzerin

*Kieserling, Manfred*, 1950; Dr.rer.pol., Sprecher der Interdisziplinären AG Nationalsozialismus der GH Kassel. V: *Faschisierung und gesellschaftlicher Wandel* (1991); *Die Republikaner im Schatten Deutschlands* (Mitautor, 1991). A: Nationalsozialismus, Rechtsextremismus, Politische Psychologie

*Koivisto, Juha*, 1958; M.A., wiss. Mitarb. an der Univ. Tampere (Finnland). V: »Umkämpfte Philosophie«, in *Argument* 192, 519ff. A: Ideologietheorie, materialistische Philosophie

*Kothoff, Helga*, 1953; Dr., Habil-Stipendiatin. V: *Das Gelächter der Geschlechter* (Hrsg., 1988); *Von fremden Stimmen* (Mithrsg., 1991); *Die Geschlechter im Gespräch* (1992). A: Gesprächsanalyse, Ethnolinguistik, Gender Studies

*Kunstmann, Wilfried*, 1949; Dr.rer.pol., wiss. Mitarb., Geschäftsführer. V: *Kritische Theorie von der Geschichtstheologie bis zur Evolutionstheorie* (Hrsg., 1981); *Volkshochschulen zwischen Autonomie und Anpassung* (1986). A: Gesellschaftstheorie, Erwachsenenbildung, Militärpolitik, Neue Technologien, Arbeitslosigkeit

*Loidolt, Georg*, 1964, Dr.phil., A: Ideologietheorie

*Lutz, Hartmut*, 1945; Prof.Dr.phil.habil., Lehrstuhlvertretung Amerikanistik an der Ernst-Moritz-Arndt Univ. Greifswald. V: *Chicanos und Indianer in den USA*, Gulliver 17 (Mithrsg., zus.mit D.Herms, 1985); *Minority Literatures in North America* (Mithrsg., 1990); *Contemporary Challenges: Conversation with Canadian Native Authors* (1991). A: Nordamerikanische Literatur, Frauenliteratur Kanadas, Native American Studies. M: Anglistentag, DG für Amerikastudien, GEW, Ges. für Kanada-Studien

*Rätzl, Nora*, 1948; Dipl.-Päd., Mitarbeiterin im Projekt Migration und Rassismus in Europa. Redakteurin des *Argument*. V: *Die Schwierigkeit, nicht rassistisch zu sein* (Mithrsg., 1986). A: Frauenbewegung, Rassismus

*Riess-Beger, Daniela*, 1960; M.A., wiss. Mitarb. an der FU Berlin. A: Frauenforschung, Avantgardforschung

*Rushdie, Salman*, 1947; Schriftsteller. V: *Die Satanischen Verse* (1988); *Haron und der See der Geschichten* (1990, dt., 1991)

*Saage, Richard*, 1941; Dr.phil., Dr.disc.pol.habil., Prof. für Politikwiss. an der Univ. Göttingen. V: *Eigentum, Staat und Gesellschaft bei I. Kant* (1973); *Herrschaft, Toleranz, Widerstand* (1981); *Politische Utopien der Neuzeit* (1991). A: Geschichte der politischen Ideen und der Sozialutopien, Arbeiterbewegung der Zwischenkriegszeit, Konservatismus, Faschismus. M: SPD, GEW

*Soares do Bem, Arim*, 1955; M.A., Doktorand an der FU Berlin. A: Medien, Kultur, Ideologie, Rassismus

*Stuhlmann, Barbara*, 1959; M.A., A: Frauenliteratur

*Vogl, Jörg-Michael*, 1954; Gesamtschullehrer. A: Parteientheorie

**blätter** *der* **IZ3w**

**links**  
Sozialistische Zeitung

---

**178**

Westsahara: Marokko sabotiert den UNO-Plan

Türkei: Türkei auf dem rechten Weg

Kolumbien: Kolumbien in guter Verfassung

Chile: Weltmarktintegration und soziale Demokratie

*Nationalismus*

Nation, Nationalismus und erfundene Tradition

Rassismus und Nationalismus, Klassengesellschaft und Staat

Interview mit Detlev Claussen zum Thema Antisemitismus

Europäische Identität contra Nationalismus

Jordanien: Begrenzte Demokratisierung als Antwort auf die Krise

*Diskussion*

Polemische Antwort auf die Thesen Ulrich Menzels

*Ökologie*

Schmutziges Geschäft Müllhandel

*Ökologie*

UNCED-Info (2)

Deutsche Interessen am Amazonas (Tagungsbericht)

*Kultur*

Porträt des arabischen Jazzmusikers Rabih Abou Khalil

---

**1 '92**

L. Spira: Der Zerfall im Osten

*Aktuell*

Sovieticus: Der Zerfallsprozeß der SU ist vollkommen

F.Eckardt: Die Flüchtlingspolitik der Niederlande

D.Goullianas: Ausländerbeiräte belassen die Arbeiter im Abseits

*Aktuelle Debatte*

Ch.Görg: Nach dem Ende des Sozialismus

*500 Jahre Conquista*

J.Hirsch: Amerika entdecken. Die Conquista – ein Anlaß zur Erinnerung

Th.Gebauer/J.Hirsch: El Salvador. Tage des Umbruchs

K.v. Bracht/M.Proske: Die Kaffeekampagne in El Salvador

U.Grünwald: Guatemala im sechsten Jahr der »Demokratie«

H.Dietrich: Lateinamerikas »zweite Emanzipation«

W.Rügemer: 500 Jahre »Entdeckung Amerikas«

*International*

J.-M.Chauvier: Die Ukraine – welcher Staat?

P.-E.Jansen: Impressionen von einer Reise in die ehemalige Sowjetunion

L.Ludovico: Demokratie mit »Volk« verhindern

*Dokumentation*

A.Honneth: Thesen zur Verwendung des Civil-Society-Modells

22. Jg. 1992

---

Jährlich 8 Hefte, Einzelheft 6 DM, Jahresabo 48 DM (erm. 38 DM). Aktion Dritte Welt e.V., Informationszentrum Dritte Welt, Postfach 5328, 7800 Freiburg i. Br.

---

Redaktion: N. Apostolidou, P. Bonavita-Lindloff, U. Braud, C. Görg, H. Grün, J. Hirsch, P.-E. Jansen, P. Kern, H.-D. Köhler, E.-M. Krampe, T. Kunz, L. Ludovico, R. Pusch, S. Reinhold, F. Schneider. – AG Sozialistisches Büro, PF 10062, 6050 Offenbach I. – Ersch. mtl., Einzelheft 6 DM, Jahresabo 64 DM, incl. Verand. – Verlag 2000 GmbH, PF 102062, 6050 Offenbach I

# Die Neue Gesellschaft Frankfurter Hefte

---

## 2 '92

F.Manfrass-Sirjacques: Mittelrand und Maastricht

R.Blackburn: Anarchie im Vereinigten Königreich?

A.Duka: Das neue politische Spektrum in Rußland

H.-H.Schlenker: Belgiens Rechtsextremismus auf dem Vormarsch

R.Uessler: Die regionalistische »Leghe« und das Unbehagen an Italien

W.Schroeder: Motor und Bremse der deutschen Einheit

Th.Meyer: Vision, Illusion und Realismus

*Die Wiederbesichtigung eines Krieges*

N.Birnbaum: Die wankende Supermacht

Th.Krapf: Israels ungewisse Zukunft

M.Rabic: Die Palästinenser und der Friedensprozeß

A.Taheri: Kriegsgewinnler Iran

B.Tibi: Keine Demokratisierung im Nahen Osten

M.Müller: Der Pate in der Nahostpolitik

D.Claussen: Krieg der Wörter

A.Demirowić: Wie bei Horkheimer in Vietnam

M.Schmitz: Der Fernseh-Krieg

*Kultur und Geschichte*

Gespräch mit Günter de Bruyn: »Die mystische DDR-Identität ist viel wichtiger als die Stasi-Verbrechen«

O.Lafontaine: Ein Lob der Anpassung

M.Lindner: Weimarer Profile: Die verschollene Generation (II)

39. Jg. 1992

---

Hrsg. für die Friedrich-Ebert-Stiftung von H.Börner, W.Dirks †, G.Grass, J.Rau, C.Stern, H.-J.Vogel. Redaktion: P.Glotz (Chefredakteur), U.Ackermann, N.Seitz (beide verantw.) - Erscheint monatl. Einzelheft 12,80 DM frei Haus; Jahresabo 90 DM frei Haus. - Verlag J.H.W. Dietz Nachf., In der Raste 2, 5300 Bonn 1

# Prokla

Zeitschrift für politische Ökonomie  
und sozialistische Politik




---

## 85

*Kriminalisierung und Zivilisationsverlust*

U.Hohmann: Der Japan-Blues

N.Janigro: Jugoslawien - Vom Krieg der Worte zum Krieg der Banden

R.Uessler: Mafia und Politik in Italien

H.Busch: Drogenunternehmer, politische Herrschaft und »Drogenkrieg«. Das Beispiel Kolumbien

D.Olowu: Korruption in Nigeria. Ursachen, Folgen und Gegenmaßnahmen

R.v.Krieken: Elias und Foucault über Disziplin und das Selbst

R.Hitzler: Machiavellismus oder Von den Kunst-Regeln politischen Handelns

B.Lüthje: Zur Politischen Ökonomie des »post-fordistischen« Telekommunikationssektors

21. Jg. 1991

---

Hrsg. v. d. Vereinigung zur Kritik der politischen Ökonomie e.V. - Redaktion: E.Altvater, H.Ganßmann, M.Heinrich, K.Hübner, B.Mahnkopf, M.Mayer, D.Messner, S.Neckel, K.-D.Tangermann (geschäftsführend). - Erscheint mit 4 Nummern im Jahr. Einzelheft 16 DM. Jahresabo 52 DM - Verlagsadresse: Rotbuch Verlag GmbH, Potsdamer Straße 98, 1000 Berlin 30. - Redaktionsadresse: Postfach 100 529, 1000 Berlin 10.



# psychosozial

Zeitschrift für Analyse,  
Prävention und Therapie  
psychosozialer Konflikte  
und Krankheiten

---

48

## AIDS

M.L.Moeller: Die Betreuung von AIDS-Kranken zwischen Professionalität und persönlichem Engagement

S.R.Dunde: AIDS und psychosoziale Fragen

R.Rosenbrock: Gesundheitspolitische und sozialwissenschaftliche Perspektiven der Prävention und Krankenversorgung

O.Seidl: Psychosoziale Forschung und Therapie mit HIV-Infizierten

G.Oliveri: Malen als Versuch der Krankheitsbewältigung

M.Bock: Drogen und AIDS – das doppelte Elend. Ein Fallbeispiel

M.Reimitz: Die Probleme von AIDS bei Kinderwunsch und Schwangerschaft

A.Köhl/R.Schürhoff: Zur sozialen Stigmatisierung und Diskriminierung von AIDS

## Aus Forschung und Praxis

Th.Lidz: Die Regression der Psychiatrie

I.Misselwitz: Die Arzt-Patient-Beziehung in der Psychotherapie unter DDR-Bedingungen

H.Petri: Nach-Denken über den Golfkrieg und seine Folgen

E.Schneider: Überlegungen zu Freuds Arbeit »Warum Krieg?«

Ch.Biermann: Überlegung zu Sigmund Freuds Arbeit »Warum Krieg?«

14. Jg. 1991

---

Hrsg. von H.Becker, D.Beckmann, I.Fetscher, H.Friedrich, A.Köhl, A.Overbeck, H.-E.Richter, H.Strotzka, A.Uchtenhagen, E.Ulich, J.Willi, H.-J.Wirth. – Erscheint viermal im Jahr. Einzelheft 32 DM, Jahresabo 98 DM zzgl. Versand, Studentenabo 49 DM. – Psychologie Verlags Union, Postfach 1120, 6940 Weinheim. – Redaktionsanschrift: Friedrichstraße 35, 6300 Gießen

# TEXT+KRITIK

---

113

## Vom gegenwärtigen Zustand der deutschen Literatur

H.Kinder: Sätze zum Satz vom Ende der Literatur

J.Egyptien: Anmerkungen zur poetischen Praxis und zu den Erzähltheorien von Hanns-Josef Ortheil, Gerhard Kopf und Gert Neumann

M.Töteberg: Über Literatur und Literaturkonzepte von Hanns-Josef Ortheil und Gerhard Kopf

F.Meyer-Gosau: Aus den Wahnwelten der Normalität. Über Brigitte Kronauer, Elfriede Jelinek und Kerstin Hensele

M.Scheffel: Zu Texten Martin Grzimeks und Gert Hofmanns

H.Korte: Deutsche Lyrik 1985 bis 1991

E.Schütz: Neuer deutscher Journalismus oder Für eine erneuerte Asphaltliteratur

R.Baumgart: Der neudeutsche Literaturstreit

U.Schmidt: Über neudeutsche Literaturkritik

R.Warnecke: Konsequent inkonsequent: Hans Magnus Enzensberger

J.W.A.Hoffmann: Freier Autor, freier Fall

---

Herausgeber: H.L.Arnold. Redaktion: F.Meyer-Gosau, U.Schmidt und M.Töteberg. – Erscheint viermal jährlich. Abopreis 54 DM zzgl. Versand, Einzelheft 19 DM – Redaktion: Tuckermannweg 10, 3400 Göttingen – Verlag: edition text + kritik, Postfach 80 05 29, 8000 München 80



# vorgänge

Zeitschrift für Bürgerrechte  
und Gesellschaftspolitik

## 31/32

»Du Schwarz, Du Rot, Du Gold«. Eine Diskussion am Abend des 2. Oktober 1990 im Maxim Gorki Theater Berlin

J.Mihan: Aufbruch im Aufbruch. Theater 89

G.Mack: Experimenta 1990: Ein Wendepunkt in der Heiner-Müller-Rezeption?

M.Jahnke: Zur Situation des Kinder- und Jugendtheaters in den neuen Bundesländern

R.Schneider: Eine DT-64-Momentaufnahme aus dem deutschen Medienschungel

J.K.Bleicher: Deutsch-deutsche Talkshows zwischen Information und Therapie

H.Fensch: Zur Situation des Kabarett in der Ex-DDR

H.Schäfer: Jugendliche in Filmen aus der BRD und der DDR

K.Lemke: Die internationalen Aktivitäten des Theaters an der Ruhr am Beispiel von Jugoslawien

J.Rzepa: Das Theater St. I. Witkiewicz

D.Hoffmeier: Über den Zugang Brechts zum Werk Stanislawskis

Dv.Hoff: Der weibliche Körper als Handlungsschauplatz

E.Karstens: Inhaltliche Vorstellungen von einem zweiten Fernsehprogramm (1958-1963)

H.Korte/G.Strake-Behrendt: Der Filmstar als Gegenstand medienwissenschaftlicher Forschung

A.T.Paul: Notizen zum Theater Ugandas

M.M.Kohtes: Betrachtungen zum Living Theatre

R.Schweinfurth: Für eine unvoreingenommene Begegnung mit den griechischen Klassikern

Redaktion: Peter Roessler, Pete Oltmanns, Edith Wack, Gerd Susen. – Erscheint unregelmäßig. Einzelheft 24 DM. – Redaktion TheaterZeitschrift: Hauptstraße 56/1, 1000 Berlin 62

## 6 '91

U.Vultejus: Neuordnung des Schwangerschaftsabbruchs

N.Reichling: Justiz und NS-Verbrechen

Th.Mayer: Erfahrungen mit Volksentscheiden

W.Roth: In Zukunft ohne Rechtsradikale?

E.Hennig: Hoyerswerda ist »ausländerfrei«!

### Essay

S.Papcke: Europa vor der Moderne in den postmodernen Kommentaren zur Aufklärung

### Der Osten vor dem Chaos

A.-A.Guha: Die Sowjetunion – Eine Weltmacht vor dem Chaos

G.Schäfer: Zur Entwicklung in der ehemaligen Sowjetunion – und zu uns

K.Naumann: Mythos »Zivilgesellschaft«

T.Kuljić: Hintergründe des Bürgerkriegs in Jugoslawien

Th.Jäger: Europa und der Zusammenbruch der Sowjetunion

### Kritik

S.Ott: Literarischer Maulwurf LVI

### Dokumentation

Die Friedenskarawane durch Jugoslawien

Herausgeber: Vorgänge e.V., in Zusammenarbeit mit der Gustav-Heinemann-Initiative, der Humanistischen Union und dem Komitee für Grundrechte und Demokratie. – Redaktion: Dieter Hoffmann. – Erscheint zweimonatlich. Einzelheft 14 DM (Doppelheft 20 DM); Jahresabo 64 DM zzgl. Versand. – Verlag: Leske+Budrich, Gerhard-Hauptmann-Str.27, 5090 Leverkusen 3

# WECHSEL WIRKUNG

TECHNIK NATURWISSENSCHAFT  
GESELLSCHAFT

53

*Gentechnologie*

K.Grüber: Gentechnik am Menschen

M.Kiper: Gentechnik im Dienste des Militärs

R.Kraft: Gentechnologie manipuliert die Ernährung

J.Spangenberg: Gentechnik und Dritte Welt

M.Kiper: Biologische Gefahrstoffe und Schutz der Beschäftigten

M.Flitner/D.Leskien: Weltweiter Schutz und Patentschutz der biologischen Vielfalt?

*Naturwissenschaft & Technik*

K.Grüber: Die Marsbergstudie – ein Fallbeispiel

J.Scheer: Kernfusion

*Gesellschaft & Politik*

D.Bimboes: Internationale Stoff- und Energieflüsse und ihre Herausforderungen für Politik und Gesellschaft

*Frauen*

R.Brämer: Über Veränderungen der naturwissenschaftlichen Fachsozialisation in den 80er Jahren

14. Jg. 1992

Redaktion: Suzanne Wagner, Carsten Freiberg, Rudy Kothe. – Erscheint zweimonatlich. – Einzelheft 8 DM. Jahresabo 48 DM. – Verlag und Redaktion: remember e.G., Maria-brunnstraße 48, 5100 Aachen

# WIDERSPRUCH

Beiträge zur  
sozialistischen Politik

22

*Neo-Kolonialismus*E.Dussel: Die Motivationen der Conquista  
G.Hauck/R.Kössler/H.Melber: Kontinuitäten und Modifikationen des (Neo-)Kolonialismus

Ch.P.Scherrer: Selbstbestimmung für indigene Nationalitäten

G.Hischier: Überlegungen zur Weltgesellschaft, zum transnationalen Kapitalismus und Entropie-Kolonialismus

Ch.Radtke: Ein Überblick über die internationale Öko-Debatte

E.Märke: Feminismus, Ökologie und Entwicklung

C.Wacker: Frauen und Landrechte in Kenia  
T.Locher/H.Furrer: Self-Reliance statt Weltbank/IWF? Das Beispiel EritreaCh.Neugebauer: Bilder Afrikas in Europa  
Alternative Entwicklungsstrategien für Afrika. Erklärung von Dar-Es-Salaam, Tansania  
12.-15.12.1989

U.Hänsenberger: Fluchtgeld – Eldorado Schweiz. Und was auch sonst noch gegen den IWF-Beitritt spricht

R.Strehle: IWF-Abakadabra und die Falle der moralischen Kritik

C.Knöpfel: Wie die Schweiz von Kolumbien profitiert

*Diskussion*

M.Wicki: Fünfundfünfzig Jahre Schweiz. Arbeiterhilfswerk

H.Schäppi: Der Angriff der neoliberalen Ordnungspolitik

11. Jg. 1991

Herausgegeben vom Redaktionskollektiv Widerspruch: Martin Bondeli, Franz Calannes, Peter Farago, Pierre Franzen, Susi Lindig, Giaco Schiesser, Walter Schöni, Urs Sekinger, Jakob Tanner, Reto Togmina. – Erscheint zweimal jährlich. – Einzelheft 12 Fr. im Abo 2 Hefte pro Jahr: 21 Fr. – Redaktionsanschrift: Redaktionskollektiv Widerspruch, Postfach 652, CH-8026 Zürich

# WIDER★ SPRÜCHE

Zeitschrift für sozialistische Politik im  
Bildungs-Gesundheits- u. Sozialbereich

## 41

*Armut kein Thema?*

W.Hanesch: Armut in Deutschland – Politische und strategische Antworten zu Armut und Unterversorgung

G.Bäcker: Soziale Probleme und sozialpolitische Herausforderungen im vereinigten Deutschland

R.Albrecht: Von der Arbeitslosigkeit, Ausgrenzung und Armut zum neuen Modell mit ganzheitlichen Lebensentwürfen

A.Wacker: Über den Zusammenhang von Massenarbeitslosigkeit und politischem Protest

*Forum*

K.A.Chassé: Armutsforschung in der (alten) Bundesrepublik

BAG: Positionspapier zur Wohnungsversorgung für einkommens- und sozialschwache Bevölkerungsgruppen

K.Störch: Zum Stand der Literatur zum Problem junger »Nichtseßhafter« unter Berücksichtigung der Trebegänger

11. Jg. 1991

Herausgeber: Sozialistisches Büro. Redaktion: A.Schaarschuch, N.Diemer, W.Völker, F.Schütte, B.Hafenecker, W.Lochmann, F.Düchting, T.Kunstreich, F.Manke, F.Peters, W.Plum, B.Rose, V.Schöneberg, E.Bolay, G.Pabst, A.Wagner. – Jährlich 4 Hefte. Einzelheft 14 DM. Jahresabo 54 DM + Versand. – Redaktion Widersprüche: Postf. 102062, 6050 Offenbach. Vertrieb: Verlag 2000. Postfach 102062, 6050 Offenbach

# Z.

Zeitschrift für marxistische Erneuerung

## 8

*Ereignisse und Entwicklung in der UdSSR*

A.Brie: Alles wird anders und nichts grundsätzlich neu

*Neue Weltordnung – Globale Probleme*

F.Deppe: Die Weltordnung nach dem Ende der Systemkonkurrenz

J.Huffschmid: Zur These vom Niedergang der USA

W.Ruf: Die sogenannte Dritte Welt nach dem Ende der Bipolarität

W.Harich: Zur jüngsten Veröffentlichung des Club of Rome

A.Leisewitz: Ökologischer Imperialismus

J. Goldberg: Vom Ost-West- zum Nord-Süd-Konflikt?

P.Haferstroh/K.Kinner/Th.Schmidt: »Imperialismus« – Ein linker Kampfbegriff?

W.D.Hund: Anmerkungen zur marxistischen Soziologie

H.Bömer: Weltwirtschaftliche Stellung der Bundesrepublik und ihre ökonomischen Rolle im Transformationsprozeß Osteuropa

M.Kutschka: Abschied vom Prinzip demokratischer Legalität?

F.Rische/U.Sander: Kalter Krieg und kaltes KP-Verbot nun auch im Haus Europa?

J.Hahn: Transformationsproblem und Werttheorie

M.Heinrich: Die Marxsche Werttheorie – mit dem Transformationsproblem erledigt?

H.-J.Podszuweit: Zur Diskussion um alternative Wirtschaftssysteme

P. Vidal-Naquet: Die Mörder des Gedächtnisses (1987) – Teil II

Herausgegeben vom Forum Marxistische Erneuerung e.V. (Wiesbaden). Redaktion: A. Engelhardt, H. Jung. Erscheint viermal jährlich. Einzelheft 15 DM. Jahresabo 45 DM. Redaktion und Vertrieb: Z – Zeitschrift für Marxistische Erneuerung, Kölner Str. 66, 6000 Frankfurt/M. 1



Schriftenreihe  
Wissenschaft und Frieden

Band 15

## **Ein sauberer Tod - Informatik und Krieg**

Herausgeber:

Ute Bernhardt, Ingo Ruhmann (FIFF)

Bonn, November 1991

320 Seiten / 20.- DM

(zuzügl. Porto)

### **Bestellungen bei:**

BdWi - Bund demokratischer  
Wissenschaftlerinnen und Wissen-  
schaftler

PF 543 • 3550 Marburg

Tel. (06421) 2 13 95

Fax (06421) 2 46 54

### **I. Informations- und Kommunikationstechnik: seit ihren Anfängen politisch geformt**

*Michalski:* Der Einfluß des Militärs auf die Entwicklung der Telekommunikation in Deutschland • *Iburg:* Der Computer im Dienste amerikanischer Militärpolitik.

### **II. Computer auf dem Schlachtfeld**

*Scheffran:* Neue Informationstechnologien und das C<sup>3</sup>I-System der NATO • *Josephy:* Informationstechnik in der militärischen Entscheidungsfindung • *Bernhardt/Ruhmann:* Elektronische Kriegsführung • *Ruhmann:* Avionik • *Bernhardt:* Der Mensch auf dem modernen Schlachtfeld • *Genrich:* Rückwirkungen der militärischen Degradierung menschlicher Intelligenz auf die Gesellschaft.

### **III. Dual-Use: zivil geforscht - militärisch genutzt?**

*Domke:* Berücksichtigung militärischer Anforderungen bei der zivilen Entwicklung neuer Technologien • *Seidel/Hofer:* Informatik, Dual-Use und Rüstungsexporte • *Drewniok/Schröder/Lange/Dreschler-Fischer:* OSCAR - Ein Informatikprojekt im Bereich der Abrüstung.

### **IV. Weiter so - oder umsteuern?**

*Bernhardt/Ruhmann:* Der militärische Maßstab der Computersicherheit • *Klischewski/Rolf:* Informationstechnische Vernetzung und Kriegsunfähigkeit in hochentwickelten Industriegesellschaften • *Matthies/Grundmann:* Strukturwandel und Konversion in High-Tech-Unternehmen der Rüstungswirtschaft • *Schröter:* Der Streit um die Zivilklausel.



## Verdeckte Gewalt

Psychosoziale Folgen der  
Kriegsführung niedriger  
Intensität in Zentralamerika

Hg. von Wilhelm Kempf

Argument-Sonderband AS 187  
160 S., br., DM 15,50

## Wege zur »Neuen Weltordnung«?

Seit der Invasion US-amerikanischer Truppen in Panama scheint sich für regionale Konflikte ein neues Modell der bewaffneten Intervention abzuzeichnen, das in Militärkreisen die Bezeichnung *low intensity warfare*, Kriegsführung niedriger Intensität, erhalten hat. Ihr Ziel besteht darin, den Gegner u. a. durch den Einsatz kleiner, aber schneller und beweglicher Streitkräfte innerhalb kurzer Zeit und ohne größere Verluste an Menschen und Material in die Knie zu zwingen, während zugleich die kritische Funktion der Öffentlichkeit durch gezielte Desinformation auf ein Minimum reduziert wird.

Der von dem Konstanzer Professor Wilhelm Kempf herausgegebene Sammelband untersucht, wie solche Strategien im einzelnen durchgesetzt werden. Daß die US-Intervention in Panama ohne größere Empörung hingenommen wurde, verweist auf eine neue Dimension der psychologischen Kriegsführung, die es erforderlich macht, den Begriff der Gewalt neu zu überdenken. Die von den USA in Zentralamerika in verschiedenen Varianten betriebene *low intensity warfare* kann dabei als Ausgangspunkt dienen.

*Weitere Literatur zum Thema:*

*Medienkrieg oder »Der Fall Nicaragua«*

Politisch-psychologische Analysen über  
US-Propaganda und psychologische Kriegs-  
führung

Hg. von Wilhelm Kempf

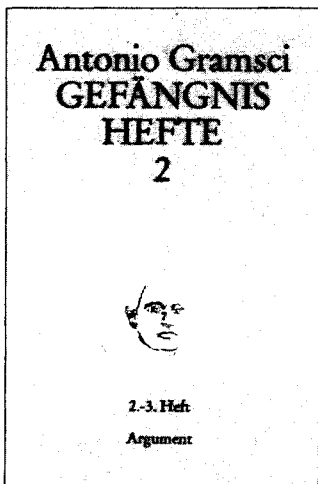
EPS 16, 250 S., br., DM 28,—

»... vermittelt aufschlußreiche Einblicke in die Strategie der USA. Das Buch belegt die Aggression Washingtons. Und es ist geeignetes Studienmaterial über die Gründe ihres Erfolgs.«

*Berlin-Dienst*

# Argument

Rentzelstraße 1 2000 Hamburg 13



Antonio Gramsci

## Gefängnishefte

Die *Gefängnishefte* erscheinen in einer Kritischen Gesamtausgabe auf Grundlage der von Valentino Gerratana im Auftrag des Gramsci-Instituts besorgten Edition.

Herausgegeben vom *Deutschen Gramsci-Projekt* unter der wissenschaftlichen Leitung von Prof. Klaus Bochmann (Universität Leipzig) und Prof. Wolfgang Fritz Haug (FU Berlin).

Die Kritische Gesamtausgabe umfaßt 10 Bände mit insgesamt ca. 3500 Seiten. Jeder Band enthält als Anhang einen kritischen Apparat. Ausstattung: fester Einband (Linson) mit zweifarbigem Schutzumschlag und Lesebändchen.

Preis pro Band DM 46,—;  
bei Subskription DM 37,—  
Die Subskription ist noch bis zum 30.06.1992 möglich.

## Neu zu entdecken: Gramsci, Antonio

»Gramsci ist, wie immer man über ihn urteilen mag, ein Denker von europäischem Format; und umso verdienstvoller ist das editorische Unterfangen, das der Argument-Verlag jetzt mit dem ersten Band der *Gefängnishefte* begonnen hat.«

*Ulrich Hausmann im NDR*

»Ohne finanzielle Unterstützung durch irgendeine Kultur- oder Wissenschaftsinstitution — was schlicht ein Skandal ist, wenn man bedenkt, was sonst hierzulande als förderungswürdig anerkannt wird — ist der kleine Argument-Verlag das Wagnis eingegangen, Gramscis eigentliches Hauptwerk, die *Gefängnishefte*, in einer deutschen Edition vollständig herauszubringen.«

Hans-Martin Lohmann in der *Zeit*

»Ein neuer Blick auf soziale Herrschaft ...«

Alex Demirovic in der *taz*

*Bereits erschienen:*

Band 1 (1. Heft)	Band 2 (2. und 3. Heft)
Hg. v. Klaus Bochmann	Hg. von W.F. Haug
Einleitung von W.F. Haug	360 Seiten
288 Seiten	

*Im Frühjahr 1992 erscheint:*

Band 3 (4. und 5. Heft)  
Hg. von Klaus Bochmann  
ca. 360 Seiten

Inhalt des dritten Bandes:

Heft 4 (1930—1932) enthält u.a. Notizen zur Philosophie, Machiavelli und Marx, Zum »Gemeinverständlichen Lehrbuch« Bucharins, Über Grundbegriffe der marxistischen Theorie: Ideologie, Basis und Überbau. Der »Zehnte Gesang« des *Inferno* aus Dantes »Divina Commedia«.

Heft 5 (1930—1932):

Kirche und Staat, Risorgimento, Über chinesische und japanische Kultur, Kosmopolitische Funktion der ital. Intellektuellen, Renaissance. Kritischer Apparat zu Heft 4 und 5.

# Argument

Rentzelstraße 1 2000 Hamburg 13

---

## *Philosophie und deutscher Faschismus — mehr als nur ein »Fall Heidegger«*



Thomas Laugstien

### *Philosophieverhältnisse im deutschen Faschismus*

Ideologische Mächte im deutschen Faschismus 4  
AS 169, br., 225 S., DM 18,50

Eine gründlich recherchierte empirische Studie, die in der Analyse philosophischer Institutionen (Gesellschaften, Zeitschriften, Kongresse, Seminare) das intellektuelle Klima vor und nach dem historischen Zeitpunkt »1933« untersucht. Wie und in welchem Ausmaß konnte die Philosophie zur Magd faschistischer Politik werden? Was hat es zu bedeuten, daß Philosophen wie Heidegger und Spranger für den autoritären Staat eingetreten sind?

Anhand von Daten, Namen und Fakten beschreibt der Autor minutiös das prekäre Verhältnis von Faschismus und Philosophie.

Weitere Titel dieser Reihe

### *Deutsche Philosophen 1933*

Hg. von Wolfgang Fritz Haug  
Ideologische Mächte im deutschen Faschismus 3  
AS 165, 261 S., DM 18,50

»Wer sich mit den ... feuilletonistischen High-lights zu Heidegger nicht zufrieden geben mag, findet hier, handwerklich solide, stringente Argumentationen.« *links*

... setzt einen Standard, an dem die zukünftige Forschung gemessen wird.« *Widerspruch*

Wolfgang Fritz Haug

### *Die Faschisierung des bürgerlichen Subjekts*

Ideologische Mächte im deutschen Faschismus 1  
AS 80, 220 S., br., DM 18,50

Jan Rehmann

### *Die Kirchen im NS-Staat*

Ideologische Mächte im deutschen Faschismus 2  
AS 160, 160 S., br., DM 18,50

# *Argument*

Frentzelstraße 1 2000 Hamburg 13

---



## Summaries

### **Etienne Balibar: Europe After Communism**

The author examines the way in which the »two Communisms« (of the Eastern States and of the Communist Parties in the West) related to each other, paralysing political actions and thinking, but at the same time provoking competing programs and strategies. He analyses the historical role that forms of Communism played in shaping European unity, in fact in forming the very concept of Europe itself and in securing the deep gap between Eastern and Western Europe. The reasons for the rise of nationalisms in Eastern Europe and the role the West played in providing models for such nationalisms and xenophobia are discussed, as well as the possible perspectives we might experience in the future.

### **Wolfgang Fritz Haug: About the Dialectic of Anti-Racism**

In 1991 more than 300 attacks on lodgings of refugees and immigrants took place in the Federal Republic of Germany. Politics against racism are in urgent demand. Haug analyses the dilemmatic structure of »politics regarding foreigners« as well as contradictions within this field; he shows that a lot of anti-racist concepts, especially moralistic ones, are not sufficient enough and that what we need is a new »theory push«.

### **Ursula Apitzsch: Antonio Gramsci and the Discussion about Multiculturalism**

Two main strands determine the discussion on multiculturalism: those who argue in favour of enjoyable cultural diversity, and those who see culture as part of a process of reducing migrants to ethnicity. The author points out that all these discussions fail to see what can be learned by reading Gramsci, i.e. that the relation between dominant and dominated cultures must be basic to any concept of culture.

### **Salman Rushdie: Attenborough's Gandhi**

Rushdie shows how Attenborough distorts not only the history of the Indian revolution, but the biography of Gandhi as well, thus satisfying Western desires for images of saints, for exotism and political desires to believe that revolutions could and should be solely non-violent.

### **Clara Gallini: Dangerous Games**

Racist constructions of the Other in Italian popular culture ranging from advertisements for food to videogames are analysed. The author succeeds in showing how these images connect, though not in a systematic way, to build up a network of meanings, within which, under certain political and social conditions, games become real – and end up in racist murder.

### **Arim Soares do Bem: Between Subordination and Resistance**

In his empirical study of every day racism of young people in Berlin, the author shows how »the enemy within« switched, after the fall of the wall, from being the »wrong foreigners« to being the »Ossis« (colloquial term for East Germans) who are identified with neo-nazis. Moreover, their conceptions of the neo-nazis turn out to be just the mirror image of what nazis thought and think about Jews.

### **Kornelia Hauser: Castor – The Biography of a Feminist Beaver**

Simone de Beauvoir and Jean Paul Sartre have become such cult figures as a couple, that it is not easy to write a biography of just one of them. D. Bair tried to do this with Beauvoir, and – as Hauser points out – misses the point that it was due to Beauvoir's efforts to adopt male attitudes to life and work, that she couldn't be autonomously creative. The biography tells us about the interdependent relationship, life-style, friends, and lovers, but does not give us any idea of specifically female forms of individuality.

**Walter Grode: The German politics of occupation in the Soviet Union**

From the summer of 1941 until the beginning of 1942, the entire Soviet population was subjugated almost uniformly by the principle of racially-oriented ideology of destruction practised by the German occupation forces. During that period of culminating power of fascist extermination, this strategy was by no means directed solely against the Jewish population. Its intention was in keeping with concepts of a war of conquest dominated by economic and agrarian interests: these »traditional« concepts also assumed a huge population in the »subsidized areas« of the North-West (especially with respect to »Moscow and Petrograd«) as opposed to the »surplus areas« of the Ukraine.

## Vorurteile gegenüber Flüchtlingen

beruhen auf  
flüchtigen Eindrücken.

Wirtschaftsflüchtlinge? Scheinasylanten? Schmarotzer? Negative Begriffe machen es immer leicht, wegzuschauen. Von Menschen, die heute in einer Situation sind, der während des Nationalsozialismus auch viele Deutsche ausgesetzt waren.

Wechselt man einmal die Perspektive, so wird deutlich: Nicht wohin ein Flüchtling flieht, ist das Wesentliche, sondern woher er kommt und warum er geflohen ist.

Politischen Flüchtlingen droht in ihren Heimatländern Gefängnis, Folter und Hinrichtung. Deshalb brauchen sie unseren Schutz.

Seit 30 Jahren setzt sich amnesty international als unabhängige Organisation weltweit für Menschen ein, die in ihren grundlegenden Rechten unterdrückt werden. Durch aktive Mitwirkung und Spenden können Sie zu Erfolgen dieser Arbeit beitragen.

Wir erheben Einspruch. Damit die Chancen, mehr Freiheit und Menschenrechte zu verwirklichen, wachsen. Überall auf der Welt.

Nähere Informationen liegen für Sie bereit. Bitte schreiben Sie uns und fügen Sie DM 4,00 Rückporto in Briefmarken bei.

amnesty international  
Postfach 17 02 29  
5300 Bonn 1  
Spendenkonto 80 90 100  
Postgiro Köln

**ai**  
**amnesty international**  
FÜR DIE MENSCHENRECHTE

## Argument-Rückschau

### 190: Sex/Gender

J. Stacey, B. Thorne: Feministische Paradigmenwechsel in den Wissenschaften / M. McIntosh: Der Begriff »Gender« / R. Seifert: Feministische Theorie und Militärsoziologie / U. Püschel: Über Irmtraud Morgners »Amanda« / K. Hauser: Notiz zur »Leibrede« bei Irmtraud Morgner / H. Peitsch: Westdeutsche Schriftsteller zur Einheit / D. Tetzlaff: Teile und herrsche – Populärkultur und kapitalistische Herrschaft / Besprechungen: Weibliche Moral; Benjamin, Avantgarde und Aufklärung; Geschichte der Germanistik; Kultur und Konsum; Subjekt der Pädagogik; Sozialgeschichte; Palästina, Islam; Politische Ökonomie

### 189: Alternativen im High-Tech-Kapitalismus

S. Hall: Das Ökologie-Problem und die Notwendigkeiten linker Politik / A. Lipietz: Demokratie nach dem Fordismus / F. Haug: Leistung muß sich wieder lohnen / Ch. Salazar-Volkmann: Die Unternehmensphilosophien transnationaler Konzerne / W.F. Haug: Mutmaßungen über Gorbatschow und Perestrojka / S. Willis: Die »Erdbeben-Ausrüstung«. Zur Politik des Trivialen / M. Damus: Heinrich Vogeler, die Kunst und die große Politik / Ch. Schindler: § 218 – eine nachholende Debatte / J.S. Ach: Feministische Positionen in der Abtreibungsdebatte / Besprechungen: Transzendentalpragmatik; Philosophie- und Wissenschaftsgeschichte; Testoptimierung; Zeiterfahrung; Militärgeschichte; NS-Frauengeschichte; Demokratie, Markt, Sozialismus; Sowjetunion

### 188: Nach dem Marxismus?

M. Brie: Marxismus und administrativer Sozialismus / A. Demirović: Ist die DDR an Marx gescheitert? / W. Ettl, J. Jünger: Kritische Sozialökonomie / M. Krätke: Politische Ökonomie ohne Marx? E. Kandziora: Politische Ökonomie der Ost-West-Beziehungen / F. Jameson: Adorno in der Postmoderne / G.J. Bereciartu: Krise des Nationalstaats / W. Mackenbach: Fonseca und der Sandinismus / S. Andresen: Frauen, Karriere und Geld / Besprechungen: Kritische Theorie; Alltagskultur; Lebensräume für Kinder; Psychologiegeschichte; Weiblicher Masochismus; Parteien- und Gewerkschaftstheorie; Feministische Ökonomie

### 187: Krieg und Liebe

N. Hartsock: Nullsummenspiel der Ehre / F. Haug: Eintritt der Frauen in den Krieg / R. Schneider: Liebe bei Elfriede Jelinek / K. Hauser: Geschlechtertausch bei Irmtraud Morgner und Christa Wolf / G. Lindner: Frauenemanzipation und Individualität in der DDR-Literatur / R. Stefaniak: Wir haben die Kunst, damit wir nicht an der Wahrheit zugrunde gehen / E. San Juan: Symbolisierung des Widerstands auf den Philippinen / M. Wekwerth: Über eine Weiterarbeit des »Berliner Ensembles« / P. Jehle: Fragen zur Romanistik im deutschen Faschismus / Besprechungen: Moralphilosophie, Philosophiegeschichte; Intertextualität und Textphilologie; Künstliche Intelligenz; Erziehungswissenschaft; Frauen, Recht und Politik

### 186: Krieg und Nation

M. Kaldor: Der imaginäre Krieg / A.G. Frank: Politische Ökonomie des Golfkriegs / G. Auernheimer, J. Bidet, W.F. Haug: Fragen zum Golfkrieg / B. Anderson: Die Erschaffung der Nation durch den Kolonialstaat / R. Suny: Sozialismus und Nationalitätenkonflikt in Transkaukasien / G. Auernheimer: Nachdenken über Deutschland als Nation / Th. Gehrman: Fußball und Nationalismus / M. Schneider: Von der Staatsfirma in die DM-Kolonie / W. Bialas: DDR-Identität im Umbruch / A. Weberling: Technikkritik und Geschlechterverhältnisse / Besprechungen: Nietzsche und der Faschismus; Sozialphilosophie; Literatur und Medien; Kulturpolitik; Bildungstheorie; Dritte Welt; Israel

### 185: Gramsci und die Zivilgesellschaft

J.A. Buttigieg: Gramscis Methode / A. Showstack Sassoon: Das Entstehen eines neuen Konzepts von Staatsbürgerschaft / A. Demirović: Zivilgesellschaft, Öffentlichkeit, Demokratie / D. Boothman: Gramsci als Ökonom / Ch. Löser: Wolkogonows Stalin-Biographie / H. Behrend: Kollektivschuld oder Rechtsstaatlichkeit? / S. Krätke: Umbau der Städte / Interventionen zur Singer-Debatte / Besprechungen: Philosophie im Faschismus; Evolutionäre Erkenntnistheorie; Aufklärung; Literatur der Moderne; Identität in der Fremde; Computerlernen; Emanzipation und Mutterschaft; Antisemitismus; Bucharin; Sozialpolitik

## Buchhandlungen, die das Argument-Verlagsprogramm führen

- Augsburg »probuch« GmbH, Gögginger Str. 34; Tel. 0821/57 91 73  
Berlin 12 Buchladen am Savignyplatz, Carmerstr. 9; Tel. 030/313 40 17  
Berlin 19 Buchhandlung G. Zimmermann, Schloßstr. 29; Tel. 030/341 74 32  
Berlin 33 Buchhandlung Tell, Thielallee 32; Tel. 030/832 40 51  
Jürgens Buchladen, Königin-Luise-Str. 40; Tel. 030/831 50 89  
Berlin 41 Wohltal'sche Buchhandlung, Rheinstr. 11; Tel. 030/851 15 09  
Bremen 1 Georg-Bücher-Buchhandlung, Vor dem Steintor 56; Tel. 0421/720 73  
Essen Heinrich-Heine-Buchhandlung, Viehofer Platz 8; Tel. 0201/23 19 23  
Frankfurt/M. Uni-Buch, Jügelstr. 1; Tel. 069/77 50 82  
Wiss. Buchhandlung Theo Hector, Gräferstr. 77; Tel. 069/77 73 03  
Karl-Marx-Buchhandlung, Jordanstr. 11, Tel. 069/77 88 07  
Freiburg Jos Fritz, Politische Buchhandlung, Wilhelmstr. 15; Tel. 0761/2 68 77  
Fulda Sozialwissenschaftliche Fachbuchhandlung, Friedrichstr. 24; Tel. 0661/749 34  
Gießen Buchladen Kleine Freiheit, Bismarckstr. 9; Tel. 0641/718 50  
Göttingen Rote Straße-Buchladen, Rote Str. 10  
Hamburg ARGUMENTE, Rentzelstr. 1; Tel. 040/45 36 80  
Heinrich-Heine-Buchhandlung, Grindelallee 26; Tel. 040/44 97 78  
Heidelberg Buchhandlung Schöbel & Kube, Plöck 64  
Kassel ABC-Buchladen, Goethestr. 77; Tel. 0561/77 70 4  
Köln 41 Der Andere Buchladen, Zülpicher Str. 197; Tel. 0221/42 02 14  
Konstanz Zur Schwarzen Geiß, Obermarkt 14; Tel. 07531/1 54 33  
Marburg Politische Buchhandlung Roter Stern, Am Grün 28; Tel. 06421/24 78 7  
München 40 BASIS, Sozialwiss. Fachbuchhandlung, Adalbertstr. 41b; Tel. 089/280 95 22  
Münster ROSTA-Buchladen, Aegidilstr. 12; Tel. 0251/44 92 6  
Nürnberg Bücherkiste, Jakobstr. 26  
Oldenburg Carl v. Ossietzky Buchhandlung, Achternstr. 15/16; Tel. 0441/13 94 9  
Osnabrück Autonomie-Buchladen, Martinistr. 9  
Regensburg Ulrich Dombrowsky, Wollwürgergasse 4; Tel. 0941/5 15 35  
Saarbrücken Der Buchladen GmbH, Försterstr. 14; Tel. 0681/3 11 71  
Stuttgart Buchhandlung Wendelin Niedlich, Schmale Str. 9; Tel. 0711/22 32 87  
Tübingen Die Gruppe, Alternativer Buchladen GmbH, Münzgasse 15; Tel. 0707/2 33 58  
Würzburg Werner Beyer, Sanderstr. 33/35; Tel. 0931/5 99 43  
Schweiz Bern, Münstergass-Buchhandlung, Münstergasse 41; Tel. 031/22 82 18  
Zürich, Limmatbuchhandlung, Pinkus-Genossenschaft, Froschaugasse 7; Tel. 01/25 12 67 4  
Österreich Wien 1, Buchhandlung Heinz Kolisch, Rathausstr. 18; Tel. 0222/43 32 21  
Wien 10, Karl Winter OHG, Landesgerichtstr. 20; Tel. 0222/42 12 34

## Frauenbuchläden, die das Argument-Frauenprogramm führen

- Berlin 12 Lilith Frauenbuchladen, Knesebeckstr. 86-87; Tel. 030/312 31 02  
Berlin 62 Frauenbuchladen Labrys, Hohenstaufenstr. 64; Tel. 030/215 25 00  
Bielefeld bambule e.V., August-Bebel-Str. 154, Tel. 0521/6 84 61  
Bochum Frauenbuchladen Amazonas, Schmidtstr. 12  
Bonn Nora-Frauenbuchladen, Wolfstr. 30; Tel. 0228/65 47 67  
Braunschweig Frauenbuchladen im Magniviertel, Magnikirchstr. 4; Tel. 053/4 07 44  
Bremen Frauenbuchladen Hagazussa, Friesenstr. 12; Tel. 0421/7 41 40  
Dortmund frauenbuchladen zimpzicke, Adlerstr. 45; Tel. 0521/6 84 61  
Düsseldorf Frauen-Bücher-Zimmer, Duisburger Str. 50, Tel. 0211/46 44 05  
Frankfurt 90 frauenbuchladen gmbh, Kiesstr. 27, Tel. 069/70 52 95  
Göttingen Frauenbuchladen Laura, Burgstr. 3  
Hamburg 20 Frauenbuchladen »Von heute an«, Bismarckstr. 98; Tel. 040/420 47 48  
Hannover Annabee Frauenbuchladen, Hartwigstr. 7; Tel. 0511/32 40 24  
Heidelberg Frauenbuchladen GmbH, Theaterstr. 16; Tel. 06221/2 22 01  
Kassel Aradia Frauenbuchladen, Reginastr. 14; Tel. 0561/1 72 10  
Mainz Gardabela Buchladen GmbH, Frauenlobstr. 40; Tel. 06131/61 41 74  
Mannheim Frauenbuchladen Xanthippe, T 3, 4; Tel. 0621/2 16 63  
München 40 Lillemor's Frauenbuchladen, Arcisstr. 57; Tel. 089/272 12 05  
Tübingen Frauenbuchladen Thalestris, Bursagasse 2; Tel. 07071/2 65 90  
Schweiz Bern, Frauenbuchladen, Münstergasse 41; Tel. 031/21 12 85  
Zürich, Frauenbuchladen, Stockerstr. 37; Tel. 01/202 62 74  
Österreich Innsbruck, Parnasse, Müllerstr. 6; Tel. 05222/2 39 80  
Wien, Frauenzimmer, Langegasse 11; Tel. 0222/43 86 78  
Wien Sprachlos, Radeitzkstr. 6; Tel. 0222/75 24 245